WILS
CLS
PT1337
.B53x
1904
bd.9

BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

Aus der Bibliothek
von
Ohnes Campus

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Interessante Romane beliebter Autoren.

Georg Hartwig:

Wenn du mich liebst. Roman. Zwei Bände.

Dieser neueste Roman des in weiten Kreisen mit Vorliebe begehrten Schriftstellers erfreut sich einer nicht minder starken Nachfrage, als die unten angeführten, früher veröffentlichten Werke des Verfassers, der mit seinen treffenden und packenden Schilderungen längst sich einen hervorragenden Namen bei der deutschen Leserwelt errungen hat. Es erschienen von Georg Hartwig ferner:

Die goldene Gans.
Roman. Zwei Bände.

Die Generalstochter.
Roman. Zwei Bände.

Die Sage von Imhoff.
Roman. Zwei Bände.

Alpenrose.
Roman. Zwei Bände.

Jugendträume. Roman. Zwei Bände.

Preis jedes der obigen Romane broschiert 6 Mark 50 Pf.

Ferner empfehlen wir:

Die Armutsprobe. Roman von **Fedor von Zobeltitz.** Zwei broschierte Bände 6 Mark 50 Pf.

Ein Wille — ein Weg. Roman von **Ada von Gersdorff** (Baronin Maltzahn). Elegant broschiert 3 Mark.

Ein spannender Roman aus der Gegenwart, reich an überraschenden Wendungen und seelischen Konflikten — die eigenartige Verlobungs- und Ehegeschichte eines Offiziers, der mit unerschütterlicher Willensfestigkeit den Widerwärtigkeiten eines freiwillig auf sich genommenen Geschickes entgegentritt und, gestählt durch eine reine tiefe Liebe, in hartem Kampfe den Sieg erringt.

Diese fesselnden Romane eignen sich vortrefflich für die Hausbibliothek.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Photographie im Verlag der Photogr. Union in München.

Mit Mann und Roß und Wagen — hat sie der Herr geschlagen.
Nach einem Gemälde von Arthur Kampf.

K. F. Beckers Weltgeschichte.

Neueste Zeit.

Von der französischen Revolution bis zur Gegenwart.

Neu bearbeitet von Prof. **Dr. K. H. Grotz.**

Mit 434 Abbildungen und 2 Karten.

Zwei elegant gebundene Doppelbände 14 Mark.

Vielfachen Wünschen entsprechend, ließen wir den Abschnitt „Neueste Zeit" von Beckers altberühmtem Geschichtswerk als Sonderausgabe in etwas vergrößertem Format und splendiderer sonstiger Ausstattung erscheinen. Die beiden Bände umfassen den Zeitraum von der ersten französischen Revolution bis zur Gegenwart **in durchgreifender Neubearbeitung** und unter Verwendung eines überaus reichen, vorzüglich reproduzierten authentischen Bildermaterials.

Die Vergangenheit ist die Lehrmeisterin der Gegenwart. Wer die Geschichte unserer Tage im Zusammenhang einer größeren Periode verstehen und sich darüber unterrichten will, wie dieselbe aus dem vorhergegangenen Zeitraum gleichsam mit innerer Notwendigkeit sich entwickelt hat, dem wird Beckers Weltgeschichte Neueste Zeit als vortreffliches Orientierungsmittel über die letzte Hauptepoche des weltgeschichtlichen Werdeganges die besten Dienste leisten. Die Bearbeitung wird, insofern sie bis auf die allerjüngste Zeit fortgesetzt ist, gegenwärtig von keinem andern illustrierten Geschichtswerke erreicht. Außer durch die zahlreichen Illustrationen wird der Text noch ergänzt und erläutert durch zwei vierfarbige Karten und viele Pläne.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Novellette „Nur wahr!“ von Else Krafft. (S. 66)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1904 • Neunter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, cls
ARR9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Schiffbruch. Roman von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung und Schluss) 7

Um die Beute. Kriminalroman von Reinhold Ortmann . 32

Nur wahr! Novellette von Else Krafft 56
Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Ein herrenloses Land. Bilder aus Neutral Moresnet. Von Gerd Harmstorf 73
Mit 11 Illustrationen.

Der Burenoberst. Eine Ostergeschichte von Gustav Johannes Krauss 90

Vom russisch-japanischen Kriegsschauplatz. Allerlei Kriegsbilder. Von Martin Howitz 148
Mit 13 Illustrationen.

Im Gipsverband. Ein Nachtbild aus der Krankenstube. Von Joh. Stavi 171

Aus der Silvretta und den Lechtaler Alpen. Alpine Wanderskizzen von Isolde Weisser 188
Mit 4 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Ein Taschenspielerstückchen 210

Neue Erfindungen:

I. Reform-Kochkiste „Hausschatz“ 212
Mit Illustration.

II. Ein neuer Stiefelspanner 214
Mit Illustration.

Seite

Zur Geschichte des Selterswassers 214
Das Barfussgehen auf Kriegsschiffen 216
Der Nutzen der Pflanzengeselligkeit 217
Das Eisenbahnhotel auf den Rochers de Naye im Winter 220
Mit Illustration.
Ein Menschenkenner 221
Trinkwassernot in Venedig 223
Ein Aprilscherz 225
Verbrecher als Polizisten 226
Zehenringe 228
Ein Galadiner in Japan 229
Mit Illustration.
Der gefährliche Spiritus 231
Die Skelettuhr 232
Die letzte Zigarre 233
Schreckenszeit im Ameisenhaufen 234
Geistesgegenwart 238
Das Viergroschenschloss 239
Ländlich — sittlich 240
Eine schlaue Frage 240

Schiffbruch.

Roman von Henriette v. Meerheimb.

(Fortsetzung und Schluss.) (Nachdruck verboten.)

Asta beugte sich über Frau Bengals Stuhl. Diese sprach so eifrig mit ein paar Herren, bis Asta ungeduldig wurde. „Gnädige Frau, einen Augenblick nur!“

„Was denn?“ Frau Bengal sah etwas unwillig auf. Sie ließ sich nicht gern in ihrer Unterhaltung stören.

„Ich wollte Sie um Mengerskys Adresse bitten.“

„Ja, liebe Frau v. Normann, auswendig weiß ich die nicht. Ich habe sie mir aber genau notiert.“

„Könnten Sie nicht nachsehen?“

„Jetzt im Augenblick nicht, ich werde Ihnen aber morgen die Adresse schicken. Ich bin einmal hingefahren. Der Kutscher wußte den Weg, ich selbst kann mir Straßennamen und Nummern nie merken.“

„Sahen Sie ihn?“

„Wen? Mengersky? Nein — nur seine Frau, die ihn wie ein Drache seinen Schatz hütet — eine ganz

gräßliche Person! ... Ich habe dann Blumen und Früchte hingeschickt — weiter kann man ja nichts tun."

Asta erstickte fast vor Empörung. Sie sah im Geist wieder, wie Mengersky damals in diesen Salon trat, Frau Bengal mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu stürzte und schrie: „Meister — unser Meister!" Wie alle ihn dann umdrängten. Und jetzt war er vergessen, ausgelöscht aus der Liste der Lebenden. Er konnte ihnen ja keinen Genuß mehr verschaffen, und um einen Unglücklichen zu trösten — dazu fehlte es allen an Lust und Zeit.

Sie drehte der herzlosen Frau den Rücken, die Menschen hier widerten sie plötzlich an. Was verband sie alle eigentlich? Nur Eitelkeit, Genußsucht, Streben nach Geld und Auszeichnungen. Über den Gefallenen hinweg ging die Jagd rücksichtslos weiter.

Sie schlüpfte unbemerkt hinaus und nahm selbst ihren Mantel aus der Garderobe. Zum Glück fuhr zufällig eine leere Droschke die Tiergartenstraße herunter. Sie stieg schnell ein. Ihr Kopf brannte, das Herz tat ihr weh. Die eigene Enttäuschung über Bengals kühl gleichgültiges Benehmen war vergessen über dem qualvollen Mitleid, das ihr Herz zerriß, wenn sie an Mengersky dachte. Nicht mehr spielen können. Er!

Sie vergrub sich die nächsten Tage in ihr Zimmer, denn sie mochte die heiter lachende Sonne, die geschäftig laufenden Menschen nicht sehen. Über alles fiel ein Trauerschleier. Sie starrte oft ganz geistesabwesend die anderen Pensionäre an. Wie war es nur möglich, daß die so gleichgültig heiter miteinander redeten? Wußte keiner, was alle Welt damit verlor, daß Mengerskys Geige verstummt war?

Mit Ungeduld wartete sie auf die Nachricht von

Frau Bengal. Vergebens! Die oberflächliche Frau hatte ihr Versprechen gewiß vollständig vergessen. Im Adreßbuch stand Mengerskys Name noch nicht. Sie beschloß endlich, zu Herrn Rosengart zu gehen; der wußte vielleicht die Wohnung. Ihre ursprüngliche Absicht, ihn um Arrangierung eines Konzerts für sich zu bitten, verschwand ihr gänzlich aus dem Gedächtnis.

Rosengart ließ sie diesmal bedeutend länger warten. Asta ärgerte sich, daß sie ihm ihre Visitenkarte mit ihrem jetzigen Namen hereinschickte. Sie hätte einfach als Asta v. Hollen eine Unterredung erbitten sollen, dann würde er gewußt haben, wer ihn sprechen wollte.

Endlich kam Rosengart mit recht verdrießlichem Gesichtsausdruck aus seinem Allerheiligsten hervor. „Womit kann ich dienen? Bin sehr eilig, meine Gnädige."

„Kennen Sie mich nicht mehr, Herr Rosengart?" Asta zwang sich zu einem liebenswürdigen Lächeln. „Ich bin Asta v. Hollen."

Rosengart zog die Schultern hoch. „Ja, meine verehrte Dame, wie soll ich all die Namen behalten!"

„Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich vor zwei Jahren mit Mengersky zusammen Konzerte gab, das Veilchenlied sang? Bengal malte mich."

„Professor Bengal malt sehr viele. . . . Aber, ja — ja, ich entsinne mich. Sie sind jetzt verheiratet, gnädige Frau? Gratuliere. Nun ist's mit dem Singen wohl vorbei? Begreife das vollständig."

Asta erschien der Mann noch widerwärtiger wie früher. „Da Ihr Gedächtnis sehr kurz zu sein scheint, Herr Rosengart," fing sie mit hörbarer Ungeduld und Verstimmung an, „so können Sie mir wohl auch nicht Herrn Mengerskys Adresse geben? Haben Sie den auch vergessen?"

„Mengersky? Aber meine Gnädige — unseren be-

rühmten Mengersky vergessen! Ja, das ist ein schreckliches Geschick!" Rosengarts Gesicht drückte lebhaftes Bedauern aus. Er ging an seinen Schreibtisch und kramte in einem Fach herum. „Hier ist die Adresse: Charlottenburg. Schillerstraße 91. Drei Treppen."

„Danke sehr." Asta verwahrte den Zettel. „Jetzt werden wohl nicht mehr viele Konzerte gegeben?" fing sie an. Sie wollte Herrn Rosengart seine Bitte erleichtern.

„Einige noch. Das Publikum ist etwas konzertmüde, es muß schon ganz was Besonderes sein, wenn es kommen soll. Ja, wenn Mengersky noch spielte — das zöge. Aber kleine Liederabende — o je! damit kriegen wir jetzt kein volles Haus."

„Ich wollte auch gar kein Konzert geben." Asta errötete ärgerlich über ihre bittere Enttäuschung. „Höchstens würde ich bei einem Wohltätigkeitskonzert mitwirken."

„Wohltätigkeitskonzert? — Ja, da bringen Sie mich auf eine Idee. So etwas soll ich arrangieren. Eine Matinee zum Besten irgend eines Ferienheims. Wenn Sie dabei mitsingen wollen — das läßt sich machen. Natürlich ohne Honorar."

„Ich will es mir überlegen. Wenn mein Mann es erlaubt —"

Rosengart verbeugte sich. „Werde Ihnen also schreiben, gnädige Frau. Ihre Adresse?"

Asta gab sie. Sie wußte gar nichts mehr zu sagen. Rosengarts geschäftsmäßig schnelle Art der Abfertigung hätte ihr ja noch bekannt sein müssen, aber sie konnte trotzdem ein Gefühl der Kränkung nicht überwinden, auch von ihm völlig vergessen worden zu sein.

Langsam, mutlos ging sie die Treppe des eleganten Hauses wieder herunter. Unterwegs kaufte sie einen

wundervollen Strauß dunkelroter Rosen, die wollte sie heute nachmittag Mengersky bringen, vielleicht ihm ein Lied vorsingen, nicht nur um seine ersehnte Bewunderung zu erringen, sondern um ihn zu trösten. Wenn er es wünschte, würde sie jeden Tag zu ihm kommen. Vielleicht gelang es ihr, ihn dazu zu bewegen, das Wohltätigkeitskonzert zu besuchen. Sie wollte ihn jedenfalls fragen, zu welchen Liedern er ihr riete. Einst tat sie ja nichts ohne seinen Rat.

Siebzehntes Kapitel.

Früh am Nachmittag fuhr Asta nach Charlottenburg hinaus. Sie trug ein weißes Tuchkleid, das ihre schlanke, mädchenhafte Gestalt eng umschloß, einen großen weißen Strohhut, mit duftigem Tüll und einem rosa Erikakranz garniert. Der Strauß dunkelroter Rosen lag auf ihrem Schoß. Sie merkte, daß viele Vorübergehende ihr ins Gesicht starrten. Eine wehmütige Freude erfüllte sie. Er würde sie unverändert schön und jung sehen. Wie aber würde sie ihn finden? Das interessante Gesicht von Leiden durchgeistigt, in den großen Künstleraugen den stillen, hoheitsvollen Blick des Überwinders. Mit laut klopfendem Herzen stieg sie die knarrende Holztreppe des Hauses hinauf. Von der zweiten Etage an hörte der Läufer auf. An der Flurtür klebte statt des Schildes eine ziemlich schmutzige Visitenkarte mit seinem Namen. Zaghaft drückte sie auf die Klingel.

Es dauerte sehr lange, bis jemand kam. Endlich näherten sich Schritte der Tür, ein Auge schielte durch die kleine runde Glasöffnung, dann wurde eine Spalte aufgemacht. Ein unsauberes Dienstmädchen steckte ihren Kopf heraus.

„Ich möchte Herrn Mengersky besuchen," sagte Asta. Sie hielt die ausgestreckte Hand mit der Visitenkarte hin, zog sie aber wieder zurück. „Sagen Sie lieber, Asta v. Hollen möchte sich nach Herrn Mengerskys Befinden erkundigen."

„Der Herr ist krank." Das Dienstmädchen glotzte Asta dummdreist an, dann machte sie die Tür wieder zu und ließ sie draußen stehen.

Nach endlos langer Zeit schlurfte wieder etwas heran. Die geheimnisvolle Tür öffnete sich, und die nämliche anziehende Persönlichkeit, mit einer etwas reinlicheren Schürze versehen, ließ Asta eintreten. Durch die schlecht schließenden Gardinen fiel die Sonne grell ins Zimmer. Asta schloß unwillkürlich vor dem blendenden Licht eine Sekunde die Augen, um sie nachher erstaunt im Zimmer umhergehen zu lassen. Auf dem Tisch standen noch die Überreste einer Mahlzeit unordentlich durcheinander geschoben. Ein widerlicher Geruch von Hammelfett, Knoblauch und Kohl durchzog die Luft. Zwischen den Tellern lagen Zeitungen und Zigarrenstummel, auf dem Sofa zusammengeworfene Kissen und Decken, als ob sich eben jemand davon erhoben hätte. Vom Nebenzimmer her hörte Asta sprechen. Sie verstand kein Wort, aber das mußte Mengerskys Stimme sein. Er bat, bettelte vielmehr um etwas in klagenden Tönen, es klang wie unterdrücktes Schluchzen, schwach, hilflos, wie kranke Kinder weinen.

Eine tiefe, rauhe Frauenstimme sprach dagegen.

Astas Herz schnürte sich zusammen. Am liebsten wäre sie hereingestürzt, um dem armen, schlecht behandelten Kranken zu helfen. Endlich wurde es drinnen still. Mengersky mußte seinen Willen durchgesetzt oder sich zufrieden gegeben haben.

Die Tür ging auf, eine dicke, nachlässig angezogene

Frau mit einem unschönen, runzeligen Gesicht, über das wirre, graue Haar ein grellrotes Tuch gebunden, schob sich herein.

Asta starrte sie an. Das war also Mengerskys Frau! Sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. „Ich wollte mich nach Herrn Mengersky erkundigen," sagte sie.

Die Augen der Frau musterten erstaunt das reizende Gesicht.

„Ich möchte ihm ein paar Blumen bringen. Darf ich ihn sehen?"

„Mein Mann ist krank — sehr schlecht heute."

„Ist der Arm immer noch nicht geheilt?"

„Nein — sehr bös. Er ist zu spät abgenommen, sagen die Ärzte. Es kommen immer noch Knochensplitter aus der Wunde. Er schreit beim Verbinden ... o, er schreit!" Sie legte die Hand auf die Brust. „Es zerreißt einem das Herz. Er soll kein Morphium haben, aber er bettelt darum Tag und Nacht."

Also das war der Grund von Mengerskys Tränen und Bitten! Asta kam auf einmal die Gestalt der Frau nicht mehr abstoßend vor. In den gutmütigen, tiefliegenden Augen glänzte es feucht. Sie fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Lider, wie wenn sie sich schämte.

„Geben Sie ihm denn Morphium?" fragte Asta leise.

„Ja. Ich kann das Jammern nicht hören. Dann hat er wenigstens ein paar Stunden Ruhe. Sie wollen also zu ihm? Er ist jetzt besser nach der Einspritzung."

Asta nickte. „Ich möchte ihm die Rosen geben."

„Ach, Rosen!" sagte die Frau verächtlich. „Was hat er früher für Blumen bekommen und Lorbeerkränze — ganze Wagen voll!" Sie trat plötzlich dicht vor

Asta hin und schüttelte ihre beiden erhobenen Arme vor dem Gesicht der jungen Frau, die ganz erschrocken zurückprallte.

„Beide Hände wollt' ich mir abschneiden lassen und die Beine dazu, wenn er seinen Arm noch hätte!" schluchzte sie auf.

Nach einer Weile erst wurde sie ruhiger. Sie schlich auf den Zehenspitzen zur Tür. Asta folgte. Im Krankenzimmer herrschte dieselbe schlampige Unordnung. Gebrauchte Gläser, Medizinflaschen auf allen Tischen — Verbandzeug, ein aufgeschlagenes Bett mit zerwühlten Decken.

Mengersky saß im Lehnstuhl am Fenster. Seine Frau trat zu ihm und zog ihm den fleckigen Schlafrock über der Brust zusammen. „Da ist eine hübsche junge Dame, Joseph, die dich sprechen will."

Asta kam langsam näher. Sie sah nicht auf, bis sie dicht vor Mengerskys Stuhl stand. Sie hielt ihm die Rosen hin.

„Danke sehr!" Er sah mit seinen tief eingesunkenen Augen eine Sekunde flüchtig in ihr Gesicht, dann wandte er sich wieder nach dem Fenster — apathisch, gleichgültig, verdrossen, wie ein schwer Kranker, den das aufdringliche Mitleid verstimmt, den jede Störung beunruhigt. Asta erschien sein aufgedunsenes, gelbliches Gesicht mit dem schlecht gehaltenen Vollbart wie das eines Fremden. Sie sah auf seinen Schlafrock mit den vielen Flecken, auf seine nicht sorgfältig gewaschene Hand, die nervös mit den Fransen der bunten Bettdecke, die über seinen Knieen lag, spielte. Ein Schluchzen, das sie vergebens niederzuringen suchte, stieg in ihrer Kehle auf. Alle Worte, alle Bitten erstarben in diesem quälenden Mitleid, in das sich zu ihrer eigenen Empörung unwillkürlich Ekel über den Schmutz, die

Verkommenheit des Kranken und seiner Umgebung mischte. Hier war nichts von der Erhabenheit des Leidens zu spüren, nur die seelische Zerrissenheit, stumpf duldende Hoffnungslosigkeit drängte sich auf.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ fragte sie endlich mit erstickter Stimme. „Ich bin jetzt verheiratet.“

„So, Sie sind verheiratet? Geht es Ihnen gut?“ fragte er gleichgültig. In seinen müden, glanzlosen Augen lag keine Spur von Interesse.

„Wie kann es mir gut gehen, wenn ich Sie so leiden sehe!“

Er machte ein ungeduldig abwehrendes Zeichen mit der Hand.

Asta kniete neben seinem Stuhl nieder, unbekümmert darum, daß die staubigen Dielen Schmutzstreifen auf ihrem weißen Tuchkleid zurücklassen mußten.

Er wandte sich widerwillig, unfreundlich von ihr ab. Der Anblick ihrer jugendschönen, lebensfrischen Erscheinung machte ihm sein eigenes Elend nur fühlbarer.

Asta wußte nicht, was sie mit dem Kranken reden sollte. Es kam ihr diesem entstellten, verkrüppelten Mann gegenüber wie ein Traum vor, daß sie in seinen Armen gelegen, seine Küsse erwidert, seinen Liebesbeteuerungen gelauscht hatte. Von der sehnsüchtigen Liebe, mit der sie voller Bewunderung bisher an ihn dachte, fühlte sie jetzt nichts mehr, nur noch ein quälendes Mitleid blieb zurück. Hing ihre Liebe für Mengersky nur an seiner eleganten Erscheinung, seinem künstlerischen Ruhm? Jetzt krank, körperlich und geistig gebrochen, war er ihr auf einmal nichts mehr?

Schrecklich — grausam und ungerecht!

„Darf ich bald einmal wiederkommen, wenn Sie wohler sind, Ihnen etwas vorlesen — — oder vorsingen?“ bat sie.

„Nein — nein. Das greift mich an!“ wehrte er ängstlich ab. Seine Augen gingen unruhig im Zimmer umher. Er suchte seine Frau. „Mascha — Mascha!“

Frau Mengersky kam schnell herein. Sie strich ihm über das Haar mit ihrer groben, ungepflegten Hand.

Die Berührung schien ihm wohlzutun. „Bringst du nicht bald den Kaffee?“ Er sah nach seiner Uhr. „Es ist Zeit ... ich muß nachher einnehmen.“

„Ja, ja. Das Wasser kocht schon.“ Sie holte ein Spiel abgenutzter Karten aus einer Kommode hervor und schob einen Tisch heran.

Mengersky legte die ziemlich schmierigen Blätter einzeln vor sich hin.

Asta kam sich grenzenlos überflüssig vor. Der Rosenstrauß war von seinen Knieen herabgeglitten, unbeachtet lag er am Boden. Sie hob ihn auf und legte ihn auf einen Stuhl.

„Ich will jetzt lieber gehen. Darf ich also bald einmal wiederkommen?“

„Sie sind sehr gütig,“ sagte Mengersky teilnahmlos. Die Wirkung des Morphiums schien schon nachzulassen. Er wurde immer apathischer. Er lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Frau Mengersky begleitete Asta, die ihr Weinen nicht unterdrücken konnte, hinaus. „Kommen Sie lieber nicht wieder,“ bat sie. Der Ton, in dem sie es sagte, nahm den Worten jede Unfreundlichkeit. „Sie tun sich weh und ihm auch. Es hilft nun doch einmal nichts. Je weniger er daran denkt, wie's früher war, desto besser ist's. Sobald der Arm besser wird, nehme ich ihn mit nach Warschau zurück. Er freut sich auch schon auf die Leschnogasse und unser altes Haus. Da ist's am besten für uns beide.“

„Maſcha — Maſcha!“ tönte wieder die ſchwache Stimme des Kranken.

„Er hängt an mir wie ein kleines Kind an der Mutter Schürze.“ Das unſchöne Geſicht ſtrahlte. Sie nickte Aſta haſtig zu und ging wieder zu ihrem Mann. Die Tür zog ſie hinter ſich zu.

Langſam ging Aſta zum Hauſe hinaus, die Straße herunter. Die Tränen liefen unaufhaltſam über ihr Geſicht. Die Sonnenſtrahlen, der Geſang der Vögel, der Lindenduft, alles tat ihr weh. Es ſtand in zu grellem Gegenſatz zu dem Jammer, dem grauen, hoffnungsloſen Elend, in das ſie eben hineingeſehen hatte. Wenn noch etwas Erhabenheit in dieſem Elend geweſen wäre, wenn Mengersky ſeinen Troſt in der Muſik, im Streben nach einer anderen Art Erfolg geſucht hätte! Er komponierte einſt ja auch, ſchrieb freilich nie etwas auf. Die ihm ſchnell einfallenden Melodien verewigte nur die goldbraune Violine durch ihren Geſang, kein geſchriebenes Notenblatt. — Daß ſie ihn ſo finden würde! Schrecklich!

Unwillkürlich mußte ſie an ihren Mann denken, wie der wohl ſolch Unglück tragen würde. Aufrecht, feſt — anders konnte ſie ihn ſich nicht vorſtellen, den Erſatz für das Verlorene in ſeinen mannigfachen Intereſſen ſuchend, wenn ihm ſein eigentlicher Beruf genommen war.

Mengersky war haltlos verſunken. —

Sie wollte jetzt nur noch das Wohltätigkeitskonzert abwarten, in dem ſie ſingen ſollte, und dann nach Hauſe reiſen. In der Hitze, die jetzt drückend über Berlin lag, erquickte ſchon der Gedanke an die friſche Seeluft in Wilhelmshaven. William mußte in etwa drei Wochen zurückkommen, er war ſchon auf der Rückreiſe.

Asta hatte sich endlich entschlossen, ihm einen langen, ausführlichen Brief zu schreiben. Als sie erst einmal anfing, ihr Herz auszuschütten, ging es leichter, als sie dachte.

Die wohltuenden Eindrücke in Markas Häuslichkeit, die Enttäuschungen in Berlin schilderte sie sehr lebendig, auch ihre guten Vorsätze, in Zukunft nach Markas Vorbild Musik und hausfräuliche Tätigkeit zu vereinen. Das war aber noch nicht genug. Sie mußte sich durchaus etwas rechtfertigen und den tiefsten Grund ihres kalten, oft abstoßenden Wesens ihm gegenüber nennen.

Sie sprach von Mengersky, erwähnte ihrer Liebe füreinander, und daß sie hauptsächlich, um den bitteren Schmerz zu überwinden, Williams Antrag angenommen habe. „Das machte mich so ungerecht und bitter," ging der Brief weiter, „ich weiß wohl, daß meine Behauptung, Du habest damals das Geld aus kalter Berechnung gegeben, sinnlos und undankbar war. Verzeih mir, wenn Du kannst.... Ich habe Mengersky wieder gesehen, William. Er ist durch einen Unglücksfall verkrüppelt. Er lebt in einer verwahrlosten Häuslichkeit mit einer saloppen, wenn auch gutherzigen Frau. Er wird in kurzer Zeit für immer nach Polen zurückgehen und gleitet damit aus meinem Leben heraus. — — Ich kann den niederziehenden Eindruck nicht schildern, den er und seine Umgebung auf mich machten. Von meiner Liebe, meiner Bewunderung für ihn ist nichts mehr zurückgeblieben. Mir wird weh ums Herz, wenn ich an ihn denke — das ist alles. Ich verachte mich eigentlich selbst! Kann Dir an der Liebe eines so wankelmütigen, schwachen Wesens, wie ich es bin, etwas liegen? Ja? Dann will ich Dich lieben und Dir unser Heim traulich machen, so gut ich es kann. Antworte mir bald. Es ist so kalt und liebearm hier alles um mich herum."

Der Brief war schon fort, als ihr einfiel, daß sie ja ganz vergaß, von dem Wohltätigkeitskonzert zu schreiben. Nun war es zu spät dazu, ihn noch um Erlaubnis zu fragen.

Früher, als sie geglaubt hatte, lief Williams Antwort ein. Er schrieb in augenscheinlicher Hast nur einige Zeilen. Das Postschiff sollte den Brief sofort mitnehmen.

„Asta, geliebte, süße Frau! Von Deinem ganzen Brief las ich nur die letzten Zeilen, daß Du mich lieben willst. Damit ist alles gut — alles Vergangene ausgelöscht. Du sagtest mir einmal: Verzeihen ohne viele Worte, ohne weitere Vorwürfe — das ist schön. Das demütigt nicht, das nimmt nur die Last von der Seele. Ich will auch weiter nichts, wie jede Last von Dir nehmen, Geliebte. Laß mich Dich in Wilhelmshaven in unserer Wohnung finden, wenn ich zurückkomme, und freue Dich ein wenig, mich wiederzusehen. Nur ein wenig, Asta, ich freue mich für zwei.

Dein William."

Asta rührte der liebevolle Ton der Antwort. Sie fing wirklich an, das Wiedersehen zu ersehnen. Am liebsten hätte sie das Konzert im Stich gelassen und wäre nach Hause geeilt, um dort alles in Ordnung zu bringen. Sie erinnerte sich Ellens freudiger Vorbereitungen, wenn Kurt von einer längeren Reise zurückkehrte. Reine Gardinen, frischer Kuchen, blühende Blumen, ein Abendbrot, das aus seinen Lieblingsgerichten bestand — das mußte wohl alles dazu gehören.

Merkwürdig, wie wenig ihr auf einmal daran lag, öffentlich zu singen. Wenn sie es Rosengart nicht fest versprochen hätte, würde sie die Sache am liebsten rückgängig gemacht haben. William würde wohl kaum böse darüber sein, da es ja nur ein Wohltätigkeitsunter-

nehmen war, aber ihr selbst fehlte jede Lust. Schon seit einigen Tagen fühlte sie sich angegriffen, wahrscheinlich von der drückenden Hitze. Auch ihre Stimme klang gar nicht gut, sie zitterte beim Ansatz, kam nicht ordentlich heraus. Heute ging es überhaupt nicht mehr. Ihr Kopf schmerzte heftig, der Hals war brennend trocken. Sie legte sich zu Bett, konnte aber vor Schmerzen nicht schlafen.

Das Mädchen, das sie zum Essen rief, erschrak. „Herrgott, wie sehen gnädige Frau aus! Das reine Fiebergesicht. Soll ich die Suppe heraufbringen?"

„Nein, ich danke," antwortete Asta mühsam. Das Sprechen wurde ihr auf einmal so schwer. Der Kopf schmerzte fürchterlich bei der Anstrengung, ihn zu heben. Mit einem leisen Stöhnen ließ sie ihn wieder ins Kissen sinken.

Das Mädchen machte der Pensionsdame eine so schreckliche Schilderung von Astas Zustand, daß die anderen Gäste heftig erschraken.

„Sie müssen sofort einen Arzt kommen lassen. Es könnte ja ansteckend sein," lautete die allgemeine Forderung.

Ohne vorher mit Asta zu sprechen, schickte Frau Krause ihren Hausarzt, der Asta untersuchte, ihr in den Hals sah und dann erklärte, die Dame habe Diphtheritis, und der Höhe des Fiebers nach würde es ein schwerer Fall werden.

Frau Krause war außer sich. Diphtheritis im Hause! — Da liefen ihr alle Gäste fort, vor allem die kinderreiche amerikanische Familie, die so gut zahlte.

Ohne auf die Einreden des Arztes zu achten, lief sie zu Astas Zimmer und öffnete vorsichtig einen kleinen Spalt der Tür. „Gnädige Frau, es tut mir furchtbar leid, aber es ist nicht zu ändern. Sie müssen fort."

„Was muß ich?“ Asta hob mühsam die schweren Lider.

„Sie müssen in ein Krankenhaus. Der Arzt sagt, Sie haben Diphtheritis.“

Astas Mund zuckte. Hinaus! Fort ... wohin? „Lassen Sie mich doch hier liegen,“ bat sie schwach. „Es ist gewiß nicht so schlimm. Morgen muß ich ja singen.“

„Singen? Allmächtiger Gott! Mit Diphtheritis singen! Ich werde alles besorgen, Sie im Krankenhaus anmelden. Aber fort müssen Sie. Ich kann den Schaden nicht tragen, daß alle meine Gäste mir Ihretwegen kündigen.“

„Gut, ich werde gehen.“

Asta erhob sich mit Anstrengung. Sie wollte ihre Sachen zusammensuchen. Ihr wurde aber so elend, daß sie es bald aufgab und nur Herrn Rosengart einen Zettel schrieb, daß sie morgen nicht singen könne.

Halb ohnmächtig fiel sie auf ihr Bett zurück. Sie wußte kaum mehr, was mit ihr geschah. Sie hörte Menschen kommen und gehen, fühlte sich aufgehoben und in irgend ein schaukelndes Ding gelegt. Sie glaubte ersticken zu müssen, aber sie war zu schwach vom Fieber, das immer höher stieg, um rufen zu können.

Endlich lag sie wieder in einem Bett, in einer kleinen, engen Stube mit weißgetünchten Wänden, Gittern vor den Fenstern. Wie eine Isolierzelle im Irrenhaus sah es aus. Sie schauerte zusammen. Eine Schwester in dunkelblauem Leinenkleid und weißer Haube beugte sich über sie. Die steifgestärkte Schürze knisterte. Der Ton reizte Astas Nerven, auch die leicht knarrenden Schuhe der Schwester taten ihr weh. Von irgend einem Kirchturm läutete es unaufhörlich ... bald lauter — dann leiser. Sie fühlte jeden Glocken-

schlag im Kopf. Die Glocke mußte einen Sprung haben. Das Geläute klang so unrhythmisch ... alles Dissonanzen und gebrochene Töne.

„Das Läuten soll aufhören — ich kann das Läuten nicht aushalten!“ rief sie plötzlich außer sich. „Die Glocken klingen ganz falsch — immer einen halben Ton zu tief oder zu hoch!“

Die Schwester antwortete gar nicht auf diese Phantasien. Sie saß stumm neben dem Bett und notierte die Fiebertabelle für den Doktor. Nur wenn Asta nach Atem rang — sie konnte jetzt kaum noch Luft holen — rückte sie ihr die Kissen höher oder legte die Decken anders.

Gegen Abend machte der Anstaltsarzt seine Krankenbesuche in seinem weißen Rock, das rötliche, glattrasierte Gesicht glänzend vor Gesundheit und Heiterkeit. Er war immer lustig und guter Dinge, am Operationstisch wie an Sterbebetten, es mangelte ihm nie an einem guten oder schlechten Witz. Einige Kranke erheiterte das, vielen mochte es wohl herzlos ihrem Elend gegenüber vorkommen.

Er las flüchtig Astas Namen auf dem Täfelchen über dem Bett. „Nun, meine verehrte gnädige Frau, was machen wir denn? Bißchen Diphtheritis — was? Wollen wir schon kriegen!“

Asta sah ihn unwillig an. Das lächelnde rote Gesicht mit den blonden Bartstoppeln um den Mund war ihr ebenso widerwärtig wie die stumpfe Miene der Schwester.

„Ich habe keine Luft!“ ächzte sie mühsam.

„O, das hat keine Gefahr. Schlimmsten Falls machen wir ein kleines Kehlkopfschnittchen. Dann ist alles wieder gut.“

Er verständigte sich durch einen Blick mit der Schwester.

„41,5," sagte die kurz mit einem Blick auf die Fiebertabelle.

Asta wurde unruhig. Sie zog ihre heiße, trockene Hand, um deren Gelenk der Doktor seine kurzen, dicken Finger legte, heftig fort. „Keinen Kehlkopfschnitt!" sagte sie rasch. „Dann kann ich ja nicht mehr singen."

„Na, die Hauptsache ist doch, daß man atmen kann," lachte der Doktor jovial. Auch die Schwester fühlte sich verpflichtet, den guten Witz zu belächeln.

„Nein — dann will ich lieber sterben!" schrie die Kranke außer sich.

Der Arzt sah jetzt aufmerksamer nach der Tafel mit dem Namen über Astas Bett. Frau Asta v. Normann aus Wilhelmshaven, las er.

„Na aber, gnädige Frau, Sie sind doch wohl nicht Sängerin? Fürs Sprechen reicht das Stimmchen auch noch nach der Operation aus."

Sie sah ihn nur mit verzweifelnden Augen flehend an.

Der Arzt räusperte sich. Die Todesangst auf dem reizenden jungen Gesicht rührte ihn unwillkürlich.

„Nun, ist vielleicht gar nicht nötig. Wollen's eben abwarten," tröstete er. „Wo ist denn der Herr Gemahl, gnädige Frau? In Wilhelmshaven? Soll ich ihm telegraphieren?"

Asta schüttelte den Kopf. „Ist nicht da," sagte sie mühsam.

„Ach so — wohl Marineoffizier? Macht eine Seereise? Nun, wenn er wieder da ist, ist das kleine Frauchen längst gesund."

Er sprach noch leise mit der Schwester weiter. . . .

Eine fürchterliche Nacht folgte, in der Asta alles vergaß außer der entsetzlichen Angst, mit der sie nach Luft rang.

Früh am Morgen mußte die Operation gemacht werden. Asta widersetzte sich nicht länger.

Wie eine Sterbende, stumm, ohne sich anders als durch Zeichen verständlich machen zu können, lag sie in ihrem Bett. Die Schwester wechselte die Kanülen, bettete sie um, pflegte sie mit unverändertem Gleichmut und stoischer Ruhe, gegen die die gutmütigen Scherze des Arztes beinahe tröstlich waren.

Das Fenster wurde etwas geöffnet. Von dem Hof des Nebengebäudes drangen die langgezogenen Töne einer Leierorgel herein. Die süße Lieblichkeit der Melodie des italienischen Liedes konnte selbst das jammervolle Instrument nicht ganz entstellen.

Asta rang plötzlich die Hände. Mit verzweifelter Gebärde legte sie sie an die Ohren.

„Ich darf das Fenster nicht schließen," sagte die Schwester ruhig. „Die Luft im Zimmer ist nicht gut."

Asta drehte den Kopf zur Seite — niemand sollte die heißen Tränen sehen, an denen sie fast erstickte. Draußen wimmerte der Leierkasten ein Lied nach dem anderen. Irgend jemand, der diese Art von Musik liebte, warf wohl ein Geldstück herunter, deshalb wurde nun das ganze Repertoir dankbar abgeorgelt.

Die Schwester wunderte sich, daß das Fieber bei ihrer Kranken wieder bedeutend stieg.

Der Arzt runzelte unzufrieden die Stirn. Er machte der Pflegerin Vorwürfe, die diese mürrisch hinnahm.

Keines von beiden ahnte den Grund von Astas seelischen Leiden, die ihrer Genesung entgegenwirkten. Nachts, wenn das laute Atmen den gesunden Schlaf der Schwester verriet, zerbiß Asta ihr Kissen vor Verzweiflung. Wie ein verwundetes Tier, das seinen Schmerz nicht ausklagen kann, wand sie sich in ihrem Bett.

Achtzehntes Kapitel.

William wunderte sich bei der Landung in Wilhelmshaven nicht, daß er Asta nicht unter den anderen Damen erblickte, die ihre Gatten an der Landungsbrücke erwarteten. Ihr Wiedersehen mußte ein ernsteres, schöneres sein als die harmlose Begrüßungsfreude der übrigen Ehepaare. Vor allem durfte sie keine Zeugen haben.

Er legte den kurzen Weg bis zu seinem Hause fliegenden Schrittes zurück, spähte zu den Fenstern hinauf, ob sich ihr blonder Kopf nicht vielleicht erwartungsvoll herausbog. Nein — die gestickten Tüllstores hingen glatt und regelmäßig vor den Scheiben, keine Falte verschob sich.

Eilig sprang er die Treppe herauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Ohne den Burschen oder die Köchin, die ihm entgegenkamen, anzureden, eilte er an ihnen vorbei ins Zimmer.

„Asta — Asta!"

Keine Antwort.

Seltsam unwohnlich erschien ihm der Salon, als wenn er lang unbenützt gestanden hätte. Der Deckel des Flügels fest geschlossen, die Decke glatt darüber gebreitet, kein herumliegendes Notenblatt, kein aufgeschlagenes Buch.

Er lächelte. Asta mußte von einem wahren Ordnungsfieber ergriffen sein. Auch seine Stube sah eben so kalt aufgeräumt aus. Asta war sicher in ihrer Schlafstube. Er öffnete die Tür und prallte mit dem Burschen zusammen.

„Ein Telegramm für Herrn Leutnant liegt auf dem Tisch. Es ist schon vor vierzehn Tagen gekommen. Wir konnten es ja aber nicht nachschicken."

„Wo ist die gnädige Frau?“

„Gnädige Frau ist noch gar nicht zurückgekommen.“

„Noch nicht zurückgekommen?“ wiederholte Normann erstaunt. Was sollte das bedeuten? Ein kalter, lähmender Schreck rieselte ihm den Rücken herunter. Er fröstelte. Seit achtzehn Tagen etwa hatte er nichts mehr von ihr hören können. Was mochte inzwischen geschehen sein? Sie wollte gewiß irgend eines Konzertes wegen länger in Berlin bleiben, suchte er sich selber zu beruhigen.

„Einmal hat die gnädige Frau geschrieben,“ fuhr der Bursche fort. „An die Anna. Es sollte alles gut reingemacht werden, sie käme in den nächsten Tagen nach Hause. Sie ist aber nicht gekommen und hat auch nichts wieder geschrieben.“

„Es ist gut.“ Normann entließ den Burschen und griff hastig nach dem Telegramm.

„Frau v. Normann schwer an Diphtheritis erkrankt. Operation morgen notwendig. Eveling. Baracke des Viktoriakrankenhauses.“

Dreimal las William die kurzen Zeilen, ehe er sich ihre Bedeutung völlig klar machte.

Die Zimmerwände schienen sich um ihn zu drehen, ein dicker, dunstiger Nebel wallte vor seinen Augen. Das Telegramm hatte vierzehn Tage dagelegen. Was mochte inzwischen alles geschehen sein? Sie konnte lange tot, begraben in der Erde liegen!

Nein — das nicht. Das war undenkbar. Ein zweites Telegramm wäre dann sicher gekommen, jedenfalls würden Hollens benachrichtigt worden sein.

Er sprang auf und drückte an der Klingel. Auf einen großen Bogen warf er eine Bitte um sofortigen Urlaub hin, da er nach Berlin zu seiner schwer erkrankten Frau reisen müsse.

Das sollte der Bursche dem Kapitän bringen. Er sah nach der Uhr, er mußte noch den Zug nach Berlin erreichen. Ohne an Umziehen zu denken, fuhr er zur Bahn. Er konnte noch gerade eine Karte lösen und einsteigen.

In seine Ecke gedrückt, starrte er aus dem Fenster, ohne irgend etwas von der Gegend, die die Eisenbahn durchschnitt, zu sehen. Wie werde ich sie finden? Das war der einzige Gedanke, der ihn beschäftigte. Die Zeit schien stillzustehen, der Schnellzug wie eine Schnecke zu kriechen.

Der Augenblick der Ankunft überraschte ihn dann doch. Er ließ seinen Koffer auf dem Bahnhof stehen und fuhr sofort nach dem Krankenhaus. Jedes, durch den lebhaften Straßenverkehr erzwungene Anhalten der Droschke folterte ihn.

Endlich hielt der Taxameter vor einem großen grauen Gebäude still. William stieg aus und meldete sich bei der Oberin.

„Jawohl, Frau v. Normann ist hier. Sie ist nicht mehr in der Isolierbaracke für ansteckende Krankheiten, aber doch noch in einem abgesonderten Flügel."

„Kann ich zu ihr gehen?" bat William.

Die Oberin sah nach der Uhr. „Die Besuchszeit ist vorüber. Außerdem weiß ich nicht, ob der Doktor es erlaubt. Die Kranke ist sehr reizbar und aufgeregt. Die Gefahr der Ansteckung ist auch noch nicht ganz vorüber. Es wird nicht gern gesehen, wenn Kranke, die bis dahin in der Isolierbaracke waren, aufgesucht werden."

„Ich muß sie unbedingt sehen!" sagte William fest.

Die Oberin sah in das blasse, entschlossene Gesicht des vor ihr Stehenden. Sie mochte wohl die verzweifelte Angst in seinen Zügen lesen. „Ich werde Herrn Doktor Eveling herbitten."

Es schien wieder eine Ewigkeit zu vergehen, bis der Arzt gefunden wurde und endlich jovial lächelnd hereinkam. Er sprach erst mit der Oberin über allerhand geschäftliche Dinge, bis William außer sich vor Ungeduld das Gespräch mit seiner Bitte durchschnitt.

„Ah, Herr v. Normann! Freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

William hätte ihn in das glänzende, fröhliche Gesicht schlagen mögen, so aufreizend wirkten seiner Verzweiflung gegenüber die glatten Worte.

„Ihre Frau Gemahlin wollen Sie sehen — heute abend noch? ... Hm — ja, wenn es durchaus sein muß! Sie ist in sehr deprimierter Stimmung der Operation wegen. Die Singstimme ist natürlich futsch gegangen dabei.“

William erblaßte. Daran hatte er in seiner Angst um ihr Leben noch gar nicht gedacht. „Kann das nicht mit der Zeit ausheilen?“ fragte er tonlos.

Der Arzt schüttelte den Kopf und lachte. „Ich hab's ihr schon gesagt, zum Wiegenliedchen reicht's vielleicht noch mal. Aber davon scheint sie nichts wissen zu wollen.“

William empörte die Roheit. Was mußte das arme, holde, verzweifelte Geschöpf hier gelitten haben! „Bitte, lassen Sie mich zu meiner Frau gehen,“ sagte er ernst und bestimmt. „Ich werde sie nicht aufregen. Darf sie, kann sie überhaupt schon sprechen?“

„Ja, aber lange nicht. Doch das kommt später wieder in Ordnung, Sie brauchen keine Angst zu haben. Der Schnitt ist wunderbar gut geheilt. Überhaupt — ich dachte anfänglich nicht, daß ich sie durchbringen würde. Es stand sehr schlimm, aber nun sind wir schon lange über den Berg.“

William überlegte. Dem Arzt schuldete er jeden-

falls vielen Dank, wenn ihn auch der Mensch abstieß. Er bedachte nicht, daß der Beruf des Arztes, der ständig Elend mit ansehen muß, notwendigerweise etwas abstumpft. Dem Laien erscheint oft als rohe Härte, was nur Ruhe und Kaltblütigkeit ist.

Mit dem unwillkürlichen Grauen, das junge, kräftige Menschen oft in Krankenhäusern empfinden, ging William mit dem Arzt die langen Korridore entlang. Hinter all diesen geschlossenen Türen lag der Jammer, die Qual.

Vor einer schmalen Tür ganz am Ende des Ganges standen sie still.

„Ich werde erst hineingehen und es Ihrer Frau sagen, daß Sie da sind," meinte der Arzt. Er wartete Williams Antwort nicht ab. Die Tür blieb nur angelehnt. William hörte die heiteren Worte, mit denen der Doktor Asta auf sein Kommen vorbereitete. Die Antworten des leisen, heiseren Stimmchens konnte er nicht verstehen. Er biß sich auf die Lippen, um seine Bewegung zu unterdrücken.

„So ... sie hat mir versprochen, ganz vernünftig zu sein. Wenn ihr das Wiedersehen nicht schadet, kann sie in einigen Tagen mit Ihnen nach Hause reisen."

„Gott sei Dank!" Williams Brust hob ein erleichterter Atemzug. Er drängte den Doktor fast unhöflich beiseite und trat ins Zimmer.

Die Schatten der Dämmerung woben sich schon um das in der Mitte frei stehende Bett. Der letzte Strahl der untergehenden Sonne beleuchtete den blonden Kopf in den Kissen. Eine kleine, durchsichtig weiße Hand streckte sich ihm entgegen. Er setzte sich neben das Bett. Eine Sekunde lang legte er nur ihre Hand an seine Augen. Sie sollte die Tränen nicht sehen, denn er durfte sie ja nicht aufregen.

„Wie schön, daß du hier bist!“ sagte Asta leise. Der heisere, mühsame Ton ihrer Stimme schnitt ihm ins Herz. „Wann kamst du zurück?“

„Heute früh, mein Liebling.“

„Und kommst gleich zu mir?“

„Wundert dich das?“ Er schob den Arm unter ihr Kopfkissen. „Süße, geliebte, kleine Asta!“

Sie richtete sich auf und warf beide Arme um seinen Hals. „Nimm mich fort aus diesem schrecklichen Zimmer!“ bat sie leidenschaftlich. „Ich kann es hier nicht mehr aushalten. Ich möchte nach Hause — nach Hause.“

Tränen liefen über das blasse, abgezehrte Gesichtchen.

Er trocknete ihr die Tränen ab. „Du darfst in wenigen Tagen reisen. Ich pflege dich bald gesund.“

„Weißt du es schon?“ fragte sie leise.

Er mußte sich dicht zu ihr beugen, um sie zu verstehen. „Was denn, mein armer Engel?“

„Daß ich meine Stimme verloren habe? Ich werde nie mehr singen können.“ Ihre weitgeöffneten Augen richteten sich durchdringend auf sein Gesicht.

„Wir wollen die ersten Ärzte der Welt fragen, die größten Autoritäten. Du sollst jede Kur brauchen, vielleicht ist doch noch zu helfen,“ versuchte er sie zu trösten.

„Wünschest du, daß ich meine Stimme wieder bekomme? Ich habe dich doch so unglücklich damit gemacht.“

„Es ist mein heißester Wunsch,“ antwortete er aufrichtig.

Sie strich ihm leise über das Haar. „O, du bist gut — sehr gut. Das werd' ich dir nie vergessen. — Ich hab' mich erst aufgebäumt gegen mein Schicksal. Ich wollte verzweifeln. Wenn draußen eine Drehorgel

spielte, hätte ich mich zum Fenster hinausstürzen mögen, so weh tat mir jeder Ton. Aber langsam — allmählich — in diesen einsamen Tagen und langen, langen Nächten ist mir klar geworden: es mußte so kommen — ich habe es verdient!"

„Sprich nicht so!" bat er bewegt.

„Doch — ich habe es verdient!" fuhr sie bestimmt fort. „Ich habe an dir, an mir selbst, an der Kunst gesündigt. Ich leide nur eine gerechte Strafe. Ich will mich aber nicht wie Mengersky vom Schicksal zermalmen, die Freude an der Musik in mir ersterben lassen, weil ich sie selbst nicht mehr ausüben kann. „Das Beste hat man in sich — das kommt nie heraus," sagte Marka. Ich muß nun eine stumme Künstlerin werden, aber Künstlerin will ich bleiben — im Genießen, Verstehen der Musik, in der Auffassung des Lebens, wie Marka es mich lehrte. In deren Haus vergoldet die Kunst alles. Ich hatte ein Zerrbild daraus gemacht."

„Sprich nicht so viel, mein Herz!" Er war zu erschüttert, um etwas anderes als diese Bitte vorbringen zu können.

Sie lag lange stille, ein süß-schmerzliches Lächeln um den Mund, einen weichen, liebevollen Blick in den Augen.

„Vielleicht kann ich doch noch einmal singen, meint der Arzt — freilich nur ganz leise ... ein Wiegenlied für ein Kindchen."

Er sank vor dem Bett auf die Kniee und legte die Stirn auf ihre Hände.

Ein großer Friede, tiefe Ruhe kam über sie beide.

Ende

Um die Beute.

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Mit rauſchendem Beifall war die berühmte Pianiſtin bei ihrem Erſcheinen auf dem Podium begrüßt worden, und andächtig lauſchte das elegante Publikum, das den Konzertſaal bis auf das letzte Plätzchen füllte, ihrem von bewunderungswürdiger Meiſterſchaft zeugenden Spiel.

Man hatte den Genuß, ſie zu hören, mit hohen Eintrittspreiſen erkaufen müſſen, und es war demzufolge die vornehmſte Geſellſchaft der Hauptſtadt, die das ungewöhnliche künſtleriſche Ereignis hier vereint hatte.

Namentlich in den kleinen Logen an den Längsſeiten des Saales, die bei ſolchen Anläſſen von der Ariſtokratie der Geburt und des Geldes beſonders bevorzugt waren, wurden die prächtigſten Damentoiletten und viele intereſſante männliche Erſcheinungen ſichtbar. Wenige von dieſen Logeninſaſſen nur waren einander fremd, denn ſie gehörten ja faſt durchweg derſelben geſellſchaftlichen Sphäre an, und es war daher vor dem Beginn des

Konzerts ein gegenseitiges Begrüßen, Zunicken und Lächeln gewesen, wie wenn man sich nicht in einem öffentlichen Lokal, sondern in den Salons irgend eines vornehmen Privathauses befände. Der einzelne Herr jedoch, der in der ersten Proszeniumsloge Platz genommen hatte, schien hier ein Fremdling zu sein, da er mit niemand Gruß oder Händedruck getauscht hatte, und auch niemand Notiz von ihm nahm.

Übrigens ließ seine äußere Erscheinung vermuten, daß er denselben bevorzugten Kreisen angehöre wie seine Umgebung, denn er war mit ausgesuchter Eleganz gekleidet; sein dunkles Haar war sorgfältig frisiert, und seine Haltung wie der etwas affektiert müde und blasierte Ausdruck seines hübschen, wenn auch etwas zu hageren und bleichen Gesichts entsprachen durchaus dem Gebaren der aristokratischen jungen Herren in den benachbarten Logen.

So dicht hatte er sich an die Brüstung gesetzt und so oft neigte er seinen Oberkörper nach vorn, daß man versucht sein konnte, zu glauben, er wünsche die Aufmerksamkeit des Publikums nach Möglichkeit auf sich zu lenken. Vielleicht aber gab es dafür auch noch einen anderen Grund. Denn so oft er sein Opernglas an die Augen führte, war es immer nur nach dem nämlichen Punkte gerichtet, nach einer Stelle inmitten des Parketts, wo neben einem energisch aussehenden älteren Herrn ein allerliebstes blondes Mädchenköpfchen aus der Menge der Gestalten auftauchte. Diese junge Dame schien sein Interesse sogar in ungleich höherem Maße zu fesseln als die prächtige Erscheinung der fast noch mehr wegen ihrer Schönheit als wegen ihrer Kunst gefeierten Künstlerin, denn selbst während der Vorträge suchte sein Blick immer nur das anmutige und mit seinem Ausdruck andächtiger Hingabe doppelt reizvolle Mädchengesicht im Parkett.

Die Beobachtete selbst hatte von dem Interesse, das ihre Person da erregt hatte, sicherlich keine Ahnung. Wenn ihre Augen ja einmal über die Logenreihen hinstreiften, so blieben sie an dem blassen jungen Manne nicht um den Bruchteil einer Sekunde länger haften als an den übrigen Insassen. Ihre Gedanken waren überhaupt ganz unverkennbar ausschließlich bei der musikalischen Darbietung, und all die geflüsterten Bemerkungen, mit denen sie sich hie und da zu dem alten Herrn an ihrer Seite wandte, mochten nur auf die Leistung der Künstlerin Bezug haben. Sie gehörte jedenfalls nicht zu jenen blasierten Hörerinnen, die es als einen Verstoß gegen die vornehme Sitte betrachtet hätten, ihrem Entzücken gar zu augenfälligen Ausdruck zu geben. Auf ihrem lieblichen, noch halb kindlichen Gesicht spiegelten sich vielmehr in raschem Wechsel alle Empfindungen, die durch die Sprache der Töne in ihrer jungen Seele ausgelöst wurden. Ihre Augen schienen größer zu werden und heller zu leuchten, wenn die herrlichen Akkorde wie in jubelndem Frohlocken den Saal durchtönten. Wie ein Schatten legte es sich über ihr Gesicht, wenn eine weiche, schwermütige Weise von dem Podium herab ertönte. Am Schlusse jeder Nummer aber klatschte sie der Künstlerin voll so lebhafter Begeisterung Beifall, daß die Umsitzenden wiederholt lächelnd auf die junge Enthusiastin blickten.

Anstoß erregte ihr Benehmen freilich wohl bei niemand, und man würde ihr's sicherlich nachgesehen haben, auch wenn es noch viel auffälliger gewesen wäre, denn es ging wie ein Hauch entzückender jugendlicher Frische und reizender unschuldiger Mädchenhaftigkeit von dem feinen Köpfchen und der noch kindlich schlanken, geschmeidigen Gestalt der höchstens Siebzehnjährigen aus. Sie war viel einfacher gekleidet als die Damen in ihrer

Umgebung, zu einfach beinahe für den Ort, an dem man sich befand, und doch hätte manche der geputzten Damen, an deren Brust und an deren Ohren bei jeder Bewegung farbensprühende Brillanten aufblitzten, diese anmutige Kleine in ihrem schlichten Kleide um die natürliche Vornehmheit beneiden können, die sich auch in Momenten größter Lebhaftigkeit in ihrer Erscheinung wie in ihrem Wesen ausprägte.

Den Herrn an ihrer Seite kennzeichneten die straffe, aufrechte Haltung, der starke weiße Schnurrbart und der scharfe durchdringende Blick der hellen blauen Augen, die noch jugendlich lebhaft aus dem gebräunten Antlitz funkelten, trotz des schwarzen bürgerlichen Rockes ohne weiteres als den im Gehorchen und Befehlen ergrauten Soldaten. Er hatte an der Begeisterung seiner jungen Begleiterin ganz unverkennbar das herzlichste Vergnügen, und trotz einer gewissen militärischen Gemessenheit in seinem Benehmen leuchtete es doch jedesmal von warmer Herzlichkeit auf seinem Gesicht, wenn er sich ihr zuwandte, um einige Worte mit ihr zu tauschen. —

Das Konzert ging zu Ende, und der junge Mann in der Proszeniumsloge war unter den ersten, die den Saal verließen. Er hatte es sehr eilig, seine Garderobe zu erlangen. In dem Vestibül aber, das alle Konzertbesucher passieren mußten, blieb er, hinter einem der dicken Pfeiler halb verborgen, stehen, um die Fortgehenden an sich vorüber zu lassen.

Eine einzige war es, die seine aufmerksam spähenden Augen in dem Menschenstrom suchten, und als sie an der Seite des alten Herrn oben auf der Treppe erschien, erkannte er sie sofort, obgleich sie das flockige seidene Tuch, das ihren blonden Kopf umhüllte, weit über die Stirn gezogen hatte. Er drängte sich vor, damit sie ganz dicht an ihm vorbei müsse, und lauschte gespannt

auf den Klang ihrer hellen jugendlichen Stimme, deren munteres Geplauder gleichsam ein Echo der glücklichen Laune war, in die das Konzert sie versetzt hatte.

Wieder streifte ihr Blick im Vorübergehen gleichgültig und interesselos über ihn hinweg, während ihm für einen Moment das Blut heiß in die blassen Wangen gestiegen war. Wenige Sekunden später schon waren die beiden von der dichten Menschenwelle fortgetragen, die sich auf die Straße hinauswälzte, und der junge Mann, der sich wohl aus Furcht, ihnen als zudringlich aufzufallen, ein wenig zurückgehalten hatte, mußte eine kleine Weile suchen, ehe er sie draußen im Gedränge wiederfand.

Sie waren gerade im Begriff, den von Fahrzeugen aller Art belebten Straßendamm zu überschreiten, und die junge Dame, deren Gedanken vielleicht noch zu sehr von dem eben Gehörten erfüllt waren, ließ es dabei augenscheinlich ein wenig an der in den Hauptverkehrsstraßen einer Großstadt gebotenen Vorsicht fehlen. Erschreckt von dem ärgerlich warnenden Zuruf eines Droschkenkutschers, der plötzlich unmittelbar hinter ihr ertönte, sprang sie zur Seite und sah sich im nächsten Augenblick durch eine ganze Kette rasch dahinfahrender Wagen von ihrem Begleiter getrennt. Inmitten des Lärmens und Gerassels, von dem sie nun plötzlich rings umgeben war, verlor sie ersichtlich vollends den Kopf. Sie wandte sich hierhin und dorthin, ohne einen Ausweg zu finden, und sie wäre schließlich geradeswegs gegen die vordere Plattform eines mit Donnergetöse heranbrausenden Straßenbahnwagens gerannt, wenn nicht plötzlich eine Hand ihren Arm ergriffen und sie zurückgezogen hätte. Sie begriff noch kaum, was eigentlich mit ihr geschehen war, als sie drüben auf dem sicheren Bürgersteig stand und die vor Aufregung zitternde Stimme ihres Vaters hörte.

„Ich danke Ihnen von Herzen, mein Herr. Sie haben mit Ihrer Geistesgegenwart und Entschlossenheit vielleicht ein Unglück verhütet."

Verwirrt blickte sie auf und sah in das Gesicht des dunkelhaarigen jungen Mannes aus der Prosceniumsloge, der artig seinen glänzenden Seidenhut gegen sie lüftete und sich in verbindlichem Ton wegen seiner Dreistigkeit entschuldigte. „Ich konnte mir nicht anders helfen, mein gnädiges Fräulein," sagte er, „denn eine einfache Warnung würde Sie wahrscheinlich nur noch unsicherer und bestürzter gemacht haben."

„Sie haben getan, was den Umständen nach das einzig Richtige war," kam der alte Herr der Antwort seiner Tochter zuvor. „Ich werde dafür zeitlebens Ihr Schuldner bleiben. Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle: von der Heyde, Oberstleutnant außer Dienst."

Der andere verbeugte sich höflich, und mit abermaligem Lüften seines Hutes nannte er hastig und halblaut einen Namen, den der Oberstleutnant in dem sie umbrausenden Straßenlärm wohl schwerlich richtig verstanden hatte. Dann machte er Miene, sich zurückzuziehen, aber der alte Offizier hielt ihn zurück.

„Ich würde Ihnen dankbar sein, Herr" — den unverstandenen Namen mußte er wohl oder übel halb verschlucken — „wenn Sie uns helfen wollten, die glückliche Abwendung eines Unfalles bei einem Glase Wein zu feiern. Meine Tochter sieht ganz so aus, als ob sie einer Herzstärkung dringend bedürftig sei, und ich weiß da eine nette kleine Weinstube, bis zu der wir nur ein paar hundert Schritte haben. Sie nehmen an, nicht wahr? — Gib mir deinen Arm, Kind! Du bist ja blaß zum Erschrecken."

Fräulein von der Heyde schien in der Tat von

einer Ohnmacht nicht allzu weit entfernt. Erst jetzt mochte ihr das Schicksal, dem sie nur um eines Haares Breite entronnen war, zum Bewußtsein gekommen sein, und es war nur natürlich, wenn die grausige Vorstellung ihre jungen Glieder erzittern machte. Schwer mußte sie sich auf den Arm ihres Vaters stützen, und mit halb geschlossenen Augen ging sie dahin.

Der Oberstleutnant aber, den die Aufregung gesprächig machte, unterhielt sich auf dem kurzen Wege sehr lebhaft mit dem neuen Bekannten. Unter anderen Umständen würde es ihm sicherlich niemals in den Sinn gekommen sein, einen wildfremden Menschen zum Wein einzuladen, in diesem Augenblick jedoch hatte er das unabweisliche Bedürfnis gefühlt, ihm die Größe seiner Dankbarkeit irgendwie an den Tag zu legen, und er war auf keinen besseren Ausweg verfallen, da er dem eleganten, offenbar den besten Gesellschaftskreisen angehörigen jungen Manne doch unmöglich eine Belohnung anderer Art anbieten konnte. Die beinahe ehrerbietige Bescheidenheit, mit der seine Einladung angenommen worden war, hatte ihm überdies recht gut gefallen.

Während er mit soldatischer Derbheit auf die Mißstände schalt, die der ins Ungemessene wachsende Verkehr der Riesenstadt geschaffen, und wiederholt erklärte, daß er glücklich sein werde, wenn er erst wieder ruhig und behaglich in irgend einem stillen Neste säße, sprach das junge Mädchen nicht ein einziges Wort. Sie hatte ihrem Retter noch nicht einmal gedankt, wie es doch eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, wenn es sich auch nicht gerade um eine Tat heldenmütiger Aufopferung gehandelt hatte. Erst als sie an einem Tische des kleinen anheimelnden Weinrestaurants Platz genommen hatte, schlug sie verstohlen mit einem halb scheuen, halb dankbaren Blick ihre Augen zu ihm auf.

Der Oberstleutnant füllte die Gläser und hob das seine empor. „Auf Ihre Gesundheit, mein Herr!“

Der andere verneigte sich dankend und tat ihm Bescheid. Dann aber wandte er sich mit etwas süßlicher Ritterlichkeit gegen seine reizende Nachbarin. „Gnädiges Fräulein wollen mir gestatten, auf Ihr Wohl zu trinken — und darauf, daß der kleine Unfall Ihnen keinen Schaden bringen möge.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie leise, indem sie flüchtig an ihrem Glase nippte. Es konnten wohl kaum die paar Tropfen Wein gewesen sein, die jetzt das Blut so rasch in ihre Wangen zurückkehren ließen; ihre Befangenheit ließ vermuten, daß sie des Verkehrs mit jungen Herren noch wenig gewöhnt sei. Aber diese Verlegenheit kleidete sie allerliebst, und von den benachbarten Tischen her flog mancher bewundernde Blick zu ihr hinüber.

„Na, jetzt hast du ja, Gott sei Dank, wieder ein bißchen Farbe, meine kleine Martha,“ sagte der Oberstleutnant scherzend. „Hast du den Schrecken nun wirklich ganz verwunden?“

Er mochte ihr wohl doch noch ein wenig in den Nerven nachzittern, aber sie konnte schon wieder lächeln. „Gewiß, lieber Vater, es ist schon halb vergessen. Aber in Zukunft werde ich vorsichtiger sein.“

„Das will ich hoffen, denn an der nötigen Vorsicht hast du's bis jetzt leider oft genug fehlen lassen — und nicht bloß im Straßengedränge. Du weißt wohl, Kind, wie ich's meine.“

Martha von der Heyde nickte und sah in warmer Zärtlichkeit zu ihm auf. „Soldatenblut, Väterchen! Ich fürchte, daß es mir schwer fallen wird, mich von Grund aus zu bessern.“

Liebkosend legte der alte Offizier seine Hand auf

die ihre. „Von Grund aus — nein, das verlange ich gar nicht. Eine kleine Portion Wagemut kann schließlich auch einem Mädchen nicht schaden. — Übrigens, wenn es erlaubt ist, zu fragen: haben auch Sie der Armee angehört, Herr — Herr? Pardon, Ihr Name war mir vorhin nicht ganz verständlich."

„Lyncker," sagte der junge Mann, indem er wie in plötzlicher Verwirrung die Augen niederschlug, halblaut und mit einer etwas befremdlichen Hast, „Herbert Lyncker. — Nein, ich bin nicht Soldat gewesen, Herr Oberstleutnant. Meine Kurzsichtigkeit hat mich leider daran gehindert."

„So — so! Lyncker — sagen Sie? Vielleicht aus der bremischen Familie dieses Namens?"

Der Gefragte studierte noch immer das eingewebte Muster des Damasttischtuches. „Allerdings. Meine Verwandten hatten einst ihren Wohnsitz in Bremen; aber sie sind nicht mehr am Leben."

Das Gesicht des Oberstleutnants hatte einen sinnenden Ausdruck angenommen, wie das eines Menschen, vor dessen Seele ein Zufall plötzlich liebe alte Erinnerungen aufsteigen läßt. „Merkwürdig," sagte er. „Fast möchte ich glauben, Herr Lyncker, daß wir einander heute nicht zum ersten Male im Leben sehen. Aber wenn es wirklich so ist, können Sie sich dessen selbstverständlich nicht entsinnen. Denn es müßten dann schon zwanzig und etliche Jahre seit unserer ersten Begegnung vergangen sein. Ich war eben erst Hauptmann geworden, als ich ein paar Wochen lang gelegentlich eines vorübergehenden Aufenthalts in Bremen in dem gastlichen Hause eines Konsuls Lyncker verkehrte. Der Herr hatte, soweit ich mich erinnere, keine Kinder, aber einen kleinen elternlosen Neffen. Mein Gedächtnis müßte mich ganz gewaltig täuschen, wenn der nicht

auf den Namen Herbert gehört hätte. Es wäre ja prächtig, wenn Sie dieser kleine Herbert gewesen wären."

Der junge Mann lächelte. Aber es war ein merkwürdig gezwungenes Lächeln. „In der Tat, Herr Oberstleutnant — der Konsul Lyncker war mein Oheim."

Der alte Herr war über seine unerwartete Entdeckung ersichtlich aufrichtig erfreut, und der Retter seiner Tochter war ihm jetzt, wo er die Gewißheit hatte, den Abkömmling einer sehr angesehenen und ihm überdies höchst sympathischen Familie vor sich zu sehen, fast wie ein lieber, vertrauter Freund. War bisher bei aller Freundlichkeit doch immer noch eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung in seinem Benehmen gewesen, so gab er sich nun mit herzlichster Offenheit, und es war seltsam genug, daß die Zurückhaltung jetzt eher auf seiten des Herrn Herbert Lyncker zu sein schien.

Er hatte nur hie und da ein fast verlegen klingendes Ja oder Nein, als der Oberstleutnant seine Erinnerungen an das gastliche Lynckersche Haus auskramte, und ein mißtrauischer Beobachter hätte beinahe den Eindruck gewinnen können, daß es ihm sehr willkommen war, als das Gespräch sich auf andere Dinge lenkte.

Martha hatte sich wenig an der Unterhaltung beteiligt, und nachdem man etwa eine Stunde in dem Restaurant zugebracht, war sie es, die ihren Vater durch eine halblaute Bemerkung zur Heimkehr mahnte.

Der Oberstleutnant fügte sich sofort ihrem Willen; aber während er sich zum Aufbruch rüstete, gab er dem neuen Bekannten abermals einen Beweis seines Wohlwollens, indem er sagte: „Wir wohnen Elisenstraße 71, und ich werde mich aufrichtig freuen, wenn Sie uns gelegentlich das Vergnügen machen, uns zu besuchen, schon um der lieben Erinnerungen willen, die für mich mit Ihrer Person verknüpft sind. Aber Sie müssen

sich auf ein einfaches Haus gefaßt machen und auf eine bescheidene Gastfreundschaft, denn wir betrachten unseren Aufenthalt in der Hauptstadt nur als einen vorübergehenden und haben uns demzufolge nicht auf geselligen Verkehr eingerichtet."

Herbert Lyncker verbeugte sich tief und sprach ein paar Worte ehrerbietigen Dankes für die freundliche Einladung.

„Ohne Umstände also, mein Lieber!" fuhr der Oberstleutnant fort. „In den Nachmittagsstunden finden Sie mich beinahe immer zu Haus. Aber vielleicht leben auch Sie nicht dauernd in diesem schrecklichen Babel? Haben Sie Ihren Wohnsitz noch in Bremen?"

Der Gefragte schüttelte verneinend den Kopf. „Ich habe mich während der letzten Jahre fast immer auf Reisen befunden und mich nirgends länger als ein paar Monate aufgehalten."

„Ein Leben, um das man Sie beneiden könnte. Ich hatte geglaubt, daß der kinderlose Konsul seinen Neffen zum Erben der alten angesehenen Firma bestimmt habe."

„Das mag auch in seinen Wünschen gelegen haben, aber ich taugte nicht recht für den kaufmännischen Beruf, und die Verhältnisse in Bremen waren mir zu eng."

„Das Haus Lyncker hat also aufgehört zu bestehen?"

„Die Firma ist mit dem Tode meines Oheims erloschen, und von der Familie ist niemand mehr am Leben außer mir."

„Schade um den lieben prächtigen Herrn! Aber das ist freilich der Lauf der Welt, und auch ich bin ja inzwischen ein alter Knabe geworden."

Sie waren auf die Straße hinausgetreten, und der Oberstleutnant, der eine Droschke herangewinkt hatte, reichte dem jungen Manne zum Abschied die Hand.

„Sie werden sich also bald einmal sehen lassen?“ fragte er. „Nicht nur als der Retter meiner Tochter, sondern auch als Bernd Lynckers Neffe werden Sie mir immer willkommen sein.“

Der junge Mann erwiderte den soldatisch kräftigen Händedruck und verbeugte sich tief gegen Martha. Dann bestiegen Vater und Tochter den Wagen, und der Zurückbleibende blickte ihnen nach, solange er das Gefährt noch zu sehen vermochte.

Langsam ging er alsdann in der Richtung nach der inneren Stadt davon. In einem sehr einfach aussehenden Hause stieg er beim Lichte eines Wachskerzchens bis in das dritte Stockwerk empor. An der Tür, die er mit dem aus der Tasche gezogenen Schlüssel öffnete, war eine Visitenkarte befestigt. Aber nicht Herbert Lyncker war darauf zu lesen, sondern sie trug den Namen Paul Grevenberg.

Zweites Kapitel.

Ganz so einfach, wie man es nach seiner Versicherung hätte vermuten müssen, war die Behausung des Oberstleutnants freilich nicht. Die Möbel und Bilder zwar sahen einigermaßen altfränkisch aus und mochten auch in den Tagen ihres Glanzes nicht gar zu kostbar gewesen sein, aber eine Fülle von kleinen Kunstwerken chinesischen und japanischen Ursprungs, die den vier Zimmern der Mietswohnung fast das Aussehen eines ethnographischen Museums gaben, ließen die eigentlichen Einrichtungsstücke für das Auge des Beschauers weit zurücktreten, so daß man trotz ihrer Einfachheit den Eindruck empfangen mußte, sich in dem Heim eines zugleich wohlhabenden und kunstsinnigen Sammlers zu befinden.

In der Tat hatte Herr von der Heyde seit vielen Jahren einen beträchtlichen Teil der Einkünfte aus seinem bescheidenen Privatvermögen der Befriedigung seiner Liebhaberei für die kunstgewerblichen Erzeugnisse des fernen Ostens geopfert, und was er da in unermüdlichem Eifer an Waffen und Stoffen, sowie namentlich an Bronzegefäßen zusammengebracht hatte, mochte wohl ein recht ansehnliches Kapital repräsentieren.

Neuerdings freilich hatten erhebliche Verluste, die er durch den Zusammenbruch eines industriellen Unternehmens und den gewaltigen Kurssturz der in seinem Besitz befindlichen Aktien erlitten, ihn genötigt, die Ankäufe für seine geliebte Sammlung einzustellen. Es geschah auch wohl nur aus diesem Grunde, daß er sehr ernsthaft mit der Absicht umging, seinen Wohnsitz aus der teuren Residenz wieder in irgend eine Provinzstadt zu verlegen.

Es war ungefähr zwei Wochen nach jenem Konzertbesuch, der für Martha von der Heyde leicht einen so verhängnisvollen Ausgang hätte nehmen können, als der Oberstleutnant zu später Nachmittagsstunde in seinem Arbeitszimmer mit gefurchter Stirn und finster blickenden Augen einem ganz in Tränen aufgelösten weiblichen Wesen gegenüberstand.

Die junge Frau, denn eine solche mußte sie ihrem Aussehen wie ihrer Kleidung nach sein, war noch in Hut und Straßenjäckchen, so wie sie vor einer Stunde gekommen war. Sie hatte sich mit dem Oberkörper über die Sofalehne geworfen und das Gesicht in ihrem Taschentuch verborgen. Ein heftiges Schluchzen schüttelte ihren Körper.

„So höre doch endlich auf zu weinen, Magdalene," sagte der Oberstleutnant nach einem längeren Schweigen. „Du hörst, daß ich außer stande bin, dir

oder vielmehr deinem verschuldeten Manne zu helfen. Alle deine Tränen können daran nichts ändern. Es ist mir überhaupt unbegreiflich, wie du mich für reich genug halten kannst, einem solchen Ansinnen zu willfahren. Dreißigtausend Mark — ich besitze nicht den zehnten Teil davon in flüssigem Gelde."

„Aber du hättest es in diesen drei Tagen flüssig machen können, Onkel, wenn es nur dein Wille gewesen wäre."

„Ja, ich hätte es vielleicht flüssig machen können, indem ich ein Darlehen auf meine Lebensversicherung aufnahm. Aber weißt du auch, was ich damit getan hätte? Ich hätte mein Kind um einen großen Teil des Kapitals bestohlen, das es dermaleinst vor Not und Elend schützen soll. Könntest du mir im Ernst zumuten, eine so unverantwortliche Handlung zu begehen?"

„Ewald würde dir das Geld ja wiedergegeben haben, Onkel! Er ist so fest entschlossen, rechtschaffen zu arbeiten. Wenn wir nur jetzt vor dem Äußersten bewahrt bleiben, werden sich unsere Verhältnisse gewiß bald wieder zum Besseren wenden."

„Nein!" unterbrach sie der Oberstleutnant hart. „Du belügst dich selbst, wenn du dir einredest, daran zu glauben, und ich würde dieser ewigen Lüge nicht länger Vorschub leisten, auch wenn ich's könnte. Du weißt, daß ich dir schon zweimal beigestanden habe, aber du weißt auch, daß ich dir beim zweiten Male sagte, es würde nie wieder geschehen. Damals gab ich dir den Rat, dein Schicksal von dem des Unwürdigen zu trennen, den du gegen meinen Willen und allen vernünftigen Vorstellungen zum Trotz geheiratet hattest. Ich sagte dir, daß dir mein Haus jederzeit als eine sichere Zufluchtsstätte offen finden würdest. Du hast es verschmäht, meinen Rat zu befolgen. Nun ist es

gekommen, wie ich dir vorausgesagt, und nun mußt du tragen, was du dir selbst bereitet hast."

„Wie hätte ich ihn verlassen sollen, da ich ihn doch liebe! Er mag sein, wie er will — er ist mein Mann, und ich werde bei ihm ausharren bis an das Ende."

„Ich denke nicht mehr daran, es dir zu verbieten. Aber du darfst auch nicht erwarten, daß ich dich bemitleide. Ich habe mich nach deines Vaters Tode als deinen väterlichen Beschützer betrachtet. Deine Verheiratung jedoch hat mich meiner Pflichten enthoben. Solange du dieses Mannes Weib bist, hast du von mir nichts zu hoffen."

Die junge Frau raffte sich auf und wankte zur Tür. „So lebe wohl, Onkel! — Möge deine Härte dich nie gereuen!"

Der Oberstleutnant antwortete nicht. Aber noch ehe seine Nichte den Ausgang erreicht hatte, wurde die Tür aufgerissen, und Martha, deren Augen ebenfalls vom Weinen gerötet waren, warf sich an ihres Vaters Brust.

„Du darfst sie nicht so von dir gehen lassen — du darfst nicht! Wenn das Geld wirklich für mich bestimmt war, das du ihr geben sollst, so tu es auf meine Bitte. Ich werde deshalb gewiß nicht in Not und Elend geraten."

An den Schläfen des Oberstleutnants war die Zornesader hoch aufgeschwollen. „Du hast also gehorcht? Nun, dann brauche ich dir ja nichts weiter zu sagen. Jedenfalls bleibt es bei dem, was du gehört hast. Ewald v. Prenden erhält nicht einen Pfennig mehr! Jetzt aber laßt mich gefälligst in Ruhe. Ich habe keine Lust, mich mit zwei aufgeregten Frauenzimmern herumzuschlagen."

Unsanft schüttelte er die Arme seiner Tochter von

sich ab und ging zur Tür, die er mit einem dröhnenden Knall hinter sich ins Schloß warf.

Magdalene v. Prenden war laut aufweinend in einen Stuhl gesunken.

Martha trat an ihre Seite. „Jetzt ist nichts mehr von ihm zu erhoffen," sagte sie in tiefster Mutlosigkeit. „So habe ich ihn noch nie gesehen."

„Er kann mir's nicht verzeihen, daß ich trotz seines Widerspruchs Ewalds Frau geworden bin. Aber ich kann doch nun nichts mehr daran ändern. Ich bereue es auch nicht. Wenn mein Mann jetzt in den Tod geht, so gehe ich mit ihm."

„Um Gottes willen, Magdalene, was für schreckliche Reden sind das! Es ist unrecht, einen so frevelhaften Gedanken auch nur auszusprechen."

„Aber es ist vielleicht weniger unrecht, ihn zur Ausführung zu bringen. Es steht uns ja kein anderer Weg mehr offen. Ewald hat mir rundheraus erklärt, daß er die Schande nicht überleben wird, wenn er übermorgen außer stande ist, das Geld zu zahlen."

„So mußt du alles aufbieten, was du über ihn vermagst, um ihn von seinem entsetzlichen Vorhaben abzubringen. Wenn er dich lieb hat, muß es dir gelingen."

Aber die verzweifelte junge Frau schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. „Es würde mir nicht gelingen, und ich werde es auch gar nicht versuchen. Wenn man keine Hoffnungen mehr hat, ist ein Sprung ins Wasser wirklich das beste"

Martha mochte den Charakter ihrer Base zur Genüge kennen, um zu wissen, welcher Torheiten sie in der Erregung fähig war. Es war ihr vom Gesicht zu lesen, wie furchtbar sie unter der durch Magdalenens Worte geweckten Vorstellung litt.

Nach kurzem Zaudern begann sie plötzlich: „Höre

mich an! Ich habe vielleicht noch eine Möglichkeit, dir das Geld zu verschaffen. Du mußt mir jedenfalls heilig versprechen, das Ergebnis meines Versuchs abzuwarten. Willst du das tun?"

Die junge Frau hatte das Gesicht aus den Händen erhoben und sah zu Martha auf. Aber was sich in ihren Zügen spiegelte, hatte wenig Ähnlichkeit mit hoffnungsvoller Zuversicht. „Du willst das Geld anschaffen? Du? Ja, wie in aller Welt willst du denn das fertig bringen? Es handelt sich um dreißigtausend Mark — und du hast keine Verfügung über dein Vermögen."

„Ich könnte es dir auch nicht aus meinen eigenen Mitteln geben, und ich wiederhole, daß ich nichts mit Bestimmtheit versprechen kann. Es ist nur eine Hoffnung, die ebensogut fehlschlagen, als in Erfüllung gehen kann. Eines aber mußt du mir vorweg versichern, Magdalene: dein Mann muß im stande sein und auch den redlichen Willen haben, das Geld innerhalb einer gewissen Zeit zurückzuzahlen. Denn ich könnte es nur als ein Darlehen erbitten, für dessen Erstattung ich mich verbürgen müßte."

„Wie kannst du zweifeln!" rief Magdalene, in deren Brust nun doch neue Hoffnung aufzuleben schien. „Es wäre ja eine Ehrenschuld im eigentlichsten Sinne des Wortes. Ich selbst würde Sorge tragen, daß Ewald sie vor allen anderen Verpflichtungen tilgt."

„Bis wann müßtest du das Geld haben?"

„Bis morgen abend. Aber von wem —"

„Danach darfst du mich nicht fragen. Wenn meine Hoffnung sich erfüllt, wirst du es erfahren. Vorher hätte es für dich ja auch keine Bedeutung, wenn ich dir einen Namen nennen würde."

Magdalene war aufgestanden und zog den Schleier

über das verweinte Gesicht herab. „Ich muß jetzt nach Hause," sagte sie, „wo mein armer Mann in fieberhafter Spannung auf meine Rückkehr wartet. Ach, wie grausam ist es, daß ich ihm die erhoffte Rettung noch nicht bringen kann!"

„Da magst du ihm immerhin Hoffnung machen. Jedenfalls werde ich alles tun, was in meinen Kräften steht, um das Schlimmste abzuwenden."

Sie geleitete die junge Frau, die sie in der Tür noch einmal stürmisch umarmte, bis an die Treppe. Dann kehrte sie in das Wohnzimmer zurück, und die Art, wie ihre Augen durch das Fenster den Himmel suchten, ließ deutlich genug erkennen, was in ihrer jungen Seele vorging.

— — — — — — — — — — — —

Kaum eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als wieder die Wohnungsglocke anschlug. Martha fuhr zusammen und blickte gespannt auf die Tür. Wenn er nun gerade heute nicht kam, der einzige, von dem sie in ihrer kindlichen Unerfahrenheit Hilfe erhoffte — wie sollte sie es dann anfangen, ihr Versprechen einzulösen? Sie hätte ja weder zu ihm gehen noch ihm schreiben können, da sie ja nicht einmal seine Wohnung wußte.

Aber sie atmete auf, als wäre sie schon am Ziel ihrer Wünsche, als das Dienstmädchen meldete: „Herr Lyncker wünscht den Herrschaften seine Aufwartung zu machen. Der Herr Oberstleutnant ist ausgegangen, und da wußte ich nicht —"

„Führen Sie Herrn Lyncker nur hier herein. Mein Vater muß ja in jedem Augenblick zurückkommen."

Gleich darauf trat der Gemeldete über die Schwelle, mit ausgesuchter Eleganz gekleidet wie an jenem Konzertabend und ein paar Notenhefte in der Hand.

„Gnädiges Fräulein sind sehr gütig, mich trotz der

Abwesenheit des Herrn Oberstleutnants zu empfangen," sagte er mit tiefer Verbeugung. „Ich freue mich, daß es mir doch noch gelungen ist, die beiden Musikstücke aufzutreiben, die Ihr Buchhändler Ihnen als vergriffen bezeichnet hatte."

Martha nahm ihm die Noten aus der Hand, aber sie legte sie auf den Tisch, ohne ihnen auch nur einen Blick zu schenken. Nachdem sie einmal den Entschluß gefaßt hatte, Herbert Lyncker um Hilfe anzugehen, wollte sie auch keinen Augenblick damit zögern, denn feiges Ausweichen und Hinausschieben lag nicht in ihrer Natur.

Sie lud ihn ein, sich zu setzen, und dann, nach einem schweren Atemzuge, sagte sie: „Sie sind seit dem Beginn unserer Bekanntschaft so freundlich gegen mich gewesen, Herr Lyncker, und Sie haben mir wiederholt gesagt, daß es Sie freuen würde, mir einen recht großen Dienst zu leisten. Wenn ich Sie nun jetzt beim Wort nähme?"

Er beugte sich ein wenig vor, und in seinen Augen war ein beglücktes Leuchten. „Sie könnten mir keine größere Gunst erweisen, Fräulein von der Heyde. Gebieten Sie über mich! Es gibt nichts, das ich nicht mit tausend Freuden für Sie täte."

„Aber es ist ein sehr unbescheidenes Verlangen. Sie werden vielleicht recht schlecht von mir denken."

„Wie soll ich es anfangen, Sie zu überzeugen, daß das ganz unmöglich wäre? Ich werde niemals schlecht von Ihnen denken — niemals, was auch immer Sie von mir fordern mögen."

Sein Entgegenkommen war gewiß ermutigend genug gewesen, und doch kostete es Martha auch jetzt noch einen schweren Kampf, mit ihrem Anliegen herauszukommen.

„Sie könnten zum zweiten Male ein Menschenleben retten," sagte sie mit beklommener Stimme. „Ich hörte von meinem Vater, daß Sie vermögend seien, und ich habe in diesen vierzehn Tagen unserer Bekanntschaft die Gewißheit gewonnen, daß Sie auch gut sind. Daraus allein schöpfe ich den Mut für meine Bitte. Es handelt sich um Geld, Herr Lyncker — um ein Darlehen von dreißigtausend Mark, dessen eine nahe Verwandte von mir bedarf, um ihren Mann aus furchtbarer Bedrängnis zu befreien."

Sie hatte die Augen niedergeschlagen, und so entging ihr die plötzliche Veränderung auf dem Gesicht des jungen Mannes. Er war mit einem Male bis in die Lippen hinein erbleicht, und der freudige Glanz seiner Augen hatte sich in einen starren Blick des Entsetzens verwandelt.

„Dreißigtausend Mark!" wiederholte er. Aber er sprach die beiden Worte ganz mechanisch, vielleicht ohne sich dessen überhaupt bewußt zu werden.

Martha aber fuhr fort: „Es ist eine sehr große Summe, selbst für einen reichen Mann — ich weiß es wohl. Aber sie wird Ihnen nicht verloren sein. Ich verbürge mich dafür, daß der Gatte meiner Base sie Ihnen zurückzahlen wird. Mein Vater kann ihr das Geld nicht geben, oder er will es nicht tun, weil er gegen ihre Verheiratung war und weil er den Wunsch hat, sie möge sich von ihrem Manne trennen. Vielleicht hat er recht, so zu denken, denn auch ich glaube nicht, daß sie eine glückliche Wahl getroffen hat. Die Leute sagten, Herr v. Prenden, der sich schon in den verschiedensten Berufsarten versucht hatte, als er um die Hand meiner verwaisten Base warb, sei leichtfertig und abenteuerlustig. Der bisherige Verlauf ihrer Ehe hat nach meines Vaters Meinung dieses ungünstige Urteil

bestätigt. Aber ich begreife auch, daß meine Base nicht von dem Manne lassen will, den sie mit all seinen Schwächen heiß und aufrichtig liebt. Jedenfalls kann ich es nicht untätig ansehen, daß sie ins Verderben gerät. Vor einer Viertelstunde erst hat sie mir hier an dieser Stelle versichert, daß sie mit ihrem Gatten in den Tod gehen werde, wenn es ihr nicht gelingt, das drohende Verhängnis abzuwenden, und da ich weiß, daß sie fähig ist, zu tun, was sie mir vorhin angedroht hat, so habe ich ihr versprochen, mich um die Beschaffung des Geldes zu bemühen. Aber ich weiß niemand, den ich darum angehen könnte — niemand außer Ihnen. An Ihrer Antwort hängt jetzt das Schicksal zweier Menschen."

Sie hatte rasch und beinahe überstürzt gesprochen, gehetzt von der Furcht, daß er sie unterbrechen könnte, ehe sie ihm alles gesagt, was ihre in seinen Augen gewiß höchst unweibliche Handlungsweise erklären konnte.

Herbert Lyncker aber hatte gar nicht den Versuch gemacht, sie zu unterbrechen. Er hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und. war mit jeder Sekunde mehr in sich zusammengesunken wie jemand, der unter der Last eines unerwartet über ihn hereingebrochenen Schicksals erliegt. Seine schlanken Finger spielten mechanisch mit einer Troddel des Sessels, und sein Blick war starr ins Leere gerichtet. Vielleicht hatte er kaum die Hälfte dessen verstanden, was Martha gesagt hatte, denn als sie jetzt verstummte, fuhr er zusammen, als hätte man ihn aus einem Traume geweckt. Wie ein aus dem Schlafe Erwachender auch strich er sich über Augen und Stirn.

Dann aber raffte er sich mit einem Ruck zusammen, und seine sonst so sanfte und schmeichelnde Stimme hatte einen seltsam rauhen und fremden Klang, als er

sagte: „Es hätte aller dieser Erklärungen nicht bedürft, mein verehrtes Fräulein; denn es ist selbstverständlich, daß ich Ihnen die kleine Summe mit Freuden zur Verfügung stelle. Bis wann müßten Sie sie haben?“

„Bis morgen abend, Herr Lyncker. — Aber mir wird mit einem Male so bang vor meinem eigenen Beginnen. Vielleicht habe ich doch ein großes Unrecht getan, und Sie werden mich von nun an verachten.“

„Verachten? Ich — Sie? Nein, bei Gott, das ist eine grundlose Sorge. Ich bin glücklich, daß Sie mich Ihres Vertrauens gewürdigt haben, und ich wollte — doch weshalb sollten wir viele Worte darüber machen? Sie gestatten mir also, Ihnen morgen nachmittag das Geld zu bringen?“

„Vielleicht ist es besser, wenn ich den Gatten meiner Base benachrichtige, daß er es bei Ihnen in Empfang nehmen kann. Es müßte dabei doch auch allerlei Geschäftliches erledigt werden. Von diesen Dingen verstehe ich leider nicht das geringste.“

„Nein — nein,“ wehrte er hastig ab, „die einzige Bedingung, die ich an die Erfüllung Ihres Wunsches knüpfe, ist, daß die Sache ein Geheimnis bleibt zwischen Ihnen und mir. Sie dürfen keinem Menschen sagen, daß Sie das Geld von mir erhielten, Ihrer Base oder ihrem Manne ebensowenig als dem Herrn Oberstleutnant oder sonst einem Menschen. Es bedarf ja durchaus keiner geschäftlichen Abmachung. An dem Tage, wo der Empfänger das Geld wieder entbehren kann, werden Sie es mir einfach zurückgeben. Es ist ganz gleichgültig, ob dieser Tag innerhalb eines Jahres oder eines Jahrzehnts erscheint.“

Mit einem Blick der höchsten Bewunderung schlug sie ihre in Tränen schwimmenden Augen zu ihm auf. Wie viel Vertrauen sie auch auf Grund ihrer kurzen

Bekanntschaft in seine Herzensgüte gesetzt hatte, diese Großmut ging doch weit über alle ihre Erwartungen hinaus. Ihr Herz war so voll von heißer Dankbarkeit, daß sie nicht sogleich Worte fand, die reich genug gewesen wären, auszudrücken, was sie fühlte.

Herbert Lyncker aber wünschte sie offenbar an jeder Dankesäußerung zu verhindern, da er ihr sogleich mit der Frage zuvorkam, wann und wo sie morgen das Geld von ihm in Empfang zu nehmen wünsche.

Martha überlegte ein wenig, dann sagte sie: „Vielleicht wäre es am besten, wenn Sie es mir zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags bringen wollten. Um diese Zeit ist mein Vater bei seiner Schachpartie im Kaffeehaus, und niemand würde im geringsten etwas bemerken."

„Gut also — ich werde um fünf Uhr kommen. Ihre Base wird das Geld erhalten, Sie können mit Sicherheit darauf rechnen."

Er war aufgestanden, um sich zu verabschieden. Martha hielt ihn nicht zurück. Sie empfand es vielmehr als einen neuen Beweis seines Zartgefühls, daß er sie jetzt verließ, denn der Schritt, zu dem sie sich da um Magdalenens willen entschlossen hatte, erschien ihr jetzt, nachdem sie ihn getan, viel ungeheuerlicher noch als zuvor. Sie würde in Herbert Lynckers Gegenwart die peinliche Beklemmung nicht mehr los geworden sein, die wie eine erstickende Last auf ihrer Seele lag, seitdem sie seine Zusage empfangen.

Auch jetzt fand sie das Dankeswort noch nicht, zu dem ihr Herz sie doch so ungestüm drängte. Aber als Herbert sich herabbeugte, um ihre Hand zu küssen, fühlte er einen langen warmen Druck der kindlich schlanken und doch kraftvollen Finger, die er in seiner Rechten hielt.

Dann stürzte er fort und lief durch die abenddunklen Straßen seiner weitab gelegenen Wohnung zu.

In dem kleinen, dürftigen Zimmer, wo er statt des reichen hanseatischen Patriziersohnes wieder nur der einfache, schlechtbezahlte Kommis Paul Grevenberg war, rannte er in größter Erregung auf und nieder.

Ohne sich bewußt zu werden, daß die Worte laut und vernehmlich von seinen Lippen kamen, wiederholte er immer aufs neue: „Ich muß wahnsinnig gewesen sein — geradezu wahnsinnig!“

(Fortsetzung folgt.)

Nur wahr!

Novellette von Else Krafft.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Sie war reizend. Die Freundin selbst, die stille, blonde Annemarie, strich ihr ein paarmal bewundernd über das dunkle Gelock, an dem die Goldmünzen klirrten. Leuchtend hob sich das bunte Kopftuch von der weißen Haut ab.

Ilse lächelte. Sie stand vor dem Spiegel in Annemaries Mädchenstübchen und sah an dem Zigeunerkleid herab, das sie von der Modistin nach der Wohnung der Freundin hatte schicken lassen, damit sie sich dort ankleiden konnte, und die Eltern sie nicht sogleich auf dem Kostümfest beim Konsul B. erkennen würden.

„Eigentlich ist's doch schon etwas spät für einen Maskenball, Ilse," meinte Annemarie nachdenklich.

Ilse horchte nach der Tür. „Ja, das hat Papa auch gesagt, als die Einladung kam. Aber Konsuls dürfen sich das erlauben, da sie ja schon im nächsten Monat nach Südamerika gehen übers große Wasser. Da soll vorher noch einmal flott getanzt werden. Du weißt ja, wie sehr die junge Frau derartige Feste liebt. Je toller, desto besser!"

Das blonde Mädchen wurde rot. Sie zupfte in der ihr eigenen mütterlichen Art an den seidenen Bändern des bunten Gewandes herum und horchte dann auch nach dem Korridor hin, in dem jetzt Schritte laut wurden. Gleich darauf klopfte es. „Darf ich herein, Mie?“ fragte eine Männerstimme.

„Mein Bruder ist's. Darf er dich sehen, Ilse?“

Diese nickte stumm und legte die Hände über der Brust zusammen. Ein leises Zittern ging durch die geschmückte Mädchengestalt, als der junge Mann über die Schwelle trat.

Doktor Stiebe wich im ersten Augenblick überrascht einen Schritt zurück. Im Dämmerschein des sinkenden Tages kam's ihm wie ein Märchen vor, was da vor ihm stand.

Ilse rührte sich nicht. Sie streckte ihm weder die Hand entgegen noch erwiderte sie seinen Gruß. Sie blickte ihn nur an. Sie wußte, daß sie schön war, sie wollte auch schön sein und bewundert werden. Vor allem dieser Mann sollte sie bewundern. Sie kannte ihn lange, lange und hatte sich schon als Schulmädchen mit ihm gezankt, wenn sie bei der Freundin weilte. Und immer blieb er der Überlegene, der Stärkere, immer hatte er etwas zu tadeln, etwas auszusetzen an ihrer jungen Wildheit.

So ein Pedant, so ein Bücherwurm! Sie wußte es selber nicht, warum sie ihn so sehr haßte, so sehr sich bemühte, ihn zu kränken.

Als er ein Weilchen stumm, mit halbem Lächeln um die Lippen vor ihr stand, und sein Blick langsam von dem geschmückten Haupt bis zu dem Saum des kurzen Gewandes hinabwanderte, senkte sie den Kopf. Und als sie ihre, bis über den Knöchel hinauf unbedeckten Füße sah, stieg ihr das Blut ins Gesicht.

„Sie brauchen mich gar nicht ſo pädagogenhaft zu muſtern!“ ſtieß ſie hervor. „Gräßlich — ſolch Schulmeiſterblick!“

Er ſchüttelte in ſeiner ſarkaſtiſchen Weiſe den Kopf. Dann ſtreifte er mit ſeinem Zeigefinger den Zipfel der

Seide über dem Mädchenhaupte, ſo daß die Goldmünzen leiſe gegeneinander klirrten. „Was ſoll denn das vorſtellen? Wohl ſo eine Art Indianerputz? Na, ſchön iſt anders!“

Annemarie lachte und nahm die Hand der Freundin. „Er ſcherzt ja nur, Ilſe!“

„Im Gegenteil,“ widerſprach der junge Philologe,

„mir ist's bitterer Ernst. Ich hätte Ihnen wirklich einen besseren Geschmack zugetraut, Fräulein Ilse. Rot, Grün und Blau, schreckliche Zusammenstellung! Und dann der kurze Rock! Gerade, als ob das kleine Mädel von damals wieder vor mir steht." Ein warmer Blick kam in seine ernsten Augen. „Wissen Sie noch: rote, spinnenfeine Strümpfchen, die über den hohen Absätzen niemals ganz bleiben wollten —"

Unwillkürlich sah er auf den zierlichen Knöchel hinab. Ihm war, als müßte dem wilden Kinde auch heute ein Stückchen weiße Haut durch das Gewebe schimmern.

Sie schüttelte ärgerlich den Kopf. „Gar nichts weiß ich mehr!" sagte sie heftig. „Und dann imponieren mir Ihre Erinnerungen auch nicht so viel!" Sie schnippte ungezogen mit den Fingern. — „Du, Annemarie, euer Mädchen holt mir wohl eine Droschke. Ich glaube, es ist höchste Zeit."

„Natürlich wieder ins Vergnügen!" neckte der Doktor weiter. „Nicht einmal diese goldenen ersten Frühlingstage werden von Maskeraden und sonstigem Schnickschnack verschont. Ich verstehe wirklich nicht, wie Sie einmal Hausfrau werden wollen, Fräulein Ilse. Kochen ungenügend, Nähen und Stopfen mangelhaft, und —"

Das Mädchen warf den Kopf zurück. „Als ob ich das je nötig hätte! Wozu sind denn die Dienstboten da!"

„Na, na, nur nicht zu übermütig werden!" meinte der Doktor nachdenklich, indem er zärtlich der Schwester schmale Hand streifte. „Hier unser kleines Hausmütterchen hat's auch besser gehabt, als der Vater noch unter uns weilte und drüben unser Mutterchen gesund herumwirtschaften konnte. Nun aber opfert sie ihre Jugend für uns beide unzufriedenen Menschen und spart täglich am Wirtschaftsgelde, damit der große Bruder seinen

ja leider noch so kleinen Verdienst nicht allzu schwer empfindet."

Es kam ein eigenes Erzittern in seine Worte. Er trat jetzt ganz nahe zu dem geschmückten Mädchen.

„Ilse, Ilse, ein ganz klein wenig Frauendemut stände auch Ihnen gut."

Sie hielt trotzig seinen Blick aus. „Danke, Herr Schulmeister. Sie glaubten wohl, einen Ihrer Tertianer vor sich zu haben!"

Da wendete er sich ab und verließ das Zimmer.

Annemarie, die inzwischen das Mädchen weggeschickt hatte, trat wieder zu der Freundin, die sich gerade den Abendmantel um die Schultern zog. „Warum bist du nur so schroff, Ilse?" fragte sie bekümmert. „Heinz ist doch so gut!"

Ilse kämpfte mit den Tränen. „Ein Grobian ist er, ein ganz ungehobelter Mensch!"

Ernst, fast feierlich neigte sich Annemarie der Freundin entgegen. „Er ist dir gut, mehr wie gut, Ilse. Und da möchte er dich gerne sehen als die Höchste, die Herrlichste im Lande."

Ilse lachte. „Das tut mir leid! Das glaubst du doch selber nicht, daß wir zwei jemals zusammenkämen! Na, da wüßte ich denn doch noch andere, Liebenswürdigere, die in Betracht kämen! — Aber deshalb brauchst du wirklich kein so leidvolles Gesicht aufsetzen, kleine Mie. Ich hab' ihn nun eben mal nie leiden können, deinen geliebten Bruder Schulmeister. — Und nun leb wohl! — — Komm doch mal her, Mie!"

Sie riß das blonde Mädchen leidenschaftlich zu sich heran und küßte es heftig. Dann war sie draußen.

Als sie in der Droschke saß, begann sie zu frösteln. Fester hüllte sie sich in ihren Mantel, obwohl durch das geöffnete Fenster des Wagens nur milder, weicher

Abendwind über sie hinströmte. Ja, sie haßte ihn. Er war ein Egoist, ein ganz grober, liebloser Patron, dieser Heinz Stiebe. Schon immer war er das gewesen.

Krampfhaft schluckte Ilse die Tränen hinunter, die unerklärlicherweise in ihr emporsteigen wollten. Und dann begann sie sich auf den heutigen Abend zu freuen.

Leutnant v. Riedel würde wieder da sein, der mit den schwarzen Augen und dem allerliebsten Schnurrbärtchen über den immer lächelnden Lippen. Dazu des Königs Rock und den klirrenden Säbel zur Linken. Gewiß würde Leutnant v. Riedel heute da sein. Seine letzte Ansichtskarte an sie war ja mit zwei brennenden Herzen über Amors Köcher geschmückt.

Ilse hob den Kopf. Vielleicht würde sich's heute schon entscheiden, was sie in zagender Furcht monatelang hinausgeschoben hatte, und dann würde sie nicht nur einen schönen, nein, auch einen liebenswürdigen und galanten Mann bekommen. Die Schulden, von denen man munkelte, nun, der Vater war reich genug, um sie dem Gatten seines einzigen Kindes zu bezahlen.

Als der Wagen vor dem erleuchteten Hause des Konsuls hielt, und der Diener das junge Mädchen in ein Garderobenzimmer geleitete, hatte Ilse ganz und gar vergessen, daß sie noch unmaskiert war. Erst als das Hausmädchen ihr den Mantel von der Schulter nahm, und das bunte, klirrende Gewand sichtbar wurde, dachte sie daran. Hastig riß sie an der kleinen schwarzen Maske, die ihr am Gürtel hing, und führte sie gegen das Gesicht.

Da plötzlich sah sie in das lachende, ebenfalls noch unverhüllte Gesicht des Leutnants v. Riedel, der seine Uniform mit dem kleidsamen Gewand eines spanischen Torero vertauscht hatte.

Beide Hände küßte er dem schlanken Mädchen.

„Gnädigſte — — einfach unbeſchreiblich, unbeſchreiblich entzückend!“ verſicherte er.

Wie weich er ſprach, und wie tief und ehrerbietig er ſich verneigte.

Über Ilſe kam ein ſtolzes Gefühl der Genugtuung. Sie ließ ihm ihre Hand länger, als nötig war, und duldete es, daß er in dem gerade menſchenleeren Vorraum neben der Garderobe ihren Arm bis zu dem Ellbogen hinauf küßte.

„Koloſſales Glück eigentlich!“ meinte er lachend.

„Das erste, was ich heute abend hier sehe, ist Ihr süßes, süßes Gesichtchen, Fräulein Ilse. Schade, daß die dumme Maske nun so schnell meine Sonne verdeckt."

Sie neigte leicht das Haupt zu seinen Schmeicheleien. Sie taten ihr wohl.

Aus der geöffneten Salontür drang ihnen Tanzmusik entgegen.

Da lächelte Ilse. Schulter an Schulter schritt sie mit Leutnant v. Riedel in das Festgetriebe. Alle mußten es sehen, alle sollten es sehen, was bevorstand.

Wenn nur das seltsame, dunkle Gefühl im Herzen erst weichen wollte! — —

Die Stunden vergingen ihr wie ein bunter, schwüler Traum. Und einmal, gerade in dem Augenblick, da es sie nur ein einziges Wort gekostet hätte, um dem Werben des jungen Offiziers zu willfahren, ging es sogar wie ein jähes Erschrecken durch ihre Seele, so daß sie ganz heiß und rot den Kopf schüttelte.

Später, als sie im Wagen neben den Eltern saß, um heimzufahren, tat ihr dieses kindische Gebaren bitter leid, noch dazu, da die Mutter vorwurfsvoll auf sie einredete.

„Bist doch ein recht dummes Mädel, Ilse, mit deiner Unentschlossenheit! So ein liebenswürdiger und auch schöner Offizier kann noch ganz andere Partien machen, wenn du noch lange zauderst. Ich könnte mir wirklich keinen annehmbareren Schwiegersohn wünschen wie den Leutnant v. Riedel."

„Na, na!" unterbrach der Fabrikant gähnend seine Frau. „Als ob's immer nur ein Leutnant sein müßte! Da ist mir doch der Heinz Stiebe —"

„Albert!"

Ilses Mutter fuhr ordentlich beleidigt von ihrem Sitz empor.

„Aber, Albert," fuhr sie fort, „wie kannst du nur so einen Vergleich stellen! Ein Oberlehrer und ein Offizier! Und dann so ein Grobian wie dieser Doktor Stiebe! Hast du schon jemals gehört, daß er mir oder dem Kinde irgend ein liebenswürdiges Wort gesagt hat, wie zum Beispiel Leutnant v. Riedel? Im Gegenteil! Er erfrecht sich, mir vorzuhalten, die Ilse wäre bleichsüchtig und dürfe nicht so viele Tanzereien mitmachen, und ich selbst müßte mir mehr Bewegung machen, sonst würde ich zu stark und litte darunter. — Hast du schon mal solche Dreistigkeit gehört? Um Gottes willen! Da würde das arme Mädel ja todunglücklich an der Seite eines solchen Schulmeisters."

Der Vater antwortete nicht, er schlief schon wieder.

Ilse aber wachte. Sie sah mit heißen Augen durch das Fenster des Wagens in die vorüberhuschenden Straßenlichter. Ja, die Mutter hatte recht. Sie würde todunglücklich mit Heinz Stiebe werden.

Und dieser Gedanke ließ sie plötzlich vor lauter Trotz und lauter Müdigkeit leise in sich hineinschluchzen.

— — — — — — — — — — — —

Acht Tage später wollten Ilses Eltern gleichfalls eine Gesellschaft geben. Alle Bekannten wurden dazu geladen, und alle erwarteten von diesem Feste die Verlobung der Tochter des Hauses mit Leutnant v. Riedel.

Ilse am allermeisten. Durch verschiedene zarte Anspielungen des jungen Offiziers wußte sie, daß er länger mit einer Entscheidung nicht warten wolle, und sie war fest entschlossen, ihm bei der ersten besten Gelegenheit ihr Jawort zu geben.

Es war wieder kalt und regnerisch geworden.

Ilse, die, auf dem Wege zu Verwandten begriffen, durch die Straßen schritt, mußte tüchtig gegen Wind und Wetter ankämpfen, um vorwärts zu kommen.

Ihre Base Berta hatte im letzten Quartal die Wohnung gewechselt, und der Weg zu ihr führte an zum Teil noch unbebauten Strecken fahlgrüner Wiesenplätze vorüber.

„Direkt gegenüber der Kaserne liegt unser neues Haus," hatte der Untertertianer Fritz die junge Tante belehrt, als er von dem neuen Heim gesprochen.

So gut sich's unter dem Schirm hervorlugen ließ, schaute Ilse sich um.

Richtig, das große, rote Gebäude war die Kaserne und dicht gegenüber der stolze Neubau an der Ecke die Wohnung der Verwandten.

Im Hause roch es noch nach Farbe und Kalk, als das junge Mädchen die Treppe hinaufstieg. Das erweckte so ein unbehagliches Gefühl in ihr. Eben hatte sie noch an ein lachendes Gesicht über blitzenden Knöpfen gedacht, und eine ganze Reihe schöner Bilder waren ihr dabei vor die Seele gekommen. Nun plötzlich war das alles wie fortgeblasen. Selbst oben in dem warmen, gemütlichen Wohnzimmer der Base wollte diese unzufriedene Stimmung nicht weichen.

Sie hatte bald ihre Einladung vorgebracht, hatte die neue Wohnung gebührend bewundert und stand nun am Fenster des Salons, das man wegen des Ölfarbengeruchs geöffnet hatte.

Vor ihren Blicken lag der Kasernenhof, an dessen Mauer ein kleines Häuflein Rekruten vor dem dienstuenden Offizier mitten in Regen und Sturm Freiübungen machte. Man hörte die Kommandoworte deutlich herüberschallen.

„Siehst du, Ilse," meinte die Base lächelnd, „das hat auch zu unserem Entschluß, hier zu mieten, beigetragen, das frische, fröhliche Soldatenleben! Unser Junge steht fast den ganzen Tag am Fenster und schaut

zu. Nur einen mag er nicht leiden von den Marssöhnen da drüben. Siehst du den Leutnant da rechts neben den beiden Unteroffizieren? Der kann schimpfen und fluchen, sag' ich dir! O je, o je! Und immer gerade bei dem scheußlichsten Wetter nimmt er seine Rekruten vor."

Ilse sah ihn gut. Wie eine Flamme war es in ihr Gesicht geschlagen, als sie hinübergeblickt hatte.

Die schlanke Gestalt, der schwarze Schnurrbart, die eleganten Bewegungen — so war nur einer, den sie kannte: Leutnant v. Riedel.

Weit beugte sie sich aus dem Fenster und achtete der Regentropfen nicht, die ihr ins Gesicht sprühten.

Der junge Offizier konnte sie nicht sehen. Er stand mit dem Rücken der Straße zu und schlug gerade einen der auf einem Beine stehenden Leute so heftig mit der Säbelscheide ins Kniegelenk, daß der arme Bursche sich kaum aufrecht halten konnte.*)

„Siehst du's," ereiferte sich die Hausfrau, „da hat er schon wieder einen vor. Wir haben eine förmliche Wut auf diesen Menschen, der Fritz und ich. Der kennt auch nicht ein bißchen Erbarmen mit seinen Untergebenen. Du glaubst gar nicht, wie sehr er die Leute quält."

Ilse wich jäh zurück. Sie hatte soeben Worte aus dem Munde des jungen Offiziers vernommen, die sie so bissig und roh kaum von dem niedrigsten Arbeiter in des Vaters Fabrik gehört.

Sie mußte deutlicher hinüberschauen, ob's denn auch wirklich wahr sei, daß diese Worte aus dem sonst so süß lächelnden Munde des Leutnants v. Riedel kamen.

Er stand jetzt so, daß sie das feine Profil sehen

*) Siehe das Titelbild.

konnte und die jetzt vor Wut unschön verzogenen Lippen. Ja gewiß, er war es. Er ging ein paarmal schimpfend um die Soldaten herum und stieß endlich einen schmächtigen, blassen Burschen mit der Faust unsanft in die Seite. „Beine grade! Zum Donnerwetter! Der Kerl fliegt drei Tage ins Loch, wenn er seine Knochen nicht zusammennehmen kann.“

Ilse schloß plötzlich das Fenster und stand zitternd mitten im Zimmer.

Die Base nahm sie freundlich in die Arme. „Aber, Kleine, wer wird sich denn über Alltägliches so furchtbar aufregen! Du hast es nur gerade heut besonders schlecht getroffen mit unserer schönen Aussicht. Die anderen Offiziere sind lange nicht so roh wie dieser. So einem herzlosen Gesellen möcht' ich nicht im Dunkeln begegnen!“

Sie lachte und zog ihren Besuch in das Kinderzimmer, wo Fritz bei den Schularbeiten saß.

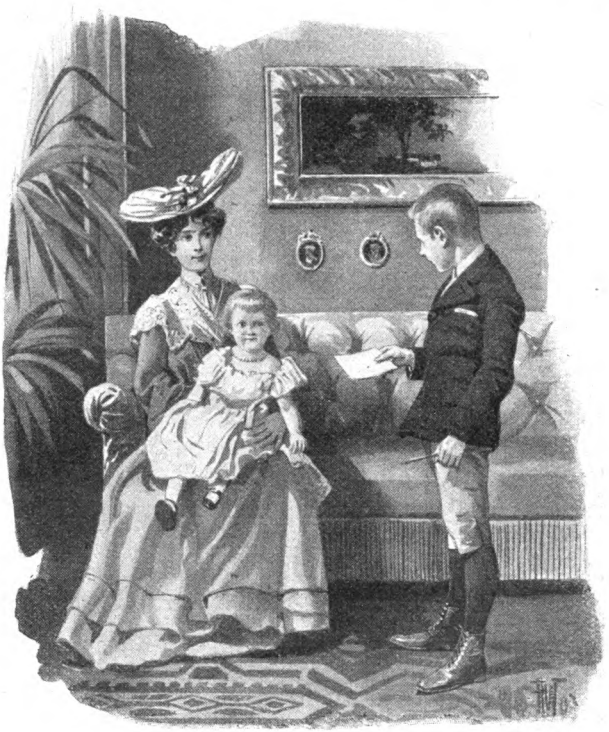
Ilse folgte wie betäubt. Etwas war in ihrer Brust, das wie ein Stein so schwer auf ihr lastete, und doch wieder wie Feuer brannte, und das mich selbst bei dem herzigen Geplauder der kleinen Mädchen nicht, die der jugendlichen Tante ihre Puppen vorstellten.

Sie hätte immerzu die Hände falten können und bitten: Lieber Gott, hilf mir doch! — so elend fühlte sie sich mit einem Male. Es ging wie ein Schauder durch ihre Glieder, wenn sie des jungen Offiziers und seiner Werbung gedachte. Das war nun alles, alles vorüber — Gott sei Dank! Alle Verstellung, alle gemachte Liebenswürdigkeit des Leutnants für die reiche Erbin.

Im plötzlichen Gefühl der Erleichterung nahm Ilse das kleinste blonde Mädchen zu sich empor und preßte krampfhaft ihr Gesicht gegen die weiche Kinderwange.

Wie ſchön das war, dieſe reine, warme Haut an ihrem kalten Antlitz!

Da kam Fritz auf ſie zu. Er hielt ein Stück Pa-



pier in der Hand und hatte einen roten Kopf. „Ich wollt' dich um was bitten, Tantchen, mußt aber nicht lachen. Mama hat immer erzählt, du könnteſt ſo fein dichten. Iſt das wahr? Ich ſitze nun ſchon zwei Stunden an ſo 'nem lumpigen Vers und krieg' und

krieg' kein Ende. Sag mal, Tantchen, was reimt sich eigentlich alles auf Stiebe?"

Ilse hob den Kopf. Ihre Augen wurden ganz groß und staunend.

„Stiebe — — Stiebe? Wie kommst du denn bloß auf dieses Wort, Fritz?"

„Ach, ich such' da nämlich einen Reim drauf. Triebe, Hiebe und Rübe hatt' ich gefunden. Das paßt aber alles nicht in mein Gedicht hinein."

Ilse stand regungslos. Ein weiches Lächeln kam in ihr Gesicht. „Schreib doch einfach Liebe!"

Er sah sie einen Augenblick verblüfft an, dann sagte er: „Aber natürlich. Das paßt ja famos! Hör' nur, Tantchen:

„So grüßt dich deiner Schüler Liebe,
Hoch lebe unser Doktor Stiebe!"

Hurra, Tante, nun ist's fertig!"

Ilse war näher zu dem Knaben getreten. Zitternd griff sie nach dem Stück Papier. „Darf ich's lesen, Fritz?"

Er nickte, noch immer blutrot vor Aufregung, und während sie las, erzählte er halb stolz, halb schamhaft: „Das ist nämlich für unseren Klassenlehrer, den Doktor Stiebe, weißt du, Tantchen. Er hat nämlich nächste Woche Geburtstag. Und weil er doch solch famoser Kerl ist, und wir alle für ihn durchs Feuer gehen könnten, haben wir Jungens zusammengelegt und einen schönen Schreibtisch für ihn gekauft. Den wünscht er sich nämlich schon lange. Ja und weil er doch nicht so viel Geld haben soll, wie der Karl Hofmann, der in seinem Hause wohnt, sagt, so kann er sich doch einen Schreibtisch nicht selber kaufen. Was, Tantchen? Er gibt ja alles für andere weg. Wahrhaftig! Neulich erst,

der Willi Heinemann — — dem ist sein Vater gestorben, und die Mutter hat ihn 'rausnehmen wollen aus dem Gymnasium, weil ihr das doch zu teuer war. Und weil der Willi Heinemann so geweint hat, und er doch Primus ist in unserer Klasse, zahlt der Doktor Stiebe das Schulgeld für ihn und kauft ihm auch noch die Bücher, die er braucht. Na — — ist das nicht mächtig anständig?"

Ilse konnte nicht antworten.

„Wie gefällt dir denn das Gedicht?" setzte der Knabe kleinlaut hinzu, als Ilse das Papier schweigend auf den Tisch legte und so blaß geworden war. „Ist wohl furchtbares Blech, was?"

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. Sie strich dem Neffen leise über das Blondhaar. „Sehr hübsch ist's. Wirklich, Fritz. Und morgen, morgen grüßt du deinen Lehrer von mir. Ja? Wirst du das bestellen?"

Er nickte. „Kennst du ihn denn?"

Doch sie war schon zur Tür gegangen, sie antwortete nicht mehr. Ein Jubel war in ihr, eine Seligkeit! „Wir alle könnten für ihn durchs Feuer gehen!" — Das war wie eine Offenbarung in ihr haften geblieben. Ob die Soldaten da drüben in Sturm und Regen das wohl auch vom Leutnant v. Riedel sagten? — —

Als Ilse sich von der Base verabschiedet hatte, lief sie eilig an der Kasernenmauer vorüber. In der Straßenbahn saß sie mit gefalteten Händen, und als der Schaffner fragte, wohin sie wolle, gab sie unwillkürlich die viel ferner gelegene Straße ihrer Freundin Annemarie an als die Haltestelle in der Nähe des Elternhauses.

Sie wollte ihre Einladung für die Geschwister persönlich überbringen, dachte sie in einer Art Selbstentschuldigung, und dabei wurde sie abwechselnd blaß und rot, und eine Sehnsucht erwachte in ihr, fremd

und wunderbar. „Er iſt dir gut, mehr wie gut, Ilſe, und da möchte er dich gerne ſehen als die Höchſte, die Herrlichſte im Lande.“ Seine Schweſter hatte es geſagt, die liebe, treue Mie. Und ſie ſelbſt hatte gelacht bei dieſen herrlichen Worten, höhniſch gelacht.

„Vergib mir's, Heinz,“ bat ſie im ſtillen. „Ich meinte dich zu haſſen und wußte es nicht, daß ich dich liebte.“ — —

Annemarie war nicht zu Hauſe. Nur die Mutter, die alte, kränkelnde Dame mit den lieben, weichen Händen.

Ilſe hielt ſie wieder und wieder feſt. Sie war wie verzaubert in ihrer jungen Seligkeit.

Dann kam Heinz. Er stand im Dämmerlicht in der Tür und hielt die Hand über die Augen. War's ein Trugbild da drüben am Fenster?

Vor dem Lehnstuhl der Mutter kniete Ilse, die stolze, verwöhnte Ilse, und hatte den Kopf in den Schoß der alten, kranken Frau gelegt.

Sie hatten ihn beide nicht kommen hören, während der Regen gegen die Fensterscheiben schlug.

Ilse hatte in ihrer raschen Art der Mutter ihrer Freundin ein Geständnis abgelegt von ihrem Trotz, und wie sie sich habe blenden lassen von äußerem Schein. Und die alte Frau lächelte dazu und legte leise die Hand auf das gesenkte Mädchenhaupt.

„Das wußt' ich längst, daß ihr zusammengehört, ihr lieben Kinder," sagte sie feierlich.

Im nächsten Augenblick hielt Heinz das emporschreckende Mädchen im Arme. Er sprach kein Wort. Aber der starke Mann erzitterte, als ihm sein wildes Lieb so still und weich am Herzen lag.

Unter Tränen lächelte sie zu ihm empor. „Ich will fleißig sein, Heinz, um deine Hausfrau, und gut, um deiner würdig zu werden!"

Er schüttelte den Kopf und küßte sie. „Sei nur wahr, Ilse — nur wahr!"

Ein herrenloses Land.

Bilder aus Neutral Moresnet. Von Gerd Harmstorf.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Als vor kurzem die Zeitungen in einmütiger Entrüstung von dem Versuch einiger Spekulanten erzählten, in Neutral Moresnet, unmittelbar an der Grenze des Deutschen Reiches, eine Spielhölle nach dem berüchtigten Muster von Monte Carlo entstehen zu lassen, vernahmen gewiß sehr viele den Namen des betreffenden Gebietes zum ersten Male, und was bei diesem Anlaß über die staatsrechtliche Stellung, die Verwaltungseinrichtungen und Rechtsverhältnisse von Neutral Moresnet erzählt wurde, mochte gar manchem recht abenteuerlich und unwahrscheinlich klingen.

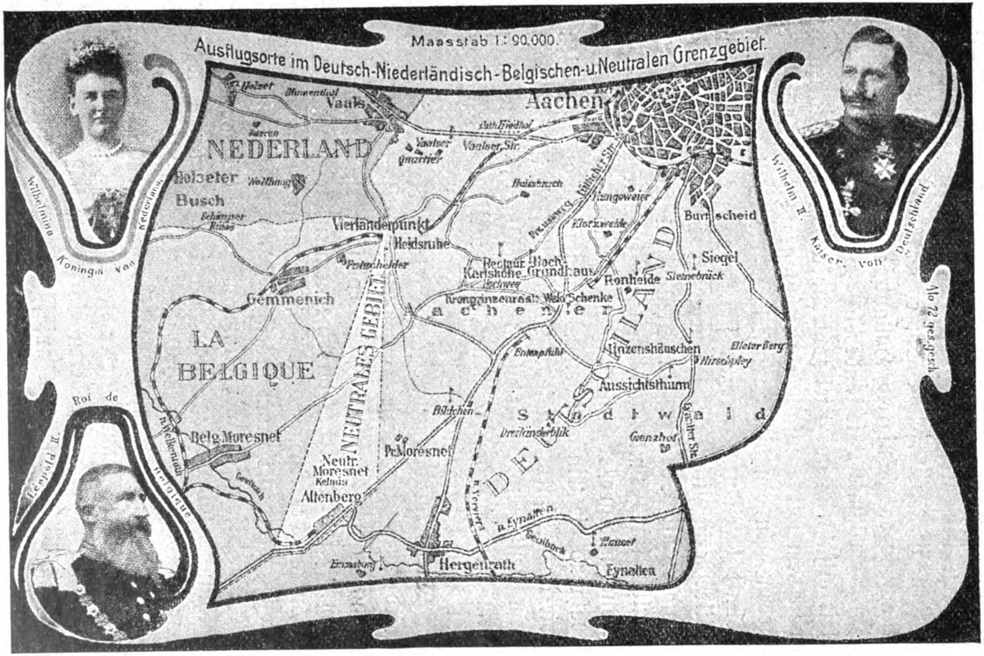
Es war ja auch schließlich nicht alles vollkommen zutreffend, was man da lesen konnte, aber das winzige, von drei großen Staaten eingeschlossene Gebiet, das in der Tat keinem dieser drei Länder zugehört, ist in seiner einzigartigen Sonderstellung doch jedenfalls interessant genug, um auch jetzt noch, da die drohende Spielbankgefahr glücklich abgewendet ist, eine nähere Betrachtung zu verlohnen.

Der ungefähr 330 Hektar umfassende Bezirk von Moresnet war vor Jahrhunderten österreichisches Ge-

biet. Er hatte eine Bedeutung lediglich durch die bei dem Örtchen Kelmis gelegenen Galmeibergwerke, die eine reiche Ausbeute lieferten. In den Feldzügen der Revolutionszeit kam er 1793 an Frankreich, das ihn indessen im Jahre 1814 wieder preisgeben mußte. Auf Grund eines auf dem Wiener Kongreß abgeschlossenen Vertrages sollte Moresnet zwischen Preußen und Belgien geteilt werden. Zwei staatliche Kommissäre wurden mit der Feststellung der Grenzlinie betraut. Unabhängig voneinander erledigten sie ihre Aufgabe, und es stellte sich heraus, daß jeder die gewinnbringenden Bergwerke für sein Land in Anspruch genommen hatte. Eine Verständigung schien schwierig, und da man anderseits einen so unbedeutenden Anlaß unmöglich zum Ausgangspunkt ernster Verwicklungen machen konnte, kam man überein, von der Teilung ganz Abstand zu nehmen und den strittigen Bezirk durch beide Staaten gemeinschaftlich verwalten zu lassen.

Dieser Zustand währte bis zum Jahre 1841. Er hatte naturgemäß mancherlei Unzuträglichkeiten im Gefolge, und man sah sich schließlich zu einem neuen Abkommen veranlaßt, welches das Gebiet von Moresnet für neutral erklärte und ihm eine eigene Verwaltung gab. Aller Hoheitsrechte freilich haben Belgien und Preußen sich dabei keineswegs begeben. Die eigentliche Regierungsgewalt liegt noch heute in den Händen zweier Kommissäre, eines belgischen und eines preußischen. Denn von ihnen wird der höchste Verwaltungsbeamte des kleinen Gebietes, der Bürgermeister, ernannt, und die von ihm in Vorschlag gebrachten zehn Räte, die den gesamten Verwaltungsapparat ausmachen, bedürfen der Bestätigung durch die staatlichen Kommissäre.

Wie aus unserer beigefügten Kartenskizze ersichtlich ist, bildet Neutral Moresnet ein Dreieck, das von der



K. rte des neutralen Gebietes von Moresnet.

belgischen Provinz Lüttich und den Kreisen Aachen und Eupen des preußischen Regierungsbezirks Aachen umgeben ist. Mit seiner Spitze berührt es als dritten Nachbar das Königreich Holland, und hier befindet sich jener berühmte „Vierländerblick", der als Merkwürdigkeit alljährlich das Ziel zahlreicher Touristen bildet und von dem wir ebenfalls eine photographische Aufnahme geben. An den vier Grenzsteinen, die den interessanten Punkt bezeichnen, pflegen sich, wie auch auf unserem Bilde ersichtlich, die Zollbeamten der drei Nachbarländer mit Vorliebe ein Stelldichein zu geben. Sie walten ihres Amtes an den Grenzen von Neutral Moresnet mit großer Aufmerksamkeit und Strenge. Denn während die Einfuhr von Waren sowohl aus Preußen wie aus Belgien von jeder Abgabe befreit ist, darf aus dem neutralen Gebiet nichts ausgeführt werden, ohne dem betreffenden Nachbarlande den tarifmäßig festgesetzten Tribut zu zahlen.

Die Verbindung des Bezirkes mit der Außenwelt wird durch die Linie Aachen-Verviers der belgischen Staatsbahn vermittelt. Sie dient indessen vornehmlich dem Personenverkehr, da eine nennenswerte Industrie schon um der einengenden Zollschranken willen in dem Bezirk Moresnet kaum gedeihen kann.

Die Gesamtzahl der Einwohner, die bei der letzten Zählung 3400 betrug, mag sich inzwischen um weitere hundert Köpfe erhöht haben. Neben 1450 Deutschen gibt es etwa 1150 Belgier, 350 Holländer und 550 Neutrale. Unter letzterer Bezeichnung sind die Einwohner zu verstehen, deren Vorfahren schon vor dem Jahre 1815 in dem Bezirk ansässig waren. Sie genießen mancherlei vertragsmäßige Sonderrechte vor der aus den Nachbarländern eingewanderten Bevölkerung. Vor allem bleiben sie, selbst wenn sie nicht auf dem Boden

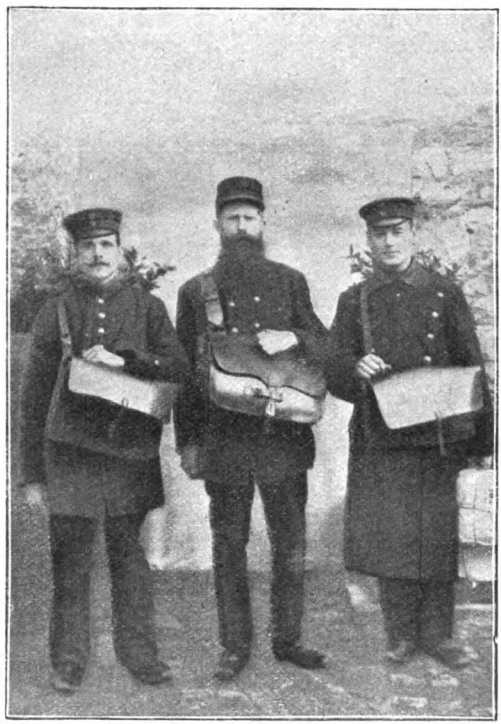
Op 't hoogste punt van Nederland

Am Vierländerblick

Wo sich vier Länder küssen,
Drei Steine find'st Du dort:
Von Belgien-Holland, Deutschland
Und vom neutralen Ort.
's ist der von Belgien-Holland,
Der in der Mitte steht,
Dort rechts Ihr den Neutralen
Und links den Deutschen seht.

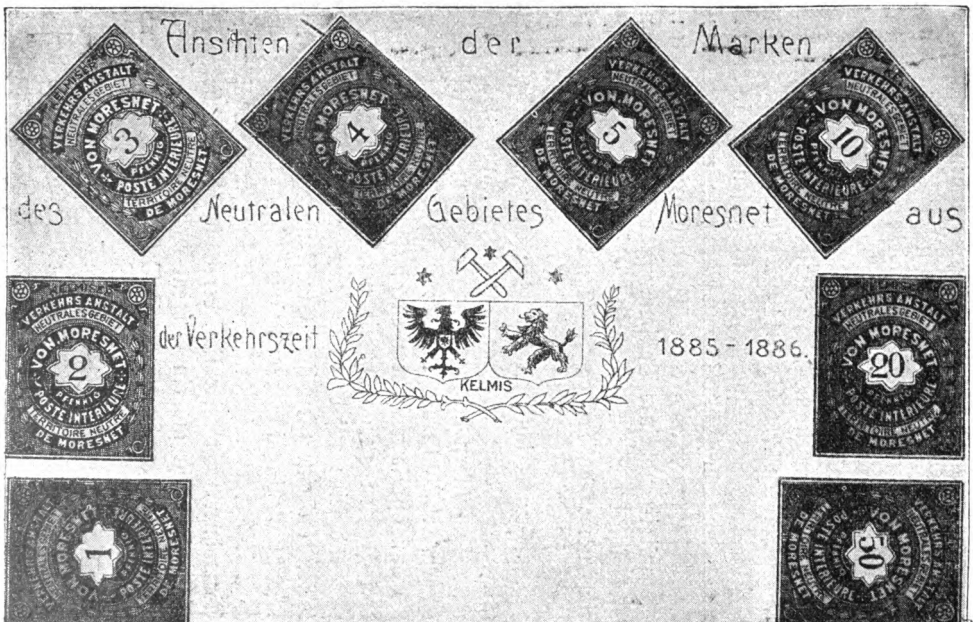
Hubert Grümmer, Aachen. Serie I

von Neutral Moresnet geboren ſind, von jeder Militärpflicht befreit, während Belgien und Preußen die ihrer Nationalität angehörigen Bewohner gleich den Untertanen des eigenen Landes zum Militärdienſt heranziehen.



Der belgiſche (in der Mitte) und die beiden deutſchen Briefträger in Moresnet.

Recht wunderlich iſt es um die Rechtsverhältniſſe von Neutral Moresnet beſtellt. Eine eigene Gerichtsbarkeit hat man ihm, ſeiner ſogenannten Selbſtverwaltung ungeachtet, nicht eingeräumt. Die Bewohner



Briefmarken von Neutral Moresnet (seit 1886 nicht mehr im Umlauf).

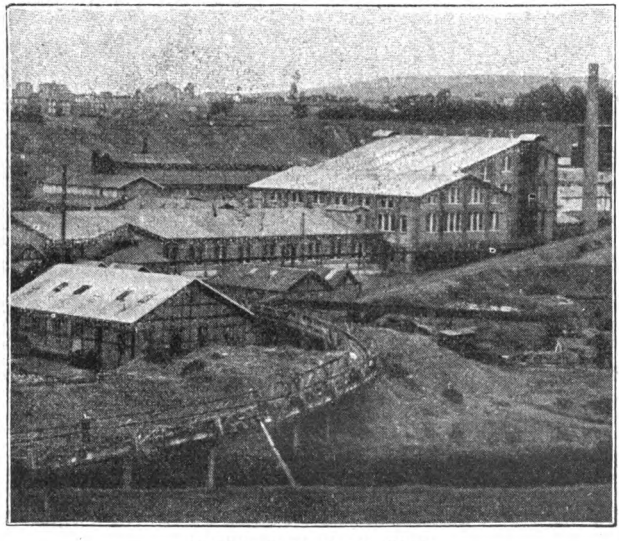
können sich in vorkommenden Fällen vielmehr nach ihrem Belieben an die belgischen oder preußischen Gerichtshöfe jenseits der Grenze wenden, die sogenannten Neutralen ausgenommen, die auch hier wieder eine, wenn auch nicht gerade beneidenswerte Ausnahmestellung haben. Für sie gilt nämlich noch der Code Napoléon, aber in seiner ursprünglichen, nicht revidierten Form, wie er in den Jahren 1795 bis 1814 zur Anwendung kam. Die auf Gesetzesübertretung stehenden Strafen sind in diesem veralteten Kodex teilweise von einer geradezu ungeheuerlichen Strenge, und es würde den armen Neutralen, die mit irgend einer Bestimmung des Code Napoléon in Konflikt geraten sind, oft übel ergehen, wenn nicht ein Ausweg dadurch geschaffen wäre, daß ein Angeklagter auf dem Wege der „Gnade" einem belgischen oder preußischen Gerichtshofe zur Aburteilung nach dem dort geltenden Rechte überwiesen werden kann. Was das unter Umständen bedeutet, mag aus dem Beispiel eines armen Teufels hervorgehen, der wegen Diebstahls einiger Kleidungsstücke nach dem Strafgesetz von Moresnet zu drei Jahren Zwangsarbeit verurteilt werden mußte, während seine auf dem Gnadenwege zugelassene Appellation an eine preußische Strafkammer ihn mit einem Monat Gefängnis davonkommen ließ.

Die Steuerverhältnisse des Ländchens sind für die Einwohner recht erfreulich, denn die Abgaben betragen nicht viel mehr als ein Prozent vom Einkommen. Sie werden zwischen Preußen und Belgien geteilt, während alle anderen Einkünfte dem Lande selbst verbleiben und zur Bestreitung seiner Verwaltungskosten dienen.

Der Postdienst wird durch ein deutsches und durch ein belgisches Postamt erledigt, und es haben demzufolge die Marken beider Staaten Gültigkeit in Neutral Moresnet. Im Jahre 1885 kam man auf die Idee, dem

Das Bürgermeisteramt (rechts) und die deutsche Post (links) in Neutral Moresnet.

Beiſpiel anderer Duodezſtaaten zu folgen und eigene Poſtwertzeichen herzuſtellen, die natürlich nur innerhalb des Gebietes von Moresnet Geltung haben ſollten. Sie befanden ſich indeſſen nur wenige Monate im Umlauf, da die beiden mächtigen Nachbarn gegen ihre Verwendung, in der ſie eine widerrechtliche Schmälerung



Das Galmeibergwerk von Kelmis.

ihrer Einkünfte ſahen, Einſpruch erhoben. Die Herſtellung der Marken machte ſich aber nichtsdeſtoweniger gut bezahlt, denn ſie wurden in großen Poſten an Sammler verkauft und haben heute als Seltenheiten einen verhältnismäßig hohen Wert.

Für Heer und Polizei braucht die Verwaltung von Neutral Moresnet glücklicherweiſe keine erheblichen Aufwendungen zu machen. Denn ſeine geſamte bewaffnete

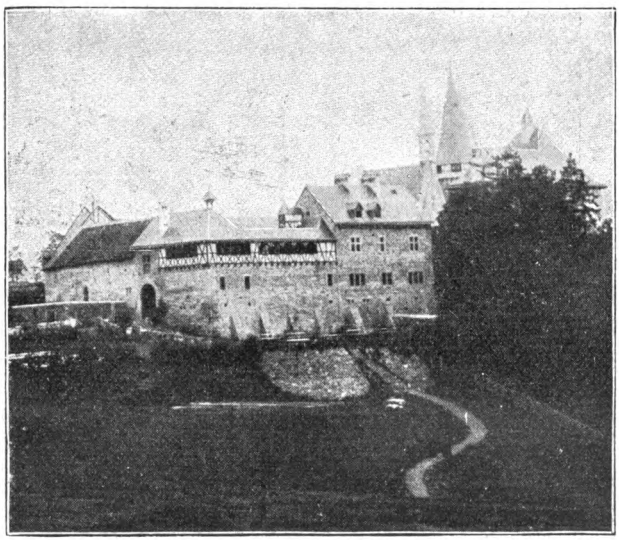
Macht vereinigt ſich in der Perſon eines einzigen Beamten, des Feldhüters Mager, der, heute fünfundſiebzig Jahre alt, ſeine vielſeitigen Berufspflichten ſeit mehr als vier Jahrzehnten in muſterhafter und dem vorhandenen Bedürfnis durchaus genügender Weiſe erfüllt. Er iſt der Kriegsminiſter, der Miniſter der

Die Rue d'Aix-Liège in Neutral Moresnet.

öffentlichen Arbeiten, des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten für Neutral Moresnet. Gegen ſeine ſalomoniſchen Entſcheidungen gibt es keine Berufung, und ſeine ſtattliche Uniform, die im weſentlichen nach deutſchem Muſter zugeſchnitten iſt, verleiht ihm eine ausreichende Autorität, um die ſtrikte Befolgung ſeiner Anordnungen zu ſichern.

Über die Beſchaffenheit des Landes ſelbſt iſt nicht

viel zu ſagen. Sein landſchaftlicher Charakter iſt mehr lieblich als großartig. Zwei Drittel des geſamten Gebietes ſind mit hübſchen Wäldern und anmutigen Hügeln bedeckt, während das letzte Drittel von den unter dem Namen Moresnet vereinigten Ortſchaften Kelmis oder Calamine und Altenberg oder Vieille-Montagne ein-

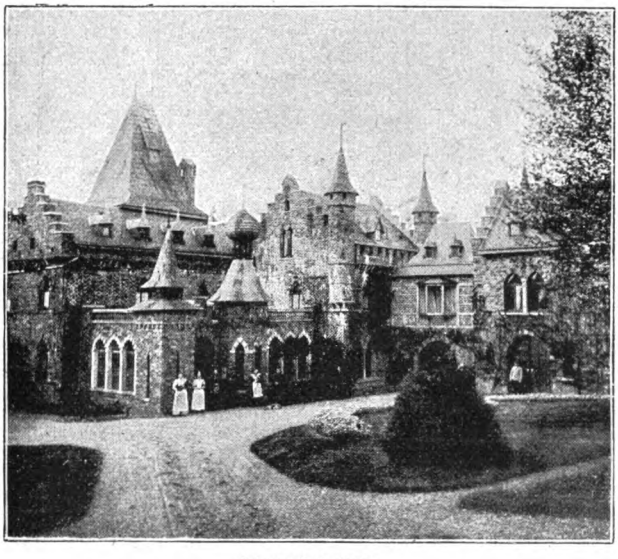


Die Emmaburg.

genommen wird. Hier drängt ſich die geſamte Einwohnerſchaft des neutralen Ländchens zuſammen, und es ſcheint ein recht luſtiges, behagliches Leben zu ſein, das die von keiner politiſchen Sorge beſchwerten Angehörigen des „vergeſſenen“ Staatsweſens führen. Die fünfundzwanzig in Moresnet beſtehenden Vergnügungsvereine, denen ſich noch eine Schützengeſellſchaft, eine philharmoniſche Vereinigung und andere zugeſellen,

laſſen wenigſtens darauf ſchließen, und die ſechzig Hotels und Reſtaurants, deren Zahl ſich trotz der vom Bürgermeiſter feſtgeſetzten Spezialſteuer von 35 Franken noch ſtändig vermehrt, ſprechen nicht gerade für allzu engherzige und enthaltſame Daſeinsgewohnheiten.

Die vorherrſchende Umgangsſprache iſt das Deutſche,



Schloss Eulenburg.

doch hört man daneben in buntem Durcheinander auch überall franzöſiſch, walloniſch, flämiſch und holländiſch.

An hervorragenden Bauwerken wäre eigentlich nur die ſchöne gotiſche Kirche zu nennen. Denn im allgemeinen haben ſich die Bewohner von Moresnet bei der Errichtung ihrer öffentlichen Gebäude einer lobenswerten Sparſamkeit befleißigt. Das von uns im Bilde

wiedergegebene Bürgermeisteramt, das unter seinem Dache auch die deutsche Post beherbergt, mag als ein Beweis dafür dienen.

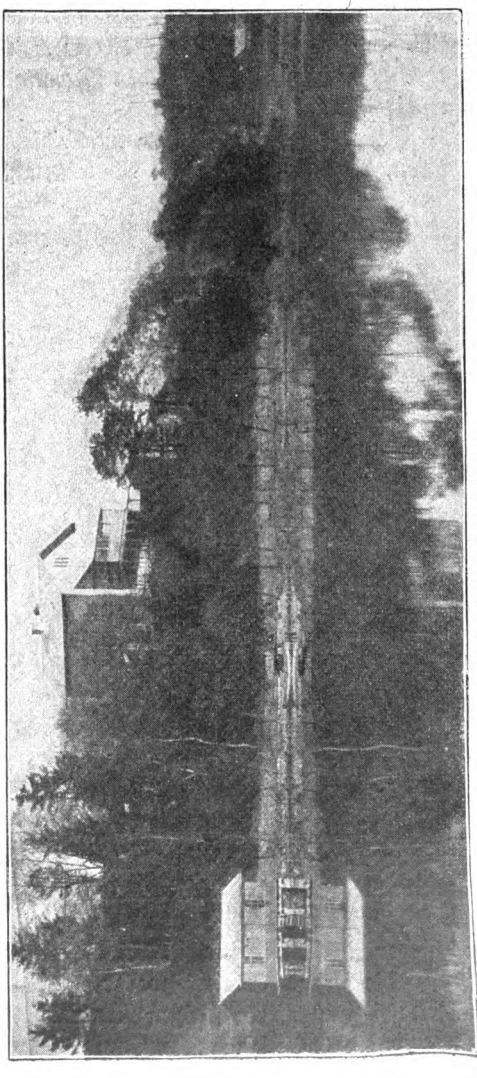
Die Bauten des Galmeibergwerks von Kelmis haben heute gewissermaßen nur noch historische Bedeutung, insofern, als sie den eigentlichen Anlaß für die Neutralitätserklärung des Gebietes gegeben haben. Gegenwärtig würden sie kaum noch einen Zankapfel zwischen den beteiligten Mächten bilden, denn die unterirdischen Schätze, denen man einst so großen Wert beimaß, sind heute völlig erschöpft, und der Betrieb ist als unlohnend eingestellt worden.

Unter den hübschen und breiten Straßen von Moresnet bildet die Rue d'Aix-Liège eine Merkwürdigkeit insofern, als die rechte Häuserreihe zu Deutschland und die linke zu dem neutralen Gebiet gehört.

In der unmittelbaren Umgebung des Hauptortes finden sich in reizvoller landschaftlicher Lage noch zwei sehenswerte und von Touristen viel besuchte Schloßbauten: die Emmaburg, die der Überlieferung nach von keinem Geringeren als Karl dem Großen erbaut ist, und das durch seine anmutige, eigenartige Architektur hervorragende Schloß Eulenburg.

Besonderes Interesse beansprucht noch das äußerlich recht bescheidene und unscheinbare Kasino von Moresnet dadurch, daß die oben erwähnten Unternehmer ihm die große Rolle eines zweiten Monte Carlo zugedacht hatten. Der Gedanke war vom Standpunkt jener klugen Spekulanten aus gar nicht übel, denn eine günstigere Lage als hier auf der Grenze zwischen drei großen und wohlhabenden Ländern konnten sie sich für ihre projektierte Spielbank kaum auswählen, auch der landschaftliche Rahmen des Kasinos, wenn er auch mit den überwältigenden Naturschönheiten des Felsens von Monako

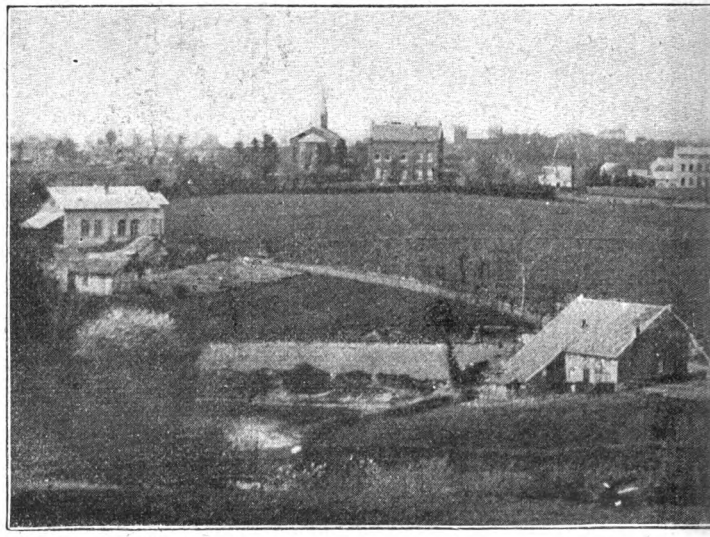
nicht wetteifern kann, hätte ſich mit verhältnismäßig geringfügigen Aufwendungen leicht zu einem Lockmittel für Reiſende geſtalten laſſen. Ein hübſcher Park und ein kleiner See mit durchſichtigem, kriſtallhellem Waſſer waren bereits vorhanden. Aber die belgiſche Regierung machte den unternehmenden Herren zu ihrem großen Leidweſen ſehr raſch einen dicken Strich durch die ſchöne



Das Kaſino in Neutral Moresnet.

Rechnung. Der nach dem Muſter von Oſtende, Spaa und anderen Spielbädern gebildete „Zirkel“ wurde trotz des energiſchen Proteſtes der Veranſtalter ſchon nach wenigen Tagen geſchloſſen.

Ganz geſetzmäßig freilich war dieſes Vorgehen wohl kaum, denn im alten Code Napoléon ſteht kein Wort

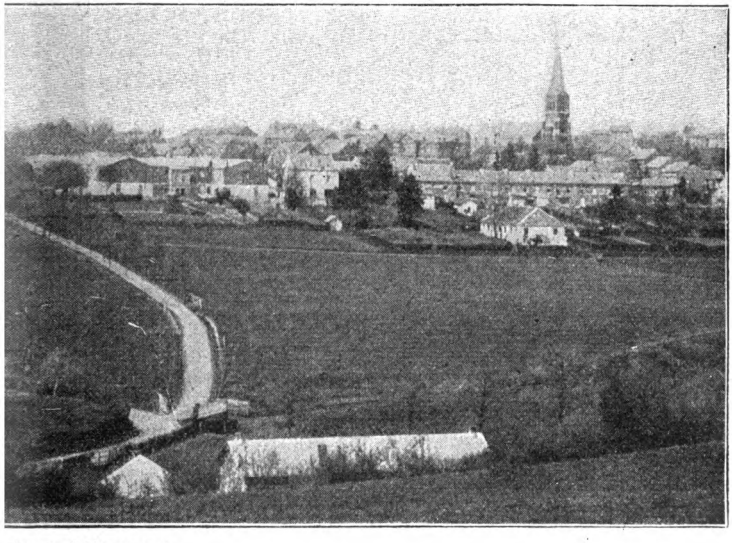


Gesamtansicht vo

von der Strafbarkeit eines derartigen Unternehmens, und weil man nicht wiſſen kann, ob ein gegen die Verwaltung von Neutral Moresnet angeſtrengter Prozeß der Spielbankgründer wirklich zu ihren Ungunſten entſchieden werden würde, iſt bei dieſem Anlaß ſehr ernſthaft die Frage erörtert worden, ob es nicht an der Zeit ſei, dem merkwürdigen Neutralitätszuſtande überhaupt ein Ende zu machen und die vor Jahrzehnten

an einem heute nicht mehr vorhandenen Hindernis gescheiterte Teilung des Bezirks zwischen Deutschland und Belgien vorzunehmen.

Die Bewohner von Moresnet selbst mögen davon freilich nicht gern sprechen hören. Sie befinden sich in dem jetzigen Zustande ausnehmend wohl und würden



Neutral Moresnet.

seiner Fortdauer vor jeder Veränderung bei weitem den Vorzug geben. Wie aber kleine Ursachen in der Weltgeschichte schon oft große Wirkungen gehabt haben, so scheint es auch keineswegs ausgeschlossen, daß die ins Wasser gefallene Unternehmung einiger spekulativer Köpfe Veranlassung wird, den Namen Neutral Moresnet für immer von der Karte Europas verschwinden zu lassen.

Der Burenoberst.

Eine Ostergeschichte von Gustav Johannes Krauss.

1. (Nachdruck verboten.)

Es war ein prächtiger Vorfrühlingssonntag. Anhaltendes Tauwetter hatte die Schneedecke von den Anlagen des Berliner Tiergartens hinweggeschmolzen, in der letzten Nacht ein scharfer Wind die Fußwege getrocknet. Jetzt aber hatte auch der nach getaner Arbeit seine Sonntagsruhe gemacht. Die Luft war still und mild und von dem scharfen Geruch erfüllt, den die aufgeschlossene Erde im Frühjahr emporsteigen läßt. Der Himmel blaute so lustig über den kahlen Baumkronen, und die Sonne schien prächtig warm, fast wie im Mai.

Solch schöne Tage der Jahreszeit, in der man des Stubenhockens bereits überdrüssig ist, und draußen im Wald Kahlheit und Nässe von weiteren Ausflügen abschrecken, sind die großen Tage des Tiergartens. So war er auch heute von einer festlich gestimmten und geputzten Menge förmlich überflutet. Auf den Fahrdämmen der breiteren Alleen fuhren Droschken und Equipagen die besser gestellten Hunderttausend der Millionenstadt spazieren. Gedränge und Gaffen war überall, überall summendes Plaudern, dazwischen hell aufklingendes Gelächter.

Die Stammgäste des Tiergartens, die nachdenklichen Gesellen, die mit der Natur möglichst allein sein wollen, die zärtlichen Pärchen, die sich viel zu sagen haben, sehen sich an solchen Tagen des Massenbesuchs in die hintersten Seitenpfade des Parks zurückgedrängt.

Eine ganze Anzahl solcher Pärchen hatte sich heute in die stillen Winkel am Goldfischteich geflüchtet. Arm in Arm wandelten sie in eifrigen Gesprächen um das langgestreckte, von dunkelgrüner Flut erfüllte Viereck des Teichs, blieben manchmal stehen, um traumverloren den großen golden und silberig glänzenden Zierfischen zuzusehen, die in ganzen Zügen nahe unter der Wasserfläche schwammen, und setzten dann langsam ihren Spaziergang fort in dem seligen Empfinden des Zusammenseins, über ihrem halblaut geführten Gespräche alles um sich her sichtlich vergessend.

Unter diesen jungen Paaren fiel eines durch seine Schönheit besonders auf. Das Mädchen war eine zierlich gegliederte Blondine mit feinem Profil und großen, schwärmerischen blauen Augen. Der junge Mann an ihrer Linken war ebenfalls schlank, aber hochgewachsen. Sein scharf geschnittenes braunes Gesicht, in dem ein paar stolze schwarze Augen funkelten, gewann durch ein paar Schmisse auf der Wange ein beinahe kriegerisches Aussehen. In der Art, wie die beiden, Seite an Seite geschmiegt, dahinwandelten, wie sie zu ihm emporsah und er zu ihr sich niederbeugte, waren geschwisterhafte Vertrautheit und mühsam niedergehaltene Sehnsucht eigentümlich verschmolzen. Es schien ein lange verlobtes Paar zu sein, und das Mädchen war jedenfalls nicht mehr so ganz jung, als sein kindlich reines und weiches Gesicht vermuten ließ.

Die junge Dame blieb jetzt stehen, sog mit halb geteilten Lippen die köstliche Luft tief ein und sagte

beinahe erregt: „Wie wunderschön! — Robert, ist dir's auch immer so sonderbar im Frühjahr, wenn die ersten schönen Tage kommen — so sehnsüchtig schwer, so ... ich möchte es Fernweh nennen, den Gegensatz zum Heimweh? Kennst du dieses Gefühl, Liebster?"

Robert nickte lächelnd. „Gewiß kenn' ich's. Und andere auch. Darum reisen ja jetzt so viele von den Glücklichen, die sich's leisten können, hinaus in die Welt. Wohin würdest du denn wollen, Liebchen, wenn wir's könnten, so wie die?"

„Dem Frühling entgegen!" erwiderte das Mädchen sehnsuchtsvoll begeistert. „Bis nach Italien, meinetwegen bis hinunter nach Ägypten. Den Störchen und Schwalben möcht' ich einmal zusehen, wie sie dort ihre Flugübungen machen im Frühjahr, statt, wie bei uns, im Herbst die Übungen für die weite Reise. Ach, Robert, wenn du erst einmal ein großer, berühmter Arzt bist, und ich deine kleine Frau, dann mußt du dir um diese Jahreszeit einmal einen Vertreter bestellen und mit mir dem Frühling entgegenreisen — ja?"

Über das Gesicht des jungen Mannes glitt ein Schatten. „Mein armes Trudchen — ich fürchte, da werden wir beide vorher so alt, daß wir lieber hinter dem Ofen sitzen bleiben, statt anstrengende Schwärmerfahrten zu machen. Du solltest solche kühne Wünsche eigentlich gar nicht haben, Herz — als Braut eines unbemittelten Mediziners."

Die blauen Augen guckten betreten und reumütig zu dem ernsten Männergesichte empor. „Du lieber, lieber Robert — verzeih mir!" bettelte der rote Mund. „Das ist ja nur so eine Träumerei von mir. Im Ernste wünsch' ich mir's gar nicht, so reich zu sein. Ganz gewiß nicht. Ich bin ja ein so bescheidenes Gemüt! Nur das Luftschlösserbauen hab' ich an mir,

aber das müßte ich mir eigentlich abgewöhnen, oder wenigstens nicht sagen, was mir so durch den Kopf geht. Du sonderbarer Mann grämst dich ja immer gleich, wenn du mir das nicht geben kannst, wovon ich rede."

Der junge Arzt preßte den Arm des Mädchens zärtlich an sich. „Weil ich dich so lieb hab', Kleine!" raunte er zu ihr herab. „Da bin ich eben immer in Sorge, ob du es auch gut genug haben wirst bei mir." — Nachdenklich fuhr er dann fort: „Es ist wohl auch ein bißchen Nervosität dabei. Nun sind wir schon drei Jahre verlobt! Erst warteten wir darauf, daß ich fertig würde, nun bin ich fertig, und noch keine Aussicht! Noch einmal drei Jahre kann's dauern!" Seine Stimme hatte immer dumpfer geklungen. Jetzt stieß er die letzten Worte zwischen den aufeinander gepreßten Zähnen schmerzlich zornig hervor. „Ein so langer Brautstand ... es ist eine schwere Sache, Kleine!"

Das schöne Mädchen blickte innig zu ihm empor. „Glaubst du, nur für dich, Robert?" hauchte sie. Dabei schlug ihr die Röte über die zarten Wangen bis hinauf in die weiße Stirn ob des Geständnisses. Eilig redete sie weiter. „Aber so lang, wie du denkst, wird das doch nicht mehr dauern. Ich kann's nicht glauben. Dein reiches Wissen —"

Er lachte ärgerlich auf. „Als ob's bei uns darauf ankäme! So mancher junge Arzt mit ebenso reichem Wissen nagt am Hungertuch in Berlin, und dafür fährt so mancher Hohlkopf, der das Geld und das Geschick hatte, sich in Szene zu setzen, seine vornehme Besuchsliste in eigener Equipage ab. Wir wollen uns nicht selber etwas vormachen, Trudchen. Vorläufig heißt es froh sein, daß ich den Posten in der Charité habe, so dürftig auch das Gehalt ist, und inzwischen muß ich eben nach einer Landpraxis angeln. Berlin ist kein Boden für einen

Anfänger ohne Vermögen. Am liebsten ein Industriestädtchen mit etwas Kassenpraxis. Wird ja schlecht bezahlt, ist aber etwas Sicheres — für den Anfang wenigstens. Und bin ich erst draußen, so heißt es noch ein Jahr mindestens warten, ehe wir heiraten können. Ich muß' doch erst sehen, ob ich mich mit den Honoratioren so gut stellen kann, daß die Privatpraxis wenigstens einigermaßen wird. Denn vom Kassenhonorar allein — du lieber Gott! Sind wir aber einmal so weit, so bist du immer erst die Frau eines bescheidenen Landarztes. Statt großer Reisen wird dir die Zeit vor Ostern große Wäsche bringen, deine Erholung wird das Kaffeekränzchen mit der Frau Bürgermeister, der Frau Pastor und den Lehrersfrauen sein, deine —"

„Und ich werde sehr, sehr glücklich sein!" unterbrach Trudchen warmen Tones die unmutige Rede. „Nur ... ich mache mir Vorwürfe, weißt du. Ich hätte nicht auf dich hören, sondern etwas anfangen sollen. Muttchen hätte mir von meinem Verdienst gewiß nichts abgenommen, ich hätte ein kleines Kapital zusammensparen können in diesen drei Jahren, und du hättest es leichter, du mein armer Robert."

„Ich danke bestens!" sagte der junge Mann rasch. „Was hättest du denn werden wollen? Geschäftsdame? Mit deinem süßen Gesichtchen? Da hättest du was erlebt mit deinen Prinzipalen und Kollegen! Etwa Telephonistin, wie deine beiden Freundinnen? Nervenruin, wenn man so zart ist wie du. Um die tausend Taler, die du bis heute besten Falls zusammen hättest, wäre mir deine Jugendfrische nicht feil. Heute bist du zwanzig, und jeder hält dich für achtzehn. Deine Freundinnen vom Fernsprechamt sind ebenso alt und sehen aus wie fünfundzwanzig. Und dann —"

Er hatte von den üblen Folgen für die Gesundheit der Kinder reden wollen, die sich nach einer solchen aufreibenden Berufstätigkeit der Mutter öfters einstellen. Er unterdrückte das aber, um seiner Braut das Erröten zu sparen. Auch war jetzt die Haltestelle der Straßenbahn an der Charlottenburger Chaussee erreicht, zu der er während dieses Gespräches seine Braut geleitet hatte.

Er blieb daher stehen und sagte: „Hier wollen wir deine Elektrische erwarten."

„Meine Elektrische?" fragte Trudchen betreten. „Kommst du denn nicht mit?"

Er schüttelte den Kopf. „Ihr habt ja Damenkaffee heute, das ist nichts für mich, ich will lieber meinen Aufsatz fertig schreiben für die medizinischen Blätter. So etwas macht doch immer den Namen ein bißchen bekannt. Abends komm' ich vielleicht noch auf ein Stündchen, falls ich früh genug fertig werde."

„Über die Hysterie schreibst du, nicht wahr?" erkundigte sich das Mädchen eigentümlich gedehnten Tones. „Ist ja dein Spezialfach, das. Was macht denn deine hysterische Patientin?"

„Du kannst einfach „deine Patientin" sagen," erwiderte der Doktor trocken. „Frau v. Rosen ist ja leider meine gesamte Privatpraxis, wie du weißt. Wie's ihr geht? Du lieber Gott, wie immer. Alle paar Tage erhalte ich eine dringende Aufforderung, hinzukommen. Geh' ich dann hin, wird mir eine Menge vorgeklagt, meistens eingebildete Leiden. Ich wechsle dann die Behandlung, das heißt ich verschreibe ihr statt des bisherigen ein neues unschädliches Nichtschen und rede ihr eine halbe Stunde lang die Grillen aus. Das ist wohl die Hauptsache an meiner Behandlung, mit der sie so zufrieden ist — die suggestive Einwirkung."

Auf Trudchens hübschem Gesichte hatte sich eine

allerliebste kleine Wetterwolke zusammengezogen. „So?“ sagte sie aufgebracht. „Die suggestive Einwirkung ist die Hauptsache? Du, es muß recht angenehm sein für einen jungen Herrn, der unter der Last eines langjährigen Brautstandes seufzt, in einem molligen, eleganten Boudoir einer sehr hübschen und sehr koketten jungen Frau gegenüberzusitzen und suggestiv auf sie einzuwirken.“ Sie hatte die letzten Worte besonders betont. Eifrig fuhr sie dann fort: „Sehr angenehm und — sehr gefährlich. Gib acht, Robert, daß nicht auch auf dich suggestiv eingewirkt wird! Ich würde mir die Augen ausweinen, aber erst, nachdem ich dir die deinigen ausgekratzt hätte.“

Der junge Arzt mußte lächeln. Die heimliche Eifersucht Trudchens klang aus ihren Worten, die scherzhaft wirken sollten, doch gar zu deutlich hervor.

„Kleine Eifersucht! Wenn's nach dir ginge, müßte ich meine „gesamte Privatpraxis“ heute noch schießen lassen, das weiß ich. Aber gerade nicht! Du mußt dich daran gewöhnen, Kleine, ich kann dir nun einmal nicht helfen. Die Frau eines Arztes, die eifersüchtig ist — das wär' was Schönes! Damen, wie diese Frau v. Rosen, sind übrigens die besten Kunden für einen Medizinmann. — Aber was hast du denn, Trudchen?“ Er hatte bemerkt, daß seine Braut mit befremdetem Gesicht die Allee hinabsah, gegen das Brandenburger Tor zu. Sogar ein bißchen ängstlich schien ihm die Miene des schönen Mädchens zu sein, so daß er seine Frage dringender wiederholte: „Was hast du? Wonach guckst du so angelegentlich?“

„Der Herr dort am dritten Baum von uns,“ erwiderte Trudchen leise. „Der Einarmige. Ich treffe ihn seit einigen Tagen merkwürdig oft, fast jedesmal, wenn ich ausgehe. Das kann doch kaum mehr Zufall sein.“

Der junge Arzt blickte mit ungehaltener Miene in der Richtung, die ihm die Augen seiner Braut wiesen. Sein Gesicht hellte sich aber auf, als er den Mann, der am dritten Baume stand und gleichgültig in das Gewoge der vorüberflutenden Spaziergänger hineinsah, ins Auge gefaßt hatte.

„Ein alter Mann," sagte er erleichtert, „aber ein schöner alter Mann. Wie majestätisch ihm der breite graue Vollbart über die Brust fällt! Und dieses schöne, stolze Gesicht mit der starken Stirne und der Hakennase! Ein bißchen exotisch sieht er übrigens aus, sicher ist er ein vornehmer und reicher Herr Sieh nur den prachtvollen Zobelpelz, Kleine, und der Spazierstock hat gar eine echt goldene Krücke. Wo der Mann nur seinen rechten Arm gelassen haben mag? Auf einem Schlachtfelde? Nach einem alten Offizier sieht er eigentlich nicht aus mit seinem Patriarchenbart."

Trudchen konnte darauf nichts erwidern, denn die erwartete Elektrische brauste heran und hielt. Da Robert nun einmal nicht mitfahren wollte, so hieß es eiligen Abschied nehmen.

Als die zierliche Gestalt des Mädchens im Innern des gewaltigen Wagens verschwunden war, wandte sich der Doktor nach einem letzten Abschiedswinken stadtwärts. Er wohnte im medizinischen Stadtviertel an der Charité, ziemlich weit von seiner in Charlottenburg wohnenden Braut.

Der einarmige Herr im Zobelpelz ging jetzt in der gleichen Richtung vor ihm her. Robert folgte der reckenhaften Gestalt in einem Abstande von etwa zehn Schritten und zerbrach sich den Kopf darüber, wer der schöne alte Herr mit der fremdartigen Erscheinung wohl sein möge.

Da sah er einen seiner Freunde, einen jungen Arzt gleich ihm, von der Stadt her die Allee herunterkommen. Als der junge Mann an dem Herrn im Zobelpelz vorüberkam, zog er sehr tief und respektvoll den Hut. Der Einarmige grüßte ziemlich flüchtig zurück.

Wie ein Stoßvogel schoß nun Robert auf den Kollegen los. „Mahlzeit, Krüger! — Wer ist der alte Herr da vorne, der Einarm, den du soeben grüßtest?"

Der Angeredete blieb stehen und sagte mit so verehrungsvoller Miene, als spräche er von einem Mitgliede des Königshauses: „Das war der Burenoberst van Berghe."

„Ah, der in der letzten Versammlung des Vereins deutscher Studenten den Vortrag hielt? Schade, daß ich nicht da war!"

„Wirklich schade, lieber Mühldorf!" versicherte Doktor Krüger, ein allem Anscheine nach sehr begeisterungsfähiger junger Herr. „Der Mann spricht, wie er aussieht — einfach hinreißend."

„So, so! — Hat sein Vortrag neue Gesichtspunkte zur Beurteilung des Krieges beigebracht?"

Krüger schüttelte den Kopf. „Er sprach bloß über Land und Leute in Transvaal," sagte er bedauernd. „Von dem Kriege hat er nicht viel gesehen. Er fiel gleich im Anfang in die Hände der Engländer, schwer verwundet, der rechte Arm war zerschmettert. Er wurde bald wieder freigelassen, in Auswechslung gegen einen englischen Lord, den die Buren gefangen hatten, mußte aber sein Ehrenwort geben, nicht mehr gegen England mitzukämpfen. So ging er nach Europa. Schwer genug mag's ihm geworden sein. Der Mann ist in jedem Zuge ein Held, der echte reckenhafte Degen aus dem Nibelungenliede."

„Du schwärmst wieder einmal!" neckte Doktor Mühl-

dorf, der die Eigenart des Freundes natürlich genau kannte.

Der andere aber widersprach hitzig: „Gar nicht! Du kannst das eben einfach nicht beurteilen, weil du nicht bei dem Vortrag warst. Übrigens jammerschade, daß Oberst van Berghe in seinen Ausführungen so streng unpolitisch blieb. Na, er hat jedenfalls seine Gründe. Über die Vorgeschichte des Krieges könnte er aber sicherlich sehr viel erzählen, wenn er wollte. Sicher ist, daß er lange vor Ausbruch der Feindseligkeiten geahnt haben muß, was bevorsteht. Hat er doch den größten Teil seines Vermögens aus seinen Unternehmungen in Transvaal noch zur rechten Zeit herausgezogen und auswärts untergebracht — in Frankreich und in Deutschland."

„So ist er kein Landwirt wie die meisten Buren?"

„Keine Spur. Ingenieur — ein grundgelehrtes Haus. War ja auch Artillerieoberst."

Die Herren wechselten dann noch einige Worte über persönliche Dinge und trennten sich bald.

Während Mühldorf seinen Weg gegen das Brandenburger Tor zu fortsetzte, schüttelte er mehrmals lächelnd den Kopf. Es amüsierte ihn, daß sein Trudchen sich allem Anschein nach einredete, der Einarmige stelle ihr nach, weil ihn der Zufall ein paarmal in ihren Weg geführt hatte. Der alte Kriegsheld mit dem grauen Prophetenbarte mochte sich aus solchem Blondköpfchen viel machen! —

Als der junge Arzt nach Hause kam, überreichte ihm seine Wirtin ein heliotropfarbiges Briefchen ohne Aufschrift. Ein Dienstmädchen habe vor einer Stunde etwa nach dem Herrn Doktor gefragt und auf den Bescheid, er sei nicht zu Hause, den Brief dagelassen. Robert riß den Umschlag auf. Er enthielt eine zier-

liche Karte der Frau Nelly v. Rosen. Auf die Rückseite war in fahrigen Zügen die Bitte hingeworfen, der Herr Doktor möge so bald als möglich zu seiner Patientin kommen, die sich heute wieder recht übel befinde.

„Hm," brummte Mühldorf, während er nach seiner Uhr sah, „da wird mein Aufsatz heute wieder nicht fertig!"

2.

„Liebster Doktor! Gott sei Dank, daß Sie endlich da sind!"

Der junge Arzt erwiderte auf diese schmeichelhafte Begrüßung, die ihm matt und schmachtend entgegenseufzte, zunächst nur mit einer Verbeugung und sah sich dafür mit sehr beredten Blicken in dem mäßig großen, eleganten Zimmer um. Der erste fiel auf den Ofen, der immer neue Wärme ausstrahlte, obwohl bereits eine wahre Treibhaushitze in dem Gemache herrschte, der zweite auf die fest verschlossenen und dicht verhängten Fenster, die schon wer weiß wie lange so verhängt sein mochten. Sein Licht empfing das Zimmer statt durch das Fenster von einer hohen Sockellampe mit blaßrotseidenem Schirm am Kopfende des türkischen Diwans, auf dem die Bewohnerin dieses haremartig anmutenden Boudoirs kraftlos hingesunken ruhte. Mit einem weiteren Blicke streifte Doktor Mühldorf den gelben französischen Roman, der neben einer halb geleerten Bonbonniere auf einem niedrigen Ebenholztischchen zur Seite des Ruhebettes lag. Dann erst näherte er sich dem Diwan, neigte sich ritterlich über die kleine, rosige, sorgsam gepflegte, mit zahlreichen Brillantringen besteckte Hand, die sich ihm aus einer Flut weißer Spitzen hervor mit müder Bewegung entgegenstreckte, und fragte teilnahmvoll, wo es der gnädigen Frau denn weh tue.

„Das Herz, lieber Doktor!“ seufzte Frau v. Rosen, eine rundliche junge Dame mit sehr roten Lippen, sehr weißem Gesicht, sehr lebhaften dunklen, lang umwimperten Augen und sehr reichem schwarzen, kunstvoll gewelltem Haare. „Ich habe solches Herzklopfen und solche Angstzustände! Ich war außer mir, als ich hörte, Sie seien nicht zu Hause. Zu einem anderen Arzte wollte ich nicht schicken, denn Sie wissen, ich habe nur zu Ihnen Vertrauen. — Da fühlte ich mich so verlassen!“

Mühldorf verneigte sich, dankbar für dies einem ärztlichen Anfänger doppelt schmeichelhafte Vertrauen, und zog sich einen Stuhl heran. Dann griff er, statt der Dame den Puls zu fühlen oder gar sein Ohr gegen die Spitzen und seidenen Schleifen ihres Hauskleides zu pressen, das kranke Herzchen zu behorchen, nach der Bonbonschachtel.

„Wann haben Sie die angerissen, gnädige Frau?“ fragte er.

„Ach — vor einer Stunde vielleicht.“ Die Antwort klang ein wenig unsicher und ziemlich verwundert.

Der Arzt wog die elegante Bonbonniere nachdenklich in der Hand. „Hm ... das Ding wiegt gut und gern sein Pfund,“ meinte er. „Halb leer ist es, also in einer Stunde ein halbes Pfund Pralinees aufgeknabbert! — Gnädige Frau, sollte es da nicht eher der Magen sein, wegen dessen ich berufen wurde, und nicht das Herz?“

„Sie sind heute wieder gräßlich, Doktor!“ seufzte Frau Nelly gebrochenen Tones. „Das Herz ist's, allein das Herz! Mein Magen ist völlig in Ordnung.“

„Dann haben wir bereits einen fabelhaften Erfolg erzielt,“ versicherte der Arzt mit der ernsthaftesten und wichtigsten Miene von der Welt. „So viel Pralinees

— und der Magen in Ordnung! Das macht Ihnen, der armen Kranken, die so viel am Magen litt, so leicht keine gesunde Frau nach. Diese Energie der Verdauungsorgane ist jedenfalls den Pillen zu danken, die ich Ihnen verschrieben habe. — Nun wollen wir aber nach Ihrem Pulse sehen, da uns also jetzt das Herz dumme Streiche machen will."

Er saß eine Weile regungslos da, das linke Handgelenk der Dame in seiner Rechten haltend, die Augen starr auf den Sekundenzeiger seiner Uhr geheftet. Dann zog er sein Taschenbuch, warf mit dem Tintenstift etliches Gekritzel auf ein Rezeptblatt, stand dann auf und klingelte.

Ein dürftiges Figürchen von unbestimmbarem Alter trat eilig ein. Es war die Gesellschafterin der Hausfrau, die sich beim Erscheinen des Arztes zurückgezogen hatte.

„Das eine Mädchen hat Ausgehtag, das andere ist hinten in der Küche," sagte sie mit schüchterner Stimme, um es zu erklären, daß sie auf das nur den Dienstboten geltende Klingelzeichen kam.

Mühldorf reichte ihr das Rezept. „Wollen Sie das nach der Apotheke schicken, Fräulein Hagenow. Vor allem aber haben Sie die Güte, uns hier das Fenster zu öffnen."

Während die Gesellschafterin ein wenig zögernd und erst nach einem fragenden Seitenblick auf die Herrin, die schon beim Gedanken an das offene Fenster fröstelnd in ihrem weißseidenen Hauskleide zusammenschauerte, diesem Auftrage nachkam, setzte sich Mühldorf wieder auf seinen Stuhl.

Er schwieg eine Weile, dann neigte er sich ein wenig gegen den Diwan vor und sagte freundlich, aber sehr bestimmt: „Die Tropfen, die ich Ihnen da verschrieben habe, gnädige Frau, werden an Ihrem Herzen das

nämliche Wunder tun wie die Pillen früher an Ihrem Magen. Aber — es sind etliche Bedingungen dabei."

Mit einem allerliebsten kleinen Entsetzensschrei hob Frau Nelly beide Hände. „O, Herr Doktor! Sie mit Ihren fürchterlichen Bedingungen! Haben Sie mich noch nicht unglücklich genug gemacht? Ich stehe jeden Morgen um acht Uhr auf, brause mich mit kaltem Wasser, bis ich blau bin, dann kommt die Masseuse, dieses schauerliche Weib, und walkt mich mit ihren Tatzen, bis ich wieder rot bin, dann frühstücke ich Kakao statt meines geliebten Kaffees, esse rohes Fleisch wie ein Tigerweibchen und trinke Milch, dieses fade, scheußliche Zeug, wie ein Baby."

Der junge Arzt lächelte nachsichtig zu diesen temperamentvollen, ein wenig kokett hervorgeflöteten Klagen. „Und hat Ihnen das alles nicht gut getan, verehrte Frau?" fragte er ruhig.

„Doch. — Ist aber die Gesundheit alle diese Unbequemlichkeit wert? Was macht es für einen Unterschied, ob mir flau im Magen ist vom Magenkatarrh oder flau im Magen, weil ich Milch getrunken habe? Und die Masseuse jeden Morgen ist für mich ebenso schlimm wie ein Anfall von Rheumatismus oder Ischias."

Der Arzt zuckte die Achseln. „Ich habe Ihnen die Heilmethode anzugeben. Zwischen den Schmerzen der Krankheit und der Unbequemlichkeit der Behandlung zu wählen, ist Ihre Sache."

Frau v. Rosen drückte beide Patschhändchen vor die Augen, jedoch so, daß sie zwischen den Fingern durchgucken konnte, was hinreißend schelmisch aussah. „Huh ... machen Sie nur kein so strenges Gesicht! Ich will ja alles tun — alles!"

„Den Nutzen werden Sie selbst davon haben," erwiderte Mühldorf freundlicher. „Die Erscheinungen

am Herzen sind rein nervöser Natur, gnädige Frau. Sie werden verschwinden, wenn Sie alles vermeiden, was die Nerven überreizt. Vor allem dürfen Sie Ihre Wohnung nicht so stark heizen. Sechzehn Grad sind vollkommen genug. Als ich kam, hatten Sie einundzwanzig. Ferner dürfen Sie nicht gar so viel Pralinees vertilgen, die Schokolade reizt an sich schon die Magennerven, außerdem ist das Zeug parfümiert oder gar mit Likören gefüllt. Das viele Lesen französischer Romane taugt auch nichts. Regt zu sehr auf. Endlich ist es nicht gesund, das Tageslicht auszusperren und um sich her mit Lampenlicht und farbigen Schirmen eine künstliche Dämmerung zu schaffen. So mollig das Zimmer dadurch wird, und so gut dieser rosige Schimmer eine junge Frau kleidet — der Arzt muß davon abraten. Wir armen Nordländer leben ohnehin viel zu viel in künstlichem Licht."

Frau Nelly drohte ihrem Arzte scherzhaft mit dem runden Zeigefingerchen. „Sie böser Doktor!" schmollte sie. „Glauben Sie, ich merke die Ironie nicht? Ich weiß gar nicht, warum ich mir von Ihnen das alles gefallen lasse! Sie sind aber auch nicht ein bißchen nett zu mir! — Ihre Ratschläge will ich zu befolgen versuchen, so schwer mir's fallen wird — Ihnen zuliebe."

Die Stimme Frau Nellys hatte immer einen lockenden, girrenden Ton. Heute aber klang etwas besonders in dieser einschmeichelnden Stimme, etwas, was den jungen Arzt veranlaßte, sich nach der Gesellschafterin umzusehen. Fräulein Hagenow hatte aber das Gemach bereits wieder verlassen.

Die Dame hatte den Blick bemerkt und fragte rasch: „Wonach sehen Sie sich um? — Wünschen Sie etwas?"

„Ich — nein ... durchaus nicht!" Mühldorf war

etwas verlegen geworden. Er faßte sich aber rasch und setzte hinzu: „Nach meinem Hute seh' ich mich um. Ich habe noch zu arbeiten."

Frau Nelly stemmte sich rasch auf dem linken Ellbogen empor und streckte die rechte Hand gegen den jungen Mann aus. Es sah aus, als wolle sie ihn an der Rockklappe fassen, um ihn festzuhalten. „Nein, nein! Sie behandeln mich gar zu schlecht, Doktor. Sie kommen überhaupt nur, wenn ich Sie eigens bitten lasse. Von selbst sehen Sie sich gar nicht mehr nach mir um, und lasse ich Sie holen, so verschreiben Sie mir flink ein Rezept, verbieten mir in ein paar ironischen Redensarten so ziemlich alles, was ich gern tue, und laufen wieder weg. Heute müssen Sie mir einmal eine halbe Stunde schenken, es ist ja Sonntag. Man soll den Feiertag heiligen. Nehmen Sie sich eine von meinen türkischen Zigaretten, die Sie mir auch verboten haben, sie wissen ja, wo sie stehen, und dann erzählen Sie mir etwas Nettes."

Sie hatte in dem bettelnden Tone eines verzogenen Kindes gesprochen. Der Doktor zögerte ein wenig, dann gab er nach in dem Gefühle, die letzten Male gegen seine einzige Patientin wirklich zu wenig höflich gewesen zu sein. So holte er sich denn das eingelegte Kästchen mit den Zigaretten von dem Schränkchen, auf dem es seinen Platz hatte, zündete sich eines der Dinger an und begann der launischen Dame das bunte Treiben zu schildern, das heute im Tiergarten geherrscht hatte.

Frau Nelly v. Rosen lag dabei mit unter dem Nacken gekreuzten Händen, so daß die schön geformten runden, schwanenweißen Arme von den zurückfallenden Spitzenärmeln bis an die grübchengesegneten Ellbogen enthüllt wurden, und ließ unter den halbgesenkten Lidern hervor ihren Blick auf dem schönen Gesichte des Reden-

den ruhen. Dann schlug sie auf einmal die dunklen Augen voll auf, sah ihren jungen Arzt mit eigentümlichem Ausdruck an und fragte schnell: „Waren Sie allein im Tiergarten, Herr Doktor — oder mit Ihrer Braut?“

„Ich habe keine Braut, gnädige Frau!“ erwiderte Robert mit abweisender Miene.

„Doch! — Sie haben freilich noch nichts bekannt gemacht, so viel ich weiß, Sie tragen auch keinen Verlobungsring, aber das tun viele nicht, wenn es noch etwas weit ist bis zur Hochzeit, und Sie sind schon ein Mensch, dem man diesen Geschmack zutrauen darf. So zurückhaltend, so verschlossen! Wissen Sie übrigens, Herr Doktor, was mich auf die Idee bringt, daß Sie verlobt sein müssen?“

„Nun?“ Robert war es eigentümlich schwül zu Mute geworden. Von der hübschen Frau da, deren Zudringlichkeit ihn ärgerte und ergötzte zugleich, ging jetzt ein Hauch heimlicher Erregtheit aus, der ziemlich stark auf seine Nerven wirkte.

„Weil Sie mir so gar nicht ein bißchen den Hof machen! Ich bin verwöhnt in dieser Beziehung. Als Mädchen, als Frau, und seit ich Witwe bin, erst recht! Immer haben mir alle Herren den Hof gemacht, und die es einmal nicht taten, waren eben anderweitig rettungslos verliebt.“

„Vielleicht mache ich Ihnen aber bloß deshalb nicht den Hof, weil ich Ihr Arzt bin,“ suchte sich der Doktor vor dem Ansturm zu retten. „Wo sollte das hinführen, wenn unsereiner seinen hübschen Patientinnen die Cour schneiden wollte! Es kommt ja oft genug vor — leider! Aber die meisten von uns denken denn doch noch zu hoch von ihrem Beruf —“

Frau Nelly setzte sich jetzt auf ihrem Ruhebette auf,

legte beide Hände auf die Kante des Tischchens, das sie von Mühldorf trennte, neigte den Oberkörper vor und sah dem jungen Mann voll in die Augen. „Warum spielen Sie Verstecken mit mir?“ fragte sie beinahe leidenschaftlich. „Ich weiß, daß Sie verlobt sind!“

„Sie wissen —?“

„Jawohl — längst. Damals, als Sie mir von der verwitweten Frau Kanzleirat Berger und ihrer Tochter erzählten — erinnern Sie sich daran? — bei denen Sie als Student mehrere Jahre gewohnt hätten, da wußte ich's sofort. Eine Frau hört es einem Manne sofort an, wenn er von der redet, die er liebt. Dagegen gibt es kein Verstellen. Und dann — warum soll ich's verschweigen? Sie wissen ja, wie ich mich für Sie interessiere und wie viel Zeit ich habe, den Dingen nachzugehen, die mein Interesse erregen — dann habe ich die junge Dame ein paarmal beobachtet. Auf der Straße bin ich ihr nachgegangen wie ein Mann, ein Mädchenjäger. Ein sehr hübsches und sehr liebenswürdiges Mädchen ist dieses Fräulein Gertrud Berger, Herr Doktor, und Ihre Wahl macht Ihrem Geschmack alle Ehre. Und trotzdem ... werden Sie sehr unglücklich werden.“

Bei diesen letzten, in trauervollem, aber sehr bestimmtem Tone ausgesprochenen Worten wich der kühl abweisende Ausdruck aus den energischen Zügen des Doktors. Er sah sein hübsches Gegenüber groß an und sagte in einiger Erregung: „Eine unheimliche Prophezeiung, wenn man daran glauben wollte.“

„Ist es eine Prophezeiung, wenn man etwas voraussagt, was man sich an den fünf Fingern abzählen kann?“ Frau Nelly faßte mit der rechten Hand nach den rosigen Fingerspitzen ihrer Linken, als wolle sie wirklich an ihnen zählen. „Sie haben nichts, Ihre

Braut hat erst recht nichts. Sie stecken voll Fähigkeiten und voll Ehrgeiz, Sie müßten weiter streben können, reisen, in ganz Europa die ersten Männer Ihrer Wissenschaft aufsuchen, ihre Vorträge hören, in ihren Kliniken die neuesten Errungenschaften der Forschung kennen lernen, selber forschen und Neues finden. Dann die Universitätskarriere einschlagen, Privatdozent, Professor werden, ein hervorragender Theoretiker, ein weltberühmter Praktiker, dem die Patienten und das Gold aus der ganzen Welt zuströmen. Die Begabung hätten Sie, so Großes zu erreichen, die Energie auch. Nur Geld brauchten Sie, denn diese Laufbahn erfordert ein Vermögen. Statt dieses Vermögens bringt Ihnen Ihre Braut die Einrichtung für drei Zimmer mit und höchst wahrscheinlich die schätzenswerte Anlage, recht viel Kinder zu kriegen, alle Jahre eins, für die Sie dann im Schweiße Ihres Angesichts aus irgend einer kläglichen Landpraxis das Brot herausschinden können."

Der unschöne Hohn dieser letzten Wendung kam Robert Mühldorf nicht recht zu Bewußtsein. Es hatte ihn zu sehr gepackt, als die schöne Versucherin ihm mit ihren Worten so tief in die Brust griff, die längst abgedankten Zukunftsträume seiner Studentenzeit hervorriß und sie ihm lockend vor Augen hielt. Er dachte jetzt auch nicht mehr daran, daß er von seiner Verlobung noch nicht hatte reden wollen, am wenigsten dieser Frau Nelly v. Rosen gegenüber.

Mit einem resignierten Achselzucken sagte er: „Lieber wär's mir ja, wenn mein Trudchen Vermögen hätte, aber sie hat eben keines. Was kann man da tun?"

„Was man tun kann?" In den Augen der schönen Frau war ein lockendes Glänzen, ihre Stimme klang verführerisch und aufstachelnd. „Was hat Goethe an Friederike v. Sesenheim getan? Sich in einem liebens-

würdigen Netze zu verwickeln, ist menschlich, das Netz zerreißen, wenn's auch dem eigenen Herzen weh tut, um der Zukunft willen, um dessen willen, was man sich selber und der Menschheit schuldig ist, das ist mehr als menschlich, groß ist es, männlich, übermenschlich, goethehaft! Haben Sie den Mut, groß zu sein, machen Sie sich frei! Bei Ihren persönlichen Vorzügen werden Sie eine Frau finden, die Ihnen das Vermögen, dessen Sie nun einmal bedürfen, mitbringt und dabei schön genug ist, um Ihren verwöhnten Geschmack zu befriedigen. Vielleicht ... vielleicht wartet schon eine darauf, Sie frei zu sehen, eine, die ... welche —"

Sie brach ab, anscheinend in tiefer Verwirrung. Diese Verwirrung hinderte sie aber nicht, Roberts Gesicht recht scharf zu beobachten.

Der junge Mann blickte auf einmal wieder sehr kühl und ernst. Die Betörung, die ihn zuvor angewandelt hatte, war bereits wieder von ihm gewichen. Mit Betonung sagte er: „Vom Übermenschentum halte ich nichts, gnädige Frau. Es segelt zu viel Erbärmlichkeit, zu viel gemeine Selbstsucht unter dieser Flagge. Und was Goethe an jener Friederike tat — es wundert mich, es aus dem Munde einer Frau rühmen zu hören. Meistens denken die Frauen anders darüber. Meiner Meinung nach ist es schon eine recht bedenkliche Art von Strebertum, seinen Lebensplan auf eine reiche Heirat aufzubauen, wenn man sich noch frei weiß. Sein Wort brechen, im eigenen Herzen ein schönes und edles Gefühl gewaltsam vernichten, ein zweites Herz, das einem blind vertraut, vielleicht tödlich verwunden um eines solchen Strebertums willen — das wäre einfach gemein! Jawohl, gemein! — Und nun muß ich unser Gespräch leider abbrechen, so interessant es ist. Ich habe wirklich noch dringend zu arbeiten."

Er empfahl sich von der völlig fassungslosen Dame sehr rasch und frostig und ging.

Auf der Treppe atmete er tief auf. „Die verrückte Person hat mir einen Moment wirklich warm gemacht!“ gestand er sich. „Da sieht man, wie leicht einer ein Lump werden kann, ohne recht zu wissen wie. Trudchen wird Augen machen, wenn sie das hört! — Das heißt, am besten sag' ich ihr schon gar nichts. Sie würde nach dieser Erfahrung ihr Leben lang Herzklopfen haben, wenn sie mich bei einem weiblichen Patienten weiß. Anlagen dazu hat sie.“

Auf der Straße blieb er auf einmal verblüfft stehen. Er sah Fräulein Hagenow, die offenbar selbst nach der Apotheke gegangen war, eilig den Bürgersteig heraufkommen, in entgegengesetzter Richtung sah er beim Scheine der Laternen eine hohe Mannesgestalt in einem Zobelpelz, dessen rechter Ärmel leer herabhing, langsam davonschreiten. Es war kein Zweifel — das war der Oberst van Berghe. Wäre der Gedanke nicht einfach lächerlich gewesen, Mühldorf hätte glauben können, der Burenheld habe soeben mit dem unschönen ältlichen Geschöpfe da ein Stelldichein auf der Straße gehabt.

Fräulein Hagenow sah den jungen Arzt im Vorbeihuschen erstaunt an, als wundere sie sich, ihn schon auf dem Heimwege zu sehen, grüßte flüchtig und eilte weiter.

Als sie in das rötlich erleuchtete Boudoir trat, fand sie ihre schöne Herrin in einem regelrechten Weinkrampf auf dem Diwan.

3.

Mühldorf war seinem Vorsatz, Trudchen dieses sonderbare Erlebnis mit seiner „ganzen Privatpraxis“ zu verschweigen, treu geblieben. Infolgedessen traf es das junge Mädchen gänzlich unvorbereitet, als ihr etliche Tage später auf offener Straße — es war in-

zwischen wieder Winter geworden, und das Pflaster voll schlüpfrigen Schneebreies — eine sehr elegant gekleidete junge Frau den Weg vertrat und aufgeregt zu ihr sagte: „Fräulein Berger, ich muß Sie einen Augenblick sprechen, vielleicht dort vorne an der Ecke in der Konditorei?"

„Ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen," sagte Trudchen befremdet.

Die andere aber erwiderte beinahe heftig: „Es handelt sich um Doktor Mühldorf, Ihren Bräutigam, um sein ganzes Glück, um seine ganze Zukunft!"

Das entschied natürlich. Trudchen folgte sofort der sonderbaren Frau, die ihr völlig fremd war und die sie doch beim Namen ansprach und von ihrer geheim gehaltenen Beziehung zu Robert wußte. Das Herz zitterte dem blonden Mädchen in der Brust, während sie neben ihrer Führerin wortlos dahinschritt, auf ihrer Seele lastete ungeheure Bangigkeit. Was sollte das bedeuten? Was würde sie zu hören bekommen?

Sowie die beiden in einem Seitenzimmerchen der Konditorei allein waren, fiel die elegante Fremde über Trudchen her. „Wissen Sie, welche Laufbahn Ihr Bräutigam gerne eingeschlagen hätte?"

Das schüchterne junge Mädchen stand schon viel zu sehr im Banne des herrischen, ungestüm zufahrenden Wesens der Fremden, als daß sie gewagt hätte, zu fragen, mit welcher Berechtigung ihr diese sonderbare Frage gestellt wurde. Zögernd antwortete sie: „Er wäre gern Professor geworden."

„Richtig! — Und warum wird er's nicht?"

Trudchen errötete. „Weil — weil er zu arm ist."

Die großen schwarzen Augen der Fremden funkelten dem verwirrten Mädchen förmlich ins Gesicht. „Sind Sie noch nie auf den Gedanken gekommen, daß er sich

durch eine vernünftige Heirat die Mittel dazu verschaffen könnte?"

Gertrud ließ das Blondköpfchen hängen. „Daran hab' ich freilich schon gedacht," gestand sie. „Und daß ... und daß es eigentlich ein Unglück ist für ihn, daß wir uns so lieb haben. Aber das ist doch nun einmal so."

„Ah!" rief die fremde Dame aufgebracht. „Das ist nun einmal so! Gut gesagt — wirklich sehr gut! Liebes Kind, da Sie einmal so weit gedacht haben, wäre es schon Ihre Schuldigkeit gewesen, auch noch weiter zu denken und sich zu sagen, daß es Sünde wäre von Ihnen, daraus Nutzen zu ziehen, daß es so ist, daß sich Ihr junger Zimmerherr damals in Ihr hübsches Gesichtchen vergafft hat. — Lieb haben! Was bilden Sie sich eigentlich ein? Meinen Sie, daß das ewig so bleiben wird wie heute? Meinen Sie, daß das bißchen Liebhaberei einen Mann wie Robert Mühldorf für die glänzende Laufbahn entschädigen kann, die ihm durch diese Liebe verrannt ist? Wenn Sie es glauben, dann kennen Sie die Männer wenig, Fräulein Berger, und Ihren Bräutigam am allerwenigsten. Haben Sie niemals an ihm eine tiefe Verstimmung bemerkt, ein ingrimmiges Sichauflehnen gegen das Schicksal? — Sehen Sie! Schon jetzt ist ihm die Liebe kein voller Ersatz für die Zukunft, die er aufgeben soll. Schon jetzt nicht! Wie soll das erst werden, wenn die Gewohnheit des täglichen Zusammenseins ihn gegen die Reize Ihres hübschen Gesichtes, Ihrer schönen goldigen Haare, Ihres niedlichen Figürchens abgestumpft hat, und wenn die Sorgen kommen, die gemeinen, alltäglichen Sorgen eines vermögenslosen Hausstands? Zittern Sie nicht vor dem Tage, an dem sich jener tiefe Unmut, jenes ingrimmige Sichauflehnen gegen Sie kehren

wird, gegen das hübsche Frauchen, das sich zwischen ihn und seine Zukunft gestellt hat, die glänzende Zukunft, die ihm ohne Sie gewiß gewesen wäre?"

Die Worte der wie von geheimem Hasse zitternden, aufgeregten und aufregenden Stimme jagten daher wie sturmgepeitschte Hagelschlossen. Wie Hagelschlossen scharf und eisig trafen und verwundeten sie das Herz des jungen Mädchens. Trudchen fühlte ihre geheimste Sorge, ihr tiefstes, ihr selber kaum halb bewußtes Bangen aus ihrem Herzen schonungslos hervorgerissen und in schneidende, unerbittliche Worte gekleidet.

Jetzt, wo es um das Daseinsrecht ihrer Liebe ging, war Trudchens Verlegenheit wie weggeblasen. Sie hob das blasse Gesicht, hielt den durchbohrenden Blick der schwarzen Augen ihr gegenüber tapfer aus und musterte scharf das weiße Gesicht, das durch den dünnen Schleier der Fremden leuchtete, ihre brennend roten Lippen. Dann sagte sie langsam: „Jetzt erkenne ich Sie, Frau v. Rosen, nach der Beschreibung, die mir Robert von Ihnen gegeben hat. — Es freut mich, daß Sie an unserem künftigen Glück so viel Anteil nehmen. Aber ich glaube, Sie machen sich unnötige Sorge. Robert ist nicht etwa bloß verliebt in mich, nein — er liebt mich. Wenn ich heute plötzlich, etwa durch eine Krankheit, gebrechlich und reizlos würde, wäre er gewiß sehr unglücklich darüber, aber er würde mich lieben wie vorher, und diese Liebe, die wirkliche Liebe, Frau v. Rosen, die Sie vielleicht gar nicht kennen, die wird ihn gewiß auch den Verlust der äußeren Erfolge verschmerzen lassen, die er ohne mich sicherlich erzielt hätte."

Frau v. Rosen lachte hell auf. Es war ein sonderbares, spitzes Lachen, zugleich gehässig und mitleidig. „Sie armes Kind! Das deklamiert und deklamiert und glaubt selbst nicht recht daran, wie man an dem zittern-

den Stimmchen ganz deutlich merkt! — Meinen Sie wirklich, daß die Liebe im Leben eine so große Rolle spielt wie in den Büchern? Bei den Männern gewiß nicht. Der Weg zum Herzen des Ehemanns geht durch den Magen. Fragen Sie nur Ihre Mutter. Und wenn der Ehemann ein hervorragender Geist, ein genialer Kopf ist, dann ist ihm die Liebe erst recht Nebensache. Die Hauptsache ist für so einen seine Kunst, seine Wissenschaft, sein Ruhm. Robert Mühldorf glücklich in Schlafrock und Pantoffeln, an einem Speisetisch, auf dem höchstens Sonntags ein Kalbsbraten steht ... lächerlich!"

Jetzt wurde auch Gertrud heftig. „Wenn man Sie hört, dürfte ein Mann wie er überhaupt nicht heiraten. Und doch wäre gerade er, wenn ich ihn freigäbe, sehr bald verheiratet — mit Ihnen selbst, Frau v. Rosen!"

Diese fand es nicht der Mühe wert, den Vorstoß abzuwehren. Sie hob nur mit hochmütiger Bewegung das schwarzhaarige Haupt. „Ich habe eine Million in sicheren Wertpapieren auf der Deutschen Bank," sagte sie kalt. Es klang beinahe brutal. „Mit der könnte er die kühnsten Ziele seines Ehrgeizes erreichen. Und so schön wie Sie, Fräulein Berger, bin ich auch. Wo aber Befriedigung aller Wünsche ist, Dankbarkeit und Freude an der Schönheit, da stellt sich das, was Sie die echte Liebe nennen, mit der Zeit ganz von selbst ein. Mit mir würde er glücklich werden!"

Gertruds Haupt neigte sich wieder langsam nach vorn. Dem armen Mädchen war übel zu Mut. So klar es ihr seit dem Beginne dieses sonderbaren Gesprächs war, daß diese Frau ihren Robert liebte, das unumwundene Eingeständnis dieser Liebe, das in den selbstsicheren Worten der anderen lag, verwirrte sie doch. Und — jene hatte eine Million! Das arme Mädchen

meinte den ungeheuren Reichtum vor seinen fiebernden Augen liegen zu sehen, ganze Berge gleißenden Goldes, Stöße von blauen, braunen, grünen Scheinen. Und darüber konnte ihr Robert gebieten, wenn sie verzichtete. Was konnte er für sich, was für die ganze Menschheit leisten, wenn diese Macht, diese Wucht des Geldes sich seinem gewaltigen Geiste zur Verfügung stellte! Ob er wohl wußte, was er da haben konnte? Ob ihm, wenn er's wüßte, die Wahl zwischen seinem armen kleinen Mädchen und diesem Reichtum, der die Staffel emporbaute zu Ruhm und Ehren und großartigem Wirken, nicht doch recht schwer würde, freilich ohne daß er sich's anmerken ließ?

Es ging so viel in ein paar Sekunden durch dieses vornüber sinkende junge Köpfchen, so unendlich viel, wie sonst vielleicht nur einem Sterbenden durch die angstvoll ringende Seele jagt. Trudchen hörte ihres Roberts Stimme, aus jener längst vergangenen Zeit tönte sie ihr wieder, in der er ihr noch Luftschlösser bauen half. Wie hatte er einst von jener Laufbahn geschwärmt, die ihm jetzt die Frau da drüben eröffnen wollte! Er war damals noch so jung, er glaubte noch an die Möglichkeit, durch Talent und Fleiß allein den Weg zu den Höhen emporzufinden. Heute glaubte er daran nicht mehr. Wieder tönte Roberts Stimme in Trudchens Ohr, die Stimme Roberts von heute. Die aber sprach von einer Praxis unter Fabrikarbeitern, von einem engen Kleinstadtleben, und sie bebte dabei in mühsam unterdrücktem Groll, diese Stimme. ... Wenn sie recht behielt, die Frau da! Wenn die Liebe ihm kein Ersatz werden konnte — —!

Ein krampfhaftes Zusammenschaudern ging bei diesem Gedanken durch Trudchens schlanke Gestalt. Mit erstickter Stimme, mehr zu sich selber redend als zu der

anderen, stammelte sie: „Wenn's wirklich zu seinem Glücke wäre — ich gäb' ihn frei!"

Da schlug wieder das spitze Lachen von vorhin an ihr Ohr. „Das heißt, Sie würden ihm sagen, Sie wollen im Interesse seiner Zukunft verzichten. Aber mit einer so wehleidigen Großmutsmiene würden Sie das sagen, daß er als anständiger Mensch schon ebenso großmütig sein und Ihnen schwören müßte, er schösse sich lieber tot, wenn er von Ihnen getrennt würde, obwohl er sich im stillen vielleicht etwas ganz anderes dächte. Doch — das ist Ihre Sache. Ich habe für ihn getan, was ich konnte. Adieu!"

Ein seidiges Rascheln über die Diele, das Knarren einer Tür. Trudchen fühlte, daß sie allein war, und sofort schossen ihr die hellen Tränen unter den gesenkten Lidern hervor. —

Als Frau Nelly in der Tür der Konditorei erschien, wurde sofort der Schlag einer geschlossenen Droschke erster Klasse, die hart am Bürgersteig hielt, von innen aufgestoßen. Fräulein Hagenow saß in dem Wagen. Sie half ihrer Gebieterin einsteigen und sah ihr, als das Gefährt sich in Bewegung gesetzt hatte, erwartungsvoll in das erhitzte, triumphierende Gesicht.

„Wie ich mir's dachte!" kicherte Frau v. Rosen vergnügt. „Ein Gänschen mit sehr viel Anlage zum Märtyrerinnentum! — Brennt vor Begierde, sich für ihren Herzliebsten aufzuopfern. Ich habe natürlich tüchtig eingeheizt. Die springt womöglich heute noch ins Wasser, um ihm seine Freiheit wiederzugeben, oder sie gibt ihm auf eine Weise den Laufpaß, die es ihm unmöglich macht, sich zu widersetzen. Mir soll's egal sein, auf welche Art er seine Studentenflamme los wird. Wenn er sie los ist, wird er mir schon anders begegnen als neulich."

Fräulein Hagenow erwiderte nichts. Sie sah mit einer sonderbar verkniffenen Miene durch das Wagenfenster hinaus auf die feuchte Straße.

4.

Gertrud Berger raffte sich endlich auf, verließ gleichfalls die Konditorei und schlich mit müden Schritten zu ihrer Wohnung zurück. Weit brauchte sie nicht zu gehen, Frau v. Rosen hatte sie abgefangen, als sie eben das Haus verlassen hatte.

Frau Kanzleirat Berger, eine verblühte kleine Dame von etwa fünfundvierzig Jahren, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie die Tochter erblickte. „So schnell wieder da? — Und gar nichts besorgt? — Und ... um Gottes willen, Kind, wie siehst du aus?!“

„Ich mußte mitten auf dem Wege umkehren, Muttchen,“ erwiderte das junge Mädchen matten Tones. „Ich ... mir wurde schlecht.“

Mit besorgter Miene bettete Frau Berger ihr blasses Kind auf das Sofa, blendete die Fenster ab, so daß ein einschläferndes Zwielicht im Zimmer herrschte, machte Trudchen eine Tasse Tee zurecht, ließ sie trinken und setzte sich, als alles vorgekehrt war, was sich bei einem Migräneanfall tun läßt, an den Tisch, wo sie mit im Schoße gefalteten Händen sitzen blieb. Kochen wollte sie nicht erst. Das Kind aß doch nichts, wenn es seine Kopfschmerzen hatte, und ihr hätte es allein doch nicht geschmeckt. An solchen Tagen genügte ihr ein Butterbrot.

Das Mädchen lag eine geraume Weile mit geschlossenen Augen da. Man hätte glauben können, sie schliefe, wenn es in dem feinen blassen Gesichte nicht so seltsam gezuckt und gearbeitet hätte.

Endlich öffnete ſie die blauen Augen und ſagte leiſe: „Muttchen!“

„Ja, Kind — ſoll ich was?“

„Nein, Mama. Nur fragen wollte ich etwas. Ich habe eben daran gedacht, wie es ſpäter ſein wird, wenn ich erſt verheiratet bin, weißt du. Und da wurde mir auf einmal ganz angſt. Wir haben uns ja ſo lieb! Aber man hört immer ſo viel von ſchlechten Ehen. So ein Mann muß doch fürchterlich ſchwer zufrieden zu ſtellen ſein. Nicht, Mama?“

Frau Bergers verblühtes Geſicht bekam einen ſonderbaren Ausdruck von Schlauheit, der die Tochter in ihrer jetzigen Gemütsverfaſſung ſehr unangenehm berührte. „I wo, mein Kind! An den ſchlechten Ehen geb' ich allermeiſtens den Frauen ſchuld.“

„Den Frauen?“

„Natürlich. Weil die ſich immer einbilden, das müßte in der Ehe immer ſo weitergehen wie im Brautſtand. Das iſt aber verkehrt. Der Herr Gemahl kühlt ſich recht bald ab. Die Männer ſind nun einmal eine unbeſtändige Nation. Der beſte taugt nicht gar zu viel. Nach den Flitterwochen finden ſie's zu Hauſe beim Frauchen recht langweilig. Da ſcheint ihnen auf einmal die Kneipe und das bummelige Junggeſellenleben, das ſie erſt ſatt hatten bis zum Halſe hinauf, als das ſchönſte von der Welt. Das iſt der Augenblick, wo ſich's entſcheidet, ob die Ehe gut wird oder ſchlecht. Spielt die Frau die Beleidigte oder zankt ſie gar, wenn er mal vom Ausgehen zu reden anfängt, ſchwapp, hat er ſeinen Hut und weg iſt er. Hat ſich einer aber erſt hinausgewöhnt, ſo hält ihn kein Engel mehr zu Hauſe feſt. Gut und lieb ſein muß ſie, wenn er geht und wenn er wiederkommt! Dann bleibt er den anderen Tag zum Dank bei ihr zu Hauſe, oder er

nimmt sie mit. — Und dann muß man auf die Interessen des Mannes eingehen. Dein Vater hatte es mit der Politik. Da las ich einen Tag um den anderen drei Zeitungen, unsere und die meiner beiden Nachbarinnen, bis ich mit ihm politisieren konnte wie ein Reichstagskandidat. Und Sechsundsechzig und Skat lernte ich auch spielen. — Die Hauptsache bleibt's natürlich, wie man kocht. Die Herren der Schöpfung sind alle für einen guten Happen. So ziemlich das einzige, was sie an der Kneipe auszusetzen haben, ist das schlechte Essen, das man dort kriegt. Um so besser müssen sie's in dem Punkte zu Hause haben. — Auf die Weise bin ich mit unserem seligen Vater sehr gut ausgekommen. Er war ja freilich nur ein einfacher Beamter und kein hochstudierter Doktor wie deiner, aber im Grunde sind sie doch alle gleich. Mach's nur deiner alten Mutter nach, mein Kind, dann wirst du schon gut fahren."

Die gutmütige, etwas beschränkte Frau plapperte noch endlos weiter über das Thema und breitete ihre hausbackene Weisheit selbstgefällig aus. Sie meinte, die leidende Tochter damit zu beruhigen und zu zerstreuen, und ahnte nicht, wie fürchterlich weh sie ihr tat.

Trudchen hatte die größte Mühe, die heißen Tränen niederzuhalten, als sie diese Reden hörte. Nach den Flitterwochen also war es aus! Dann mußten Skat und Sechsundsechzig und Politikgeschwätz und gute Bissen an Stelle der Liebe den Mann befriedigen. — Wenn er sich aber daran nicht genügen ließ? Wenn ihn nach anderen Dingen verlangte, die schwerer zu beschaffen waren, nach großem Wirken, nach glänzender Stellung unter seinen Mitmenschen? Diese gräßliche Frau v. Rosen hatte also recht! Sie hatte sie ja auch an die Mutter verwiesen, an die Mutter, die sie gewiß

nicht kannte. Diese Dinge, diese schrecklichen, traurigen Dinge waren also allen Frauen so selbstverständlich, daß eine sich auf die andere berufen konnte, ohne sie zu kennen, über alle Unterschiede des Standes, des Alters, der Lebenslage hinweg!

Das arme Mädchen meinte sterben zu müssen an seinem heimlichen Herzeleid. —

Ein böser Zufall fügte es, daß sein Dienst in der Charité es dem jungen Arzte heute und die nächsten Tage nicht gestattete, sich nach Trudchen umzusehen. Wäre er gekommen, so wäre das Paar wohl auch zu einer Aussprache gelangt, und Robert hätte durch seine Zärtlichkeit, durch sein Zureden, durch sein ganzes Wesen die vergifteten Stacheln, die Frau Nelly in das empfindliche Gemüt Gertruds gestoßen hatte, wieder herausgezogen. So aber hatte das arme Mädchen Zeit, sich in seine trüben Gedanken so einzuleben, daß es ihr schließlich zur unerschütterlichen Gewißheit, zu einer Art Zwangsvorstellung wurde, der Geliebte könne in der Ehe mit ihr nur sein Unglück finden. Als sie erst so weit war, war sie auch sofort entschlossen, das Verhältnis, das nun schon so lange währte und sie durch alle die Zeit so beseligt hatte, auf eine Weise abzubrechen, die jedes Wiederanknüpfen ausschloß. Er mußte seine Freiheit wieder haben! Aus ihr mochte werden, was da wollte.

Gertrud war wenig zu Hause in diesen Tagen. Die trauten Räume der mütterlichen Wohnung waren ihr zu eng in ihrer fürchterlichen Aufregung. Auch erinnerte sie jedes der einfach eingerichteten Zimmer qualvoll an glückliche Stunden, die sie mit ihrem Robert, mit ihm, der eigentlich schon nicht mehr ihr Robert war, darin verlebt hatte. Ja, an jedem einzelnen Einrichtungsstück hingen solche peinigende Erinnerungen.

Dieser Schreibtisch, jener Schrank hatten in seinem Zimmer gestanden, als er noch als Student bei ihnen wohnte, auf diesem alten Kanapee hatten sie oft Hand in Hand gesessen, auf dem Klavier begleitete er sich, wenn er mit seinem hübschen Bariton Studentenlieder sang. — Wie eine Angestellte, die ihre Geschäftsstunden einzuhalten hat, verließ das junge Mädchen, das sonst kaum jemals ohne Begleitung spazieren ging, am Vor- und Nachmittag das Haus, zur stillen Verwunderung der Mutter, die sie übrigens gewähren ließ. Trudchen war ja verlobt und dadurch ziemlich selbständig.

Sie irrte meistens in dem vom Frühlingsregen durchweichten Tiergarten umher. Aber jetzt hatte sie für die leisen Anzeichen erwachenden Lebens, die sie in früheren Jahren immer wieder so glücklich gemacht hatten, kein Auge. Sie beachtete auch den hünenhaften einarmigen alten Herrn nicht mehr, der ihr so oft begegnete und ihr bei jeder Begegnung so seltsam forschend nach den Augen sah. Sie sah und hörte überhaupt fast nichts über dem ätzenden Gram in ihrer Seele, höchstens die dunklen Wasser in den Spreekanälen, die den Tiergarten durchziehen. Auf den Brücken, die über diese Wasserarme führen, blieb sie häufig stehen, starrte hinunter in die trübe Flut und erwog, ob ein entschlossener Sprung da hinab nicht das kürzeste und sicherste Mittel wäre, alle Qual, alle Verwirrung zu beendigen. Schließlich trieb sie immer wieder ein dunkles Etwas in ihrer Seele von der Brücke fort. Vielleicht war das die heimliche Angst vor dem eigenen Ich, vor einem Augenblick der Sinnesverwirrung.

Einmal um die Mittagszeit, als sie sich auf dem Heimwege befand, hatte sie plötzlich die Empfindung, zu Hause sitze Robert und warte auf sie. Die Angst trieb ihr alles Blut, das sie in den Adern hatte, zum

Herzen zurück. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie ihm den Absagebrief noch nicht geschrieben hatte. Wenn sie ihn erst wieder sah, würde sie vielleicht schwach und brachte es nicht mehr übers Herz.

Sie hastete nach dem nächsten Postamt, forderte einen Kartenbrief und die für die Rohrpostbeförderung nötigen Freimarken. Dann schrieb sie mit fliegender Feder auf das graue Blatt:

„Lieber Robert! Ich gebe Dir Dein Versprechen zurück und bitte Dich flehentlich, mich von dem meinen zu entbinden. Wenn Du mich schonen willst, so frage nicht nach Gründen. Lasse Dir an meinem Geständnis genügen, daß ich Deiner Liebe nicht wert bin, es niemals war.

Mögest Du mit einer anderen glücklicher werden, als Du mit mir geworden wärest. Gertrud Berger."

Als der Beamte am Schalter das verschlossene Schreiben entgegengenommen hatte, atmete das arme Mädchen auf, wie von einer Last befreit. — Es war geschehen!

Ihre Ahnung hatte sie betrogen. Robert war nicht da, als sie nach Hause kam, nur ihre Mutter, die sie fragend und kummervoll ansah. Diesen Blick ertrug sie nicht. Sie warf sich an die Brust der kleinen Frau, die fürchterliche Überspannung aller ihrer Nerven löste sich in einem Strom wild vorstürzender Tränen.

Nach geraumer Zeit erst, während der ihr die Mutter still das Haar gestreichelt hatte, konnte sie stammeln: „Muttchen . . . Muttchen, ich . . . ich habe Robert . . . abgeschrieben!"

„Was hast du?"

Frau Berger verstand den Sinn dieser inhaltsschweren Worte nicht gleich. Als sie ihn endlich erfaßt hatte, sah sie die Weinende ängstlich an, als habe sie eine Irrsinnige vor sich.

„Die Verlobung aufgehoben? Nach so langer Zeit? Aber Kind — Trudchen! Die gute Partie! Was soll denn jetzt aus dir werden? Warum bloß? Warum?“

Gertrud schüttelte leise den Kopf. „Ich mußte!“ schluchzte sie leise. „Warum, kann ich dir jetzt nicht sagen. Später ... später einmal.“

Mehr war aus ihr nicht herauszubringen. Sie warf sich, das Gesicht nach unten, auf den Diwan und blieb so liegen, während ihre Mutter händeringend durch das Zimmer irrte und in wirrem Wechsel bald laut schalt, bald leise weinte.

Trudchen antwortete mit keiner Silbe. —

Nach drei Stunden etwa — die Frau Kanzleirat hatte das Umherwandern längst aufgegeben und saß leise vor sich hin jammernd am Fenster — klingelte es draußen heftig.

Trudchen hob das tränenentstellte Gesicht von der Diwanlehne und sagte matt: „Das ist Robert. Sei so gut, Mama, mach du auf.“

Die Frau erhob sich schwerfällig, warf ihrer Tochter einen verzweifelten, vorwurfsvollen und zugleich bittenden Blick zu und ging hinaus.

Diesmal hatte Gertruds Ahnung recht behalten. Sie hörte draußen Roberts aufgeregte Stimme, dazwischen die weinerliche ihrer Mutter. An allen Gliedern zitternd erhob sie sich, tat wankend ein paar Schritte nach der Mitte des Zimmers und blieb dort stehen, mit schlaff herabhängenden Armen und geneigtem Köpfchen, in ihrem Schmerze anzusehen wie eine büßende Magdalene.

Da wurde die Tür aufgerissen. Mühldorf stürmte herein, mit einem Gesicht, so grau wie der Kartenbrief in seiner Hand.

„Ich kam her, um dich zu fragen, ob du das ge-

schrieben hast," begann er bitteren Tones. „Ich meinte, ein Spaßvogel müßte deine Handschrift gefälscht haben. — Dein Aussehen sagt mir genug! Aber so zartfühlend, wie du mich gerne hättest, kann ich leider nicht sein. Ich muß dich schon bitten, mir zu sagen, warum du mir das schreibst?"

Mit abgewandtem Gesichte sagte das Mädchen: „Du erinnerst dich, wie du mich auszanktest — wegen meiner hochfliegenden Wünsche. Bei unserer Armut —"

„Kinderei!"

„Doch nicht, Robert!" Gertruds Stimme sank zu einem fast tonlosen Flüstern herab. „Das steckte tiefer in mir, als — als ich selber wußte. Als ich in diesen Tagen den reichen Mann kennen lernte, den im Tiergarten —"

„Den Einarmigen?" schrie Mühldorf wild auf. „Den Burenoberſten?"

Trudchen blickte erstaunt auf Sie wußte in ihrer Erregung kaum, wen Robert meinte. „Der nicht! Ein junger Mann ist's. — Da habe ich seinen süßen Worten Gehör gegeben, ich, deine Braut! ... Ich habe ihm zugesagt, mit dir zu brechen — ich ... alles nur um seines Geldes willen. Ich bin ja so schlecht, ich —"

Es wurde zu viel für sie. Mit einem schmerzlichen Aufseufzen brach sie ohnmächtig zusammen.

Mühldorf starrte regungslos auf die Ohnmächtige herab. Dann schlug er sich mit beiden Fäusten vor die Stirn, wandte sich jählings ab, öffnete die Tür zum Vorzimmer, in dem Frau Berger diskret zurückgeblieben war, und rief diese herein.

Mit dumpfer Stimme sagte er zu ihr: „Stehen Sie Ihrer Tochter bei, Frau Kanzleirat! Wenn sie wieder zu sich kommt, sagen Sie ihr, daß ich unter diesen Umständen natürlich auch meinerseits verzichte. Adieu!"

Damit rannte er an der händeringenden Frau vorbei und aus der Wohnung.

„Und es ist doch nur dieser Hund, dieser van Berghe!“ knirschte er, während er die Treppen hinab mehr taumelte als ging. „Vom Gelde allein hätte sich Trudchen nie so verblenden lassen — nie! Aber die Romantik des Kriegshelden, des Burenkämpfers!! — Romantisch war sie ja immer. — Sie leugnet nur, um ihn zu decken. Aber er soll mir büßen, der graue Schurke!!“

Halb von Sinnen vor Gram und Schmerz stürmte der junge Mann die Straße hinab. Da prallte er unsanft gegen jemand. Er sah sich diesen jemand an. Eine ragende Gestalt, ein leer herabfallender Rockärmel, ein breiter grauer Bart.

„Ah — Sie kommen mir gerade zurecht!“

Mühldorf hätte seinen Todfeind wohl auf offener Straße mit den Fäusten angefallen in seiner Erregung, hätte ihm der alte Bur nicht die linke Hand auf die Schulter gelegt und ihn mit fast unbegreiflicher Kraft zurückgedrängt. Dazu sagte der Oberst mit tiefer Stimme: „Mäßigen Sie sich, mein Herr Doktor Mühldorf! Das ist nicht Comment!“

Ernüchtert, beschämt, verwirrt sah der junge Mann dem Alten ins Gesicht. „Lassen Sie mich los! — Wie kommen Sie zu meinem Namen?“ fragte er grollend.

Van Berghe lächelte unter dem Barte. „Ich weiß noch mehr von Ihnen als bloß den Namen. Es scheint aber, als ob wir uns allerlei zu sagen hätten. Wollen wir nicht hier eintreten? Auf der Straße werde ich so viel angeglotzt, das ist störend.“

Es standen in der Tat schon ein paar Leute da und gafften die gebieterische Erscheinung des Alten im Barte an. Zur Linken war die Tür einer Konditorei,

der nämlichen, in der Frau v. Rosen und Trudchen ihre Unterredung gehabt hatten.

Mühldorf folgte dem Obersten da hinein. Mit einem, gegen den man die feindlichsten Gedanken hegt, ein öffentliches Lokal zu besuchen, schien ihm zwar auch nicht ganz stilgerecht, aber gegen die Umstände ließ sich jetzt zunächst nichts tun.

Als die beiden in einer unbelauschten Ecke Platz genommen hatten, begann der Oberst ruhig: „Nun lassen Sie mich hören, was Sie gegen mich haben, Herr Doktor."

„Mein Herr Oberst van Berghe," erwiderte Mühldorf grimmig, „Sie haben allem Anschein nach eine junge Dame, die mir nahe steht —"

„Ich habe mit Fräulein Gertrud Berger noch kein Wort gesprochen," fiel ihm der Bur ins Wort. „Wenn Sie also von Ihrer Braut den Absagebrief erhalten haben sollten, so bin nicht ich schuld daran." Er hatte wieder das leise Lächeln von vorhin in den Augenwinkeln und unter dem Schnurrbart, während er sich mit seiner einzigen Hand über den grauen Vollbart strich. „Sehen Sie mich doch bloß an! Ein alter Krüppel. Von dem wähnen Sie sich ausgestochen?"

Robert griff sich an die Stirn, wie einer, der sich überzeugen will, ob er wach und bei allen seinen fünf Sinnen ist. „Herr ... woher wissen Sie das alles?"

„Nehmen wir einstweilen an, ich hätte in Afrika von einem Fetischpriester das Hexen gelernt," erwiderte van Berghe in seinem tiefen Baß. „Jedenfalls können wir nun zusammen trinken, da Sie sich überzeugt haben, daß kein Grund zur Feindschaft vorliegt. Da kommt schon der Wein, den ich bestellt habe."

Er goß die beiden Römer voll, die das aufwartende Fräulein auf den Tisch stellte, und erhob den seinigen.

„Das erste Glas auf baldige Wiederherstellung der guten Beziehungen zwischen Ihnen und Ihrem Trudchen!"

Der junge Arzt tat nicht Bescheid. „Das ist vorbei!" sagte er düster.

Der Oberst sah ihn forschend an und meinte: „Höchstens dann, wenn Sie hingehen und die Millionärin, die sich Ihnen so ungescheut selber angeboten hat, in Ihrem Ärger vom Fleck weg heiraten."

Daß dieser merkwürdige Alte auch das wußte, nahm Robert gar nicht mehr wunder. Dagegen empörte ihn dessen Zumutung. „Diese kokette, halbverrückte Wittib!" rief er derb. „Überhaupt, nach dieser Erfahrung haben die Weiber in meinem Leben wahrscheinlich ausgespielt."

„So, hm, begreiflich," sagte der Alte langsam. „Darf ich fragen, was Sie eigentlich vorhaben?"

Mühldorf zuckte die Achseln. „Was weiß ich! Jedenfalls suche ich zunächst den Schurken ausfindig zu machen und vor die Pistole zu kriegen, der an meinem Unglück schuld ist. — Dann reise ich wahrscheinlich fort, irgendwohin, in die Welt hinein, nur weg von Berlin. Schade, daß der Burenkrieg schon so lang aus ist! Da hätte ich bei Ihnen Feldscher werden können."

„Schade!" wiederholte Oberst van Berghe dumpfen Tones. Sein gewaltiges Haupt neigte sich dabei so tief auf die Brust herab, daß der graue Bart sich fächerförmig emporsträubte. So saß er vielleicht eine Minute lang, während Mühldorf kein Wort zu sagen wagte.

Endlich hob der Oberst mit einem kraftvollen Ruck den Kopf wieder. „Es ist mir lieb zu hören, daß Sie Ihren großen Unbekannten erst suchen wollen, Herr Doktor," sagte er. „Den finden Sie nicht so bald! Ich hätte Sie sonst bitten müssen, nicht vor Ostern ab-

zureiſen. Es iſt ja nicht ſo weit dahin. Nur noch fünf Tage zum Oſterſonntag."

„Warum gerade vor Oſtern nicht?" fragte Robert erſtaunt.

Van Berghe zuckte mit geheimnisvoller Miene die Schultern und ſagte: „Es iſt das Feſt der fröhlichen Wunder — der Hoffnung, der Auferſtehung! — Auf Wiederſehen am Oſterſonntag, Herr Doktor."

Er ſtand auf, ging an die Kaſſe, bezahlte und verließ das Lokal, ohne auf den jungen Mann zu warten, der ihm erſtaunt nachſtarrte.

5.

Die Zeit bis zum Oſterſonntag verbrachte Robert Mühldorf in dem natürlich vergeblichen Bemühen, den begünſtigten Nebenbuhler ausfindig zu machen. Er hatte ſich Urlaub geben laſſen, um den ganzen Tag in der Konditorei an Gertruds Straße am Fenſter zu lauern. Er wollte ſeine ehemalige Braut, wenn ſie ausging, verfolgen und den Rivalen bei dem Stelldichein abfaſſen.

Trudchen war aber nicht zu ſehen, einen Tag um den anderen nicht.

„Wahrſcheinlich läßt die Frau Kanzleirat das Töchterchen nicht aus dem Hauſe," dachte der junge Mann in ſeinem Grimm. „Wütend genug wird ſie ſein über das plötzliche Ende unſerer Verlobung. Ein praktiſcher Arzt in der Hand iſt immerhin beſſer als ein Nabob auf dem Dach. So ganz genau ſcheint der unheimliche Burenoberſt doch nicht unterrichtet zu ſein. Wüßte er, welches Geſtändnis mir Trudchen ins Geſicht hinein abgelegt hat, er hätte wohl kaum ſeine Redensarten von Wiederherſtellung der alten Beziehungen, vom Feſte der Auferſtehung und ſo weiter gemacht. — Er hält

offenbar das Ganze für eine Kinderei, die sich beim Ostereiersuchen wieder ausgleichen läßt. Hätte ich's denn selbst geglaubt, wenn sie mir's nicht gesagt hätte? Eine Gertrud Berger und solch ein schnöder Treubruch — aus solchen Motiven!"

Am Samstag vormittag ließ sich die Treulose endlich sehen. Mit ihrer Mutter ging sie an der Konditorei vorüber, dicht an dem Fenster, an dem der Doktor saß, so daß er sich hinter der Zeitung, die er in der Hand hielt, verstecken mußte, um nicht gesehen zu werden. Einen Herzschlag lang hielt er sich schon für entdeckt. Trudchen hatte einen so sonderbaren Blick hineingeworfen.

Aber Himmel — wie sah das Mädchen aus! So bleich, so vergrämt, ein Bild des Schmerzes, freilich ein über alle Maßen liebliches ...

Ganz erschüttert von dem Anblick blieb Mühldorf auf seinem Stuhle sitzen. Der eifersüchtige Argwohn in seiner Brust war so völlig entwaffnet, daß er gar nicht daran dachte, Trudchen zu verfolgen und zu beobachten, wie er vorgehabt hatte. Statt dessen grübelte er darüber nach, was das Mädchen so mitgenommen haben mochte. War es die Reue? Die Reue, die zu spät kam? Eine Krankheit? — Sie war so zart, und der Auftritt neulich hatte sie doch gewiß schrecklich aufgeregt. ...

Ganz empört über seine eigene Charakterlosigkeit, wurde Mühldorf auf einmal inne, daß all sein Groll gegen die treubrüchige Braut verraucht war. Nichts war in ihm als grenzenloses Mitleid und die alte, unsterbliche Liebe!

Außer sich über diese Entdeckung stürmte er davon und sprang in den nächsten Straßenbahnwagen, der ihn nach Hause brachte. Dort stürzte er sich auf ein

soeben herausgekommenes dickleibiges Werk über Nervenkrankheiten, das er sich hatte schicken lassen. Er wollte lesen, studieren, in ernster Arbeit die unwürdige, unmännliche Anwandlung niederdrücken, seinen Geist stählen, sein Herz verhärten.

Den ganzen Tag blieb er am Schreibtisch. Er las, verglich Stellen des neuen Werkes mit älteren Büchern, die er zur Hand hatte, machte Auszüge und Randbemerkungen. Als die Nacht längst hereingebrochen war, gestattete er sich nicht, zu Bette zu gehen. Er fürchtete, er könne von Trudchen träumen.

Der Morgen fand ihn noch über seinen Büchern. Er wurde es erst gewahr, als ihm der helle Tag ins Fenster schien. Da sah er nach der Uhr. Sie zeigte auf sieben. Über den Eifer, in den er sich hineinstudiert hatte, lächelnd, erhob sich Robert nun, reckte die vom langen Sitzen steifen und schmerzhaften Glieder und riß dann das Fenster auf.

Des Fröstelns, das ihm in der kalten Morgenluft durch den übernächtigen Körper ging, nicht achtend, neigte er sich hinaus und sah erst hinauf zum Himmel, dann hinab nach der Straße.

„Osterwetter!" murmelte er. „Der Himmel ist rein und blau, die kümmerlichen Bäume da unten am Bürgersteig haben bei Gott schon so etwas wie Knospen aufgesetzt, und die Spatzen lärmen wie verrückt! Aha ... da sind auch die Osterglocken! „Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton! ..." — Wenn mein alter Bur wirklich einen Zauber hätte, der Geschehenes ungeschehen macht, er könnte jetzt damit antreten."

Vom Fenster ging er an den Waschtisch, um Toilette zu machen. Ohne sich dessen recht bewußt zu werden, verfuhr er bei diesem Geschäfte weit sorgfältiger als ein Mann, der kein weibliches Wesen zum Osterausflug

abzuholen hat, eigentlich Ursache hatte. Er war eben erst fertig geworden, als die Uhr acht schlug, und seine alte Wirtin, auf die Minute pünktlich, wie immer, ihm den Kaffee hereinbrachte.

Die Frau nickte ihrem Mieter freundlich zu. „Vergnügte Ostern, Herr Doktor! — Fein seh'n Sie aus im Feststaat! Nur so 'n bißchen blaß und fieberisch um die Augen. Sollten's nicht so toll machen mit'm Studieren! Die ganze Nacht hab' ich Ihr Licht durch die Türritze schimmern sehen."

Mühldorf erwiderte den Osterwunsch ziemlich wortkarg und begann sofort zu frühstücken. Er liebte das zutrauliche Geschwätz der Alten nicht. Die schlürfte dann auch bald hinaus, kam aber gleich darauf zurück mit neugierigem Gesicht und großen, vor Verwunderung ganz runden Augen.

„Besuch ist da," raunte sie, während sie Robert eine Karte überreichte, „ein ganz großer, feiner alter Herr mit bloß einem Arm."

Oberst van Berghe!!

Als Robert den Namen auf der Karte gelesen hatte, stieg es ihm heiß in die Schläfen, und sein Herz klopfte wie närrisch. Der felsenfeste Glaube an das Osterwunder, das da geschehen könnte und sollte, war wieder darin, der süße, kindische, aberwitzige Glaube, gegen den er so beharrlich angekämpft hatte in diesen Tagen, gegen den er seinen Sinn durch trotzige Gedanken hatte verhärten wollen, den er durch ernste, bis in den Morgen hinein fortgesetzte Geistesarbeit zu ertöten versucht hatte.

Da erschien auch schon die hohe Gestalt des Obersten in der Tür. Die neugierige Alte zog sich langsam zurück. Es fiel ihr sichtlich schwer.

„Glückliche Ostern, mein junger Freund!" grüßte

van Berghe mit tiefer Stimme. Diese Stimme zitterte ein wenig, das schöne, ernste Gesicht des alten Mannes schien Robert merkwürdig erregt und bewegt. Diese Beobachtungen griffen dem jungen Manne so mächtig an das erwartungsvolle Herz, daß er sich gewaltsam zusammennehmen mußte, um den Festwunsch seines Besuchs mit der gehörigen Höflichkeit erwidern und den übrigen Hausherrnpflichten genügen zu können. Mit leise bebenden Händen schob er seinem Gaste, der heute im schwarzen Besuchsanzuge aussah wie ein alter Wikingerkönig in modernem Zivil, einen Armstuhl herbei und holte zur Bewirtung aus einem Seitenfach seines Schreibtisches ein Kistchen weit über sein Alltagskraut hervorragender Zigarren, das er für solche besondere Fälle vorrätig hielt, sowie eine Flasche Portwein und zwei Gläser.

„Gefrühstückt werden Herr Oberst wohl schon haben," bemerkte Mühldorf dabei mit erzwungener Leichtigkeit. „Außerdem werden Sie sich in Afrika an einen besseren Mokka gewöhnt haben, als der meiner edlen Wirtin ist."

Van Berghe nahm ein Gläschen von dem Wein, für die Zigarre dankte er. „Wir haben viel zu besprechen," sagte er, indem er mit seltsam forschendem, durchdringendem Blick in Roberts Augen sah. „Dabei würde sie doch nur ausgehen."

Das Fieber der Erwartung in allen Adern nahm Mühldorf nun seinem Gaste gegenüber Platz.

Der Bur eröffnete die Unterhaltung mit der Frage: „Den Mann, den Sie vor Ihre Pistole haben wollten, haben Sie wahrscheinlich noch nicht ausfindig gemacht, Herr Doktor?"

Mit stummer Verneinung schüttelte Robert den Kopf

„Hm .. und die edle Frau Nelly v. Rosen?"

Der junge Arzt schlug mit der Hand in die Luft, als beläſtige ihn eine zudringliche Fliege, die er verſcheuchen wolle. „Sie ließ mich zweimal rufen," erwiderte er verächtlich. „Ich antwortete beidemal, ich könne nicht abkommen, und riet ihr, ſich wieder an den Sanitätsrat zu wenden, ihren früheren Hausarzt."

Das ſchöne Altmännerhaupt des Buren nickte beifällig. Dann fragte er plötzlich in ſehr ernſtem, beinahe beklommenem Tone: „Herr Doktor — ein guter Arzt muß doch auch ein Seelenkundiger ſein. Halten Sie es für möglich, daß ein Vater ſein eigenes Kind verſtößt? Verſtößt und verleugnet?"

Mühldorf ſah ſeinen Gaſt erſtaunt an. Die Frage befremdete ihn, mehr noch der Ton mühſam verhaltener Erregung, in dem ſie geſtellt wurde. Unſicher antwortete er: „Wenn das Kind danach iſt —"

Van Berghe ſchüttelte mit trübem Lächeln das graulockige Haupt. „Sie meinen, wenn der Sohn etwa Wechſel gefälſcht oder die Tochter den ehrlichen Namen des Vaters entehrt hat? — Nein, Herr Doktor, ſo einfach liegt der Fall nicht, den ich im Auge habe. Ich meine: ein wirkliches Kind, ein eben geborenes, völlig unſchuldiges, hilfloſes Weſen!"

Mit ratloſer Miene zuckte Robert die Achſeln. „Ich muß bekennen, Herr Oberſt," ſagte er, „daß ich mir die Bedingungen, unter denen ein ſolcher Fall möglich ſein ſollte, kaum denken kann."

Der Oberſt ſenkte die Augen. „Und trotzdem — iſt das wirklich vorgekommen," ſagte er gepreßt. „Denken Sie ſich einen Mann, dem auf ſeinem Lebenswege der grauſame Tod gleichſam vorangeht und vor ſeinen Augen ihm alles hinwegmäht, was ihm lieb und teuer iſt. Die geliebteſte Mutter ſieht er viel zu früh ſterben. Seine beſten Freunde werden ausnahmslos in der

Blüte ihrer Jugend hinweggerafft. Der eine fällt im Duell, der andere endet durch Selbstmord, der dritte an einer bösartigen Krankheit. Nicht einmal an einen Hund wagt dieser vom Schicksal Gezeichnete sein verwaistes Herz zu hängen, seit er zweimal nacheinander solch ein geliebtes Tier mit eigener Hand erschießen mußte, weil es ihm rettungslos erkrankte. — Halten Sie es nicht für möglich, Herr Doktor, daß ein solcher Mensch schließlich zu dem Gefühle, zu einer durch keine Verstandesgründe wegzustreitenden Überzeugung des Herzens kommt, daß auf seiner Zuneigung ein unerbittlicher Fluch laste, der Fluch, das Geschöpf, an das sie sich klammert, zu töten?"

„Das ist wohl möglich," sagte Robert leise, den diese seltsame, anscheinend so ganz und gar akademische Erörterung eigentümlich erschütterte. „Für den Arzt sind solche Zwangsvorstellungen, solche trübsinnige Grillen durchaus nicht unerklärlich. Im scharfsinnigsten Kopfe kann sich so etwas infolge so gehäufter Schicksalsschläge, wie Sie sie schildern, einnisten."

Der Bur nickte. „Eine Art Hypochondrie, nicht wahr? — Aber stellen Sie sich weiter vor, daß ein solcher Mensch in der völligen Vereinsamung, zu der er sich am Ende selber verurteilt hat, beinahe vierzig Jahre alt geworden ist, als ihn plötzlich die Liebe noch einmal erfaßt, mit der unwiderstehlichen Gewalt einer solchen späten Leidenschaft. Er kämpft, kämpft, als ob es sein Leben gälte, gilt es doch für ihn ein Leben, das ihm teurer ist als das eigene, das Leben seiner Geliebten. Aber all sein Widerstreben schmilzt vor der Glut dieser Liebe hin wie Märzenschnee vor dem Föhnwind. Ehe er sich's versieht, hat er geworben, und er meint zu vergehen vor Jubel und Grauen zugleich, als er statt des Korbes, vor dem er ebensosehr zittert,

als er ihn herbeisehnt, das Ja seines Mädchens erhält."

Eine Pause trat ein, die der Oberst durch ein paar tiefe, schwere Atemzüge ausfüllte. Robert dagegen hielt seinen Atem beinahe an. Von einer Beklommenheit niedergedrückt, über die sich zu wundern ihm nicht genug geistige Freiheit geblieben war, saß er stumm und sah dem alten Mann ihm gegenüber ins Gesicht.

Van Berghe fuhr endlich fort, mit tonloser Stimme, als sei er erschöpft von innerem Schmerze: „Seine kurze Ehe war in ihrem Anfange Himmel und Hölle zugleich. Jauchzendes Entzücken und atemloses Todesgrauen verschmolzen sich in seiner Brust zu einem Gefühle, das keiner in Worte fassen könnte. Höchstens in Tönen, in Musik vermöchte man es vielleicht wiederzugeben, und dazu müßte man ein Beethoven sein. — Allmählich legten sich diese Stürme. Als sein junges Weib, statt hinzusiechen, von Tag zu Tag lieblicher aufblühte, begann auch der Mann von seinem finsteren Wahne zu gesunden. Er fing an zu hoffen, die Wut seines Schicksals habe sich erschöpft, sein spätes Glück werde nun doch von Dauer sein.

Diese Hoffnung dauerte so lange, bis sie von einer anderen Hoffnung getötet wurde. Im dritten Jahre ihrer Ehe teilte die junge Frau ihrem Gatten diese Hoffnung mit, die sonst die süßeste auf Erden ist für einen Mann, zumal wenn er spät zur Ehe geschritten ist. Diesen Gezeichneten traf das leise in sein Ohr gehauchte Geständnis der Geliebten wie ein Donnerschlag. Sofort stand es vor seiner schaudernden Seele, in welche schwere Lebensgefahr das erste Kind seine Mutter bringt. Sofort auch war er felsenfest überzeugt, daß sein Fluch nicht von ihm gewichen sei, daß er bei dieser Gelegenheit wieder grausam wirken werde.

Das Kind kam. Der tückische Zufall spielte sein vernichtendes Spiel. Die Opferschale, aus der die Natur die reine Flamme eines jungen Lebens emporsteigen läßt, zerbrach. Als alles scheinbar glücklich vorüber war, trat am dritten Tage Fieber ein. Nach weiteren drei Tagen stand der Verzweifelnde neben einer bleichen, rührenden Frauenleiche!"

Die tonlose Stimme erstarb völlig. Van Berghe saß da, die Stirn in die Hand gestützt, so daß der junge Arzt von seinem Gesichte nichts sah als den Ansatz des lang herabfließenden Bartes.

Wie um die Erzählung, die ihn förmlich auf die Folter spannte, zu beschleunigen, schrie Robert den Verstummten beinahe an: „Und da verstieß er das Kind? Aus abergläubischer, krankhafter Furcht, auch dessen Tod herbeizuführen, indem er es allzu lieb gewänne?"

Der Burenoberst hob den Kopf und nickte. Seine Züge zeigten wieder den nämlichen, beherrschten Ausdruck wie vorhin, als er die Erzählung begann. „Damals liebte er sein Kind freilich noch nicht. Er haßte es beinahe. Jene tiefe, finstere Abneigung war in ihm, die der Vater manchmal gegen solch ein kleines Wesen hegt, das ihn die heiß geliebte Gattin gekostet hat. Aber er traute sich selber nicht. Er wußte, daß er das Geschöpfchen mit der Zeit liebgewinnen würde, so lieb, daß es der unheimlichen Sense verfallen mußte, die mähend vor ihm her ging. Darum tat er es von sich, als es wenige Wochen alt war. Er ließ es von seinem kürzlich vermählten jüngeren Bruder als eigen annehmen. Er selber floh die Heimat."

„Ein sonderbarer, mitleidswürdiger Fall!" sagte Mühldorf ergriffen. „Aber aus diesem traurigen Wahn heraus schon erklärlich und —"

„Und nun eine Frage, Herr Doktor!" unterbrach ihn

der Alte. „Wenn nun dieser Vater in späten Jahren von seinem traurigen Wahn, wie Sie es nennen, zurückgekommen wäre, meinen Sie, daß er ein Recht hat, sich seinem Kinde noch aufzudrängen, diesem Kinde, das von ihm nichts weiß durch seine Schuld, das groß geworden ist, ohne daß er sich darum kümmerte? — Oder meinen Sie, ein solcher Vater hat den Anspruch auf sein Kind, auf seine Liebe verwirkt?"

„Wie sollte er das?" fragte Robert befangen. „Er hat doch in nichts gesündigt an seinem Kinde! Nur sein Wahn, seine finstere Einbildung, seine Gemütskrankheit —"

Der Oberst erhob sich rasch und legte die Hand auf die Schulter des jungen Mannes, der unwillkürlich zugleich mit ihm von seinem Stuhle aufgestanden war. „Ich danke Ihnen für dieses Urteil, Robert Mühldorf!" sagte er mit starker Stimme. „Das habe ich mir ja tausendmal selbst gesagt! Aber ich fürchtete immer, mein Rechtsgefühl lasse sich von meiner Sehnsucht bestechen. Da aber Sie mir das sagen, Sie, der Unbeteiligte, so — führen Sie mich zu ihr!"

„Wie ... Sie, Herr Oberst ... Sie wären selbst dieser Vater?" stammelte der junge Mann. „Aber ... zu wem soll ich Sie führen?"

Der Alte lachte beinahe auf, so glücklich war er jetzt, so voll freudiger Ungeduld. „Aber, Mann! Merken Sie denn nichts? Van Berghe — Berger! Gertrud ist meine Tochter, Ihre Gertrud, Gertrud Berger!"

„Heiliger Gott!" Mühldorf taumelte beinahe bei dieser Enthüllung. „Daß ich daran nicht gedacht habe! Ich habe doch gehört, daß Trudchen nicht die leibliche Tochter der Frau Berger ist, sondern ihre Nichte, von klein auf bei ihr erzogen, weil die Mutter bei der Geburt starb. — Aber das ist eine so verschollene Ge-

schichte, niemand denkt mehr daran, Trudchen selber kaum. Und dann — der Vater soll doch auch schon tot sein, im Auslande gestorben."

Van Berghe nickte. „Ich war ja verschollen. Ich habe die Aufrufe gelesen, die zum Zwecke meiner Todeserklärung erlassen wurden. Aber ich meldete mich nicht. Damals wünschte ich noch, daß meine Tochter mich für tot halte. Deshalb habe ich ja auch meinen Namen ins Holländische übersetzt, als ich in Transvaal Bürgerrecht erwarb. Jede Spur, die sie zu mir führen konnte, sollte vertilgt werden. — Aber nun wollen wir fahren! Mein Wagen hält unten."

Aber in Roberts Gesicht war die freudige Erregung mit einem Male erloschen. Ablehnend sagte er: „Ich bedaure, Herr Oberst, aber Sie müssen schon allein fahren. Ihrem Fräulein Tochter wollen Sie sagen, daß ich ihr zu dem wieder auferstandenen Vater herzlichst Glück wünsche. Sie sollen ja ein schwer reicher Mann sein, wie man hört, Herr Oberst! Bei dem Sinn für die Annehmlichkeiten eines großen Vermögens, den Fräulein Berger jetzt entwickelt —"

„Herr, Sie sprechen von meiner Tochter!" fuhr ihm van Berghe mit gefurchter Stirn in die Rede. Milder, aber in sehr mißbilligendem Tone, sprach er weiter: „Sie sind mir ein böser Starrkopf! Beinahe müßte ich's zum Wohle meines Kindes wünschen, daß es wirklich zu Ende ist zwischen euch. Haben Sie denn gar kein Vertrauen? Die Macht, die Tote auferweckt, kann doch wohl auch ein Mißverständnis auflösen."

Mit ernster Miene schüttelte Mühldorf den Kopf. „Da könnte wohl niemand helfen, denn Geschehenes ungeschehen machen, das ist unmöglich."

„Aber was ist denn so Schreckliches geschehen?" fragte der Oberst, ungläubig und besorgt zugleich.

„Gertrud hat als meine Braut sich nach einem anderen umgesehen," sagte Robert mit schwerer Betonung. „Nach einem Reichen, nach einem, der ihre ungestüme Sehnsucht nach den Genüssen der großen Welt befriedigen könnte. Und als sie ihn gefunden hatte, oder wenigstens so meinte, da gab sie mir kurzer Hand den Abschied wie einem Diener, für dessen Stelle sich ein besserer gefunden hat."

Van Berghe wandte das Gesicht zur Seite. „Armes Kind!" flüsterte er leise vor sich hin. Dann wandte er sich wieder zu Mühldorf, der mit finsterem Gesicht vor sich niedersah. „Daß sie Ihnen den Abschiedsbrief geschrieben hat, dachte ich mir," sagte er ernst. „Aber woher wollen Sie es wissen, daß es deshalb geschah?"

„Das hat sie mir selbst gesagt — ins Gesicht hinein. Es war an jenem Nachmittag, an dem wir auf der Straße so derb gegeneinander rannten."

Der alte Herr nickte vor sich hin. „So also steht es! Dann freilich —" er faßte mit seiner einen Hand Roberts Rechte und sagte weich: „Wenn ich Sie aber trotzdem bäte, Herr Doktor, mich meiner Tochter zuzuführen? Ich sehe es ein, als Mann von Ehre dürfen Sie unter solchen Umständen nicht einmal dem Gedanken an die Möglichkeit einer Versöhnung Raum geben. Aber könnten Sie mich nicht trotzdem dort einführen? Nehmen Sie an, ich fürchte mich vor diesem Gange. Es mag sonderbar klingen, daß ein Mann in meinem Alter, mit meinen Schicksalen sich vor den vorwurfsvollen Augen eines jungen Mädchens fürchten soll. Aber Sie wissen, ich war lange Jahre gemütskrank. Vielleicht erklärt Ihnen das diese sonderbare Schüchternheit. Sie mag ein Überrest meines Leidens sein. Lassen Sie sich von der Bitte eines alten

Mannes erweichen, eines Mannes, der viel gelitten und" — der Blick des Redenden glitt an dem leeren Ärmel seines schwarzen Rockes hernieder — „einiges geleistet hat im Leben."

Diese dringende Bitte wirkte sichtlich auf den jungen Mann. Er schwankte erst, dann sagte er entschlossen: „Wenn Sie es durchaus so wollen, Herr Oberst — gut. Sie kann es Ihnen ja dann selbst bestätigen. Gehen wir denn."

6.

Als die beiden Herren durch den Tiergarten gegen Charlottenburg fuhren, fragte der junge Arzt nach längerem Schweigen: „Sie sind Ihre sonderbare Zwangsvorstellung los geworden, Herr Oberst. Sie wagen es, sich Ihrer Tochter, für die Sie sich tot sagen ließen, zu nähern. Darf ich fragen, wie der Heilungsprozeß vor sich gegangen ist?"

„Das hängt wohl mit meiner ganzen Lebensgeschichte zusammen," sagte der Oberst nachdenklich. „Ich arbeitete rasend dort unten, in einer atemlosen Hast, wie man sie nur in den neuen Ländern kennt, in Amerika, Australien, Afrika, wo so viel Spielraum da ist, ein so ungeheures Arbeitsfeld für jeden, der zugreifen will, daß wer es nötig hat, sich in der Arbeit förmlich berauschen kann. Zwanzig Jahre lang kam ich kaum zur Besinnung, gelangte ich nicht dazu, an mein Unglück zu denken. Daß ich jemals ein geliebtes Weib besessen da oben im fernen Deutschland, war mir wie ein unklarer Traum. Daß mir in jenem Deutschland noch eine Tochter lebte, vergaß ich beinahe. Und das tat mir wohl. Wohl tat es mir auch, daß mein Wirken so gesegnet war. Mein Vermögen mehrte sich, als sei ein Hecktaler darunter. Obwohl Uitlander, gewann ich

das Vertrauen meiner neuen Landsleute, der sonst so mißtrauischen Buren. Allerlei Ehrenstellen bezeugten dieses Vertrauen. Diese äußeren Erfolge trugen wohl auch dazu bei, mein Gemüt gesunden zu lassen. Und dann kam der Krieg."

Die Stimme des Obersten zitterte wie in Tränen. Er konnte nicht gleich weitersprechen. Um ihm über seine Bewegung hinwegzuhelfen, sagte Mühldorf halblaut: „Der hätte Sie doch eigentlich zurückschleudern müssen in Ihre Verdüsterung, sollte man meinen. Sie hatten da ein ganzes Volk lieb gewonnen, und das Volk mußte zu Grunde gehen."

Van Berghe schüttelte das graue Haupt. Langsam sprach er: „Er befreite mich erst völlig, dieser unglückselige Krieg. Was ist das Schicksal des einzelnen, mag es noch so hart sein, gegen den gigantischen Todeskampf eines ganzen Volkes! Wer das miterlebt hat, in dem muß jede krankhafte Überschätzung des eigenen Ichs, seiner Bedeutung, seiner Schmerzen hinweggetilgt werden. Was war gegen die heulende Vernichtung, die über die Gefilde von Oranje und Transvaal hinbrauste, das Schicksal eines Mannes, dem einige geliebte Menschen durch den Tod entrissen worden waren! Etwas unsäglich Kleines und Unbedeutendes, jedenfalls nichts, zu dessen Erklärung ein geheimnisvoll wirkender Fluch angenommen werden mußte. Als hier mein Arm heil war, war auch mein Gemüt gesund. Und als ich nach Europa ging, weil ich für das Burenvolk in seinem bitteren Kampfe doch nichts mehr tun durfte, schwebte ein tröstender Stern vor meinem Schiffe her: die Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit meinem Kinde, das ich jetzt innig liebte, ohne es zu kennen. — Hinterher freilich kamen auch die Skrupel. Gertrud dem Tode zu weihen, wenn ich mich ihr näherte, fürchtete

ich nicht mehr. Aber ich bangte davor, daß ich ihr vielleicht das Leben verdürbe dadurch. Wenn mein Bruder nach meinem Auftrage gehandelt hatte, so ahnte das Kind nicht, daß es einst von seinem Vater verlassen worden war, sie fühlte sich ganz und gar als Friedrich Bergers leibliches Kind, wenn sie auch aus ihrem Geburtsschein wissen mußte, daß sie eigentlich die Tochter eines Richard Berger war. Welche Gemütserschütterung mußte ihr nun das Auftauchen dieses Richard bringen, der jetzt auf einmal ihr Vater sein wollte — in Wirklichkeit, nicht bloß auf dem Papier! Vielleicht auch zerstörte ihr mein Erscheinen Lebensverhältnisse und Beziehungen, in denen sie sich glücklich fühlte. Wer kann in einem solchen seltsamen Falle wie dieser, alle Möglichkeiten voraussehen? Ich beschloß also, erst zu beobachten und Erkundigungen einzuziehen. Diese ergaben, daß mein Bruder Friedrich die paar tausend Taler, die ich ihm mit meiner Tochter zur freien Verfügung übergeben hatte, verspekuliert haben mußte. Die Damen seien einzig auf die Pension der Mutter angewiesen, hieß es. — Die Beobachtung enthüllte mir Gertruds Beziehung zu Ihnen, lieber Herr Doktor. Diese Entdeckung war mir durchaus nicht lieb. So sonderbar es klingt, ich war auf diese Liebe zu Ihnen ordentlich eifersüchtig. Sie mußte ja der Liebe zum Vater den Platz in dem Herzen des Mädchens wegnehmen. Ich beobachtete also auch Sie. Und als ich hinter Ihren Verkehr mit Frau v. Rosen gekommen war, bestach ich deren Gesellschafterin —"

„Ah!" rief Robert unwillkürlich. Er erinnerte sich an jenen Abend, an dem es ihm geschienen hatte, er störe Fräulein Hagenow in einem Gespräche mit dem Einarmigen.

Van Berghe, der nicht wußte, daß er damals beob-

achtet worden war, deutete den Ausruf anders und nickte Robert zu: „Nun können Sie sich so manches erklären, nicht? — Doch da sind wir schon!“

Der Wagen hielt, und mit einer Gewandtheit, die dem schweren Manne niemand zugetraut hätte, sprang der einarmige Alte zuerst heraus.

Robert war es, als ob er träume, da er nun an van Berghes Seite die Treppe emporstieg, diese wohlbekannte Treppe, die er nie wieder emporzusteigen gemeint hatte. Und nun ging er doch wieder da hinauf — und er führte ihr den Vater zu, ihr, die ihm so bitter weh getan hatte!

Was hatte sich nicht alles zugetragen, seit er zum letzten Male als ein glücklich Liebender diese Stufen emporgestiegen war! Was hatte er nicht heute alles, dem alten Manne hier zuhörend, miterlebt! Ein ganzes, wildbewegtes, seltsam leidvolles Menschenleben an einem kurzen Frühlingsmorgen!

Es schwindelte ihm ordentlich. Er bemerkte es und nahm sich gewaltsam zusammen. Es galt, auf seiner Hut zu sein. Wie, wenn Gertrud jetzt, da der vor allem anderen ersehnte Reichtum nicht erheiratet zu werden brauchte, da sie ihn aus der Hand des Vaters empfing, zu ihm zurückkehren wollte, den sie ja doch liebte, wenn auch nicht so sehr wie ein unbeengtes Leben, in dem man allen phantastischen Launen die Zügel schießen lassen konnte? Da durfte er sich nicht überraschen lassen. Um so sorgsamer mußte er sich wahren, als er deutlich fühlte, welchen starken Verbündeten das schöne, noch immer geliebte Mädchen bei einem Ansturm auf sein Herz in diesem Herzen selber haben würde.

Mit solchen Vorsätzen umgürtete sich Mühldorf wie mit einem Panzer, während sein Begleiter an der Tür der Frau Kanzleirat Berger die Klingel zog.

Die alte Aufwärterin, die auf das Klingeln öffnete, blinzelte die beiden Herren mit merklichem Erstaunen an. An Mühldorf wunderte es sie, daß er heute, nachdem er sich so lange nicht hatte sehen lassen, ein so sonderbars, fremdtuendes Gesicht zeigte, an dem Fremden, den der junge Mann mitbrachte, dessen stolze, gebietende Erscheinung.

Die Damen waren natürlich zu Hause, auch schon auf. Die Alte ging hinein, den frühen Besuch anzumelden. Erbebenden Herzens hörte Robert, wie Trudchen drinnen leise aufschrie.

Und dann stand' er mit dem Obersten vor den beiden Damen, die erstaunt und verlegen dreinsahen. Krampfhaft bemüht, Trudchen nicht anzusehen, die bleich und zitternd dastand, stellte Robert vor: „Herr Oberst van Berghe — Frau Berger — Fräulein Berger."

Die kleine Frau Kanzleirat stammelte in sichtlicher Verblüffung: „Wollen — wollen der Herr Oberst nicht Platz nehmen?"

Da faßte der alte Mann ihre Hand. „Schwägerin ... Hedwig, kennst du mich denn nicht?!"

Das Frauchen fuhr schreckhaft zusammen. „Richard?" hauchte sie, zu dem großen Manne in ungläubigem Staunen emporsehend.

Der Oberst nickte mit bewegter Miene. Er sah Trudchen an, die sichtlich nicht wußte, was sie aus dem allen machen sollte, und flüsterte dann Frau Berger zu: „Bereite das Kind vor, Hedwig!"

Die Frau Kanzleirat zog das junge Mädchen in das Nebenzimmer. Van Berghe trat an die Seite Roberts, der mit aufeinander gepreßten Lippen und in sich gekehrtem Blicke dastand. Die Hand des alten Mannes umklammerte den rechten Arm des jungen, als wolle

der Einarmige auch Robert einarmig machen, indem er ihm den Knochen im Fleische zermalmte durch den Druck seiner Finger.

Aus dem Nebenzimmer klang gedämpftes, hastiges Reden der Frau Berger herüber, dann ein schluchzender Aufschrei Gertruds.

Die Hünengestalt an Roberts Seite erzitterte wie ein Eichbaum im Sturmwind bei dem Tone. Da sprang die angelehnte Tür zum Nebenzimmer auf, und auf der Schwelle stand Gertrud. Die zarte Gestalt des jungen Mädchens schwankte, als wolle sie zusammenbrechen, die großen blauen Augen blickten starr herüber mit dem brennenden Glanze wahnsinniger Aufregung.

„Vater ...?!" Es war eher ein Hauch als ein Ausruf. Und doch klang alles in dem leisen Tone: Freude, Zweifel, schmerzvoller Vorwurf, ungläubiges Staunen.

„Mein Kind!!"

Die tiefe Stimme des langbärtigen Riesen schluchzte die süßen Worte beinahe schauerlich aus der breiten Brust empor. Durch die gewaltigen Glieder ging ein Ruck, als wolle der Oberst auf seine Tochter losstürzen und sie an seine Brust reißen.

Aber er blieb stehen.

„Erst mußt du dich mit dem da verständigen, meine Tochter, der dir näher steht als ich," sagte er, und seine Stimme klang heiser in der mühsam niedergezwungenen Erregung. „Mein Kind, dein Vater hat dir auch etwas Schönes mitgebracht von seiner langen, langen Reise. — Du bist jetzt reich, Gertrud, viel reicher als Frau v. Rosen! Hast du deinem Robert daraufhin etwas zu sagen?"

Jetzt riß es das Mädchen förmlich vorwärts. „Robert!" jubelte sie auf. „Robert!!"

Aber der junge Mann fuhr auf. „Herr Oberst...!"

Van Berghe sah seine Tochter, die erblassend stehen geblieben war, mitleidig an. Dann wandte er sich zu Robert. „Herr Doktor," sagte er nicht ohne Schärfe, „ich sehe, ich muß Ihnen schon noch etwas erzählen. Drei Tage, bevor Sie jenen Auftritt mit Ihrer Braut hatten, kam Fräulein Hagenow zu mir. Sie berichtete, daß Frau v. Rosen Trudchen auf der Straße überfallen und ihr in ihrer eindringlichen Art vorgestellt habe, daß Sie sich eine glänzende Laufbahn verderben — Universitätsprofessor, ein neuer Billroth oder Bergmann, was weiß ich! — wenn Sie ein armes Mädchen heiraten. Und Trudchen habe versprochen, Sie freizugeben in einer Form, die Ihnen jeden Widerspruch abschneiden sollte."

Robert war dunkelrot geworden. Er sah den alten Mann mit wilden Blicken an, als meine er, der treibe seinen Spott mit ihm. Der Oberst aber wies ihn mit den Augen an Trudchen. Und als er sie ansah, als er das Erröten des geliebten Mädchens gewahrte, das glückselige Lächeln unter Tränen, da wurde es auf einmal hell und licht vor seinen Augen, als sei das Zimmer plötzlich voll Sonne, voll Ostersonne.

„Trudchen!"

„Mein Robert!"

Die beiden hielten sich unter Lachen und Weinen umschlungen, als wollten sie sich im Leben nicht wieder loslassen.

Oberst van Berghe stand mit seiner Schwägerin, die inzwischen leise hereingekommen war, daneben und betrachtete gerührten Blickes die Wiedervereinigten.

Und nun drang es zum offenen Fenster herein, tief, dröhnend, jubelnd, anzuhören wie der Frühlingsgesang eines ehernen Riesen mit einer Zunge von Erz. Die

Glocken der nahen Pfarrkirche grüßten das Osterfest, das Fest der fröhlichen Wunder, der Auferstehung und Erlösung. . . .

Wenige Tage später fuhren alle vier südwärts, dem Frühling entgegen, wie Trudchen sich's damals gewünscht hatte. Das Brautpaar hatte sich so unendlich viel zu sagen, da mußte der Oberst sich schon mit der Unterhaltung der Frau Kanzleirat begnügen, die von dem gehabten Erstaunen her noch immer so große Augen und einen so spitzen Mund hatte, als sollten diese wesentlichen Bestandteile ihres verblühten kleinen Gesichts im Leben nicht ihre ursprüngliche Form zurückgewinnen.

„Hast du die Dame gesehen auf dem Bahnhof Friedrichstraße, Hedwig?" fragte van Berghe. „Die überputzte, schwarzhaarige gepuderte Dame, die an der Seite eines schattenhaften Unglückswurmes von Gesellschafterin an uns vorüberschoß und in den Pariser Zug stieg?"

Die Frau Kanzleirat nickte. „Ja. Sie sah uns so merkwürdig giftig an, daß es mir auffiel."

„Das war Frau Nelly v. Rosen mit ihrer Hagenow," erklärte der Oberst belustigt. „Sie fährt nach Paris. Wahrscheinlich hofft sie dort den Arzt zu finden, der ihre vielen Krankheiten heilen kann. Zu den deutschen Doktoren hat sie offenbar alles Vertrauen verloren."

„Möge sie in Paris völlig verrückt werden, die falsche, kokette Person!" zürnte Frau Hedwig Berger.

Oberst van Berghe aber zuckte die breiten Achseln, sah liebreich zu seinen Hand in Hand plaudernden Kindern hinüber und lächelte

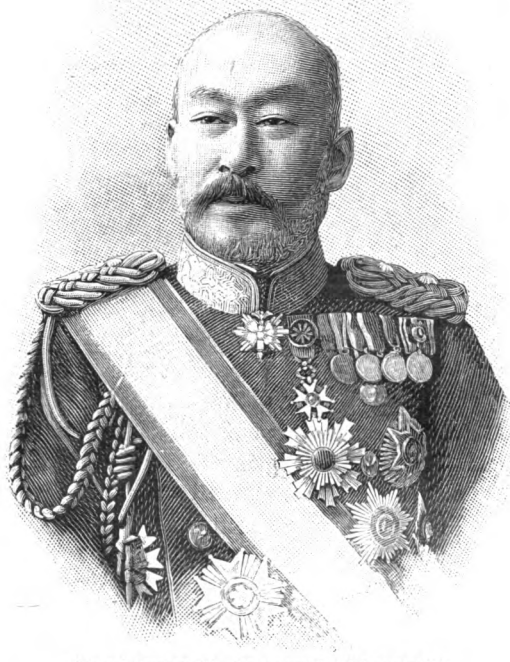
Vom russisch-japanischen Kriegsschauplatz.

Allerlei Kriegsbilder. Von Martin Howitz.

Mit 13 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Daß in dem Konflikt zwischen dem kleinen Japan und dem mächtigen Rußland das erstere es übernahm, die Entscheidung der Waffen anzurufen, ist vielen eine Überraschung gewesen. Wohl hatte Japan vor zehn Jahren in dem so außerordentlich glücklich geführten Krieg mit China dies an Ausdehnung ebenfalls gewaltige Reich mit überraschender Leichtigkeit besiegt, aber bei dieser Gelegenheit hatte sich auch die Schwäche und Desorganisation des chinesischen Staatswesens vor aller Welt offenbart. Rußland aber ist aus allen Kriegen, die es bisher geführt hat, gestärkt und gewachsen an Macht und Umfang hervorgegangen. Rußland ist noch viel größer als China; es ist gleich mächtig in Europa wie in Asien; es reicht mit seiner Westgrenze an Deutschland und Österreich und mit seiner Ostgrenze bis an das Meer, dessen Fluten die Ufer des japanischen Archipels bespülen. Noch im letzten Jahrzehnt hat es durch seine erfolgreiche Politik in China, durch den Bau der Eisenbahnen durch die

Mandſchurei bis Wladiwoſtok und Port Arthur, durch die Okkupation dieſes ganzen Landes während des Boxeraufſtandes, und ſein Verweilen daſelbſt eine



General Teraoutſchi, der japaniſche Kriegsminiſter.

Probe ſeiner Macht gegeben, die jeden energiſchen Widerſpruch von ſeiten einer dritten Macht in Schach hielt.

Japan aber? Im Frieden von Schimonoſeki, der den Krieg mit China abſchloß, hatte es den ſüdlichſten

Teil der Mandschurei, die Halbinsel Liaotung mit Port Arthur, als Siegespreis errungen; da erfolgte der Einspruch Rußlands. Rußland, von Frankreich und Deutschland unterstützt, protestierte im Interesse der Integrität Chinas gegen die Annexion von Liaotung durch Japan, und Japan mußte sich fügen. Es wurde durch Formosa und eine größere Summe entschädigt und beugte sich mit verbissenem Ingrimm dem Willen des Zaren.

Seit dieser Demütigung haben jedoch die leitenden Staatsmänner, die Heer- und Flottenführer des ostasiatischen Inselreiches die Vorbereitung des jetzt im Gange befindlichen Kriegs mit unablässigem und leidenschaftlichem Eifer betrieben. Die Kriegsentschädigung von 200 Millionen Taels — 1 Tael = 6,8 Mark —, die Japan in sieben jährlichen Raten von China erhielt, gewährten die Mittel dazu. Für diese Rüstungen zeigte sich der Mikado wie das Parlament in Tokio gleich opferwillig. Hatte Japan schon vorher sein Heerwesen ganz nach europäischem, vornehmlich deutschem Muster reorganisiert und dabei keine Kosten gescheut, so war jetzt sein Hauptaugenmerk auf die Vergrößerung der Marine durch erstklassige Schiffe neuester Konstruktion, sowie auf die Befestigung seiner Häfen gerichtet. Auch suchte es sich durch seine merkantile Kolonisationstätigkeit auf Korea, dem nahen chinesischen Vasallenstaat, dessen Halbinsel an die südliche Mandschurei grenzt, dafür schadlos zu halten, daß es nicht auf Liaotung hatte festen Fuß fassen dürfen. Denn Japan bedarf auswärtigen Landbesitzes; die Inseln sind übervölkert, so daß schon längst aus den unbemittelten Volksschichten eine starke Auswanderung nach Korea und der Mandschurei stattfand. Längst steht auch schon das koreanische Scheinkaisertum unter dem bestimmen-

den Einfluß der japaniſchen Regierung. So ſchwang ſich Japan, deſſen ganzes Staatsweſen nach dem Vorbild unſerer konſtitutionellen Monarchien reformiert worden war, zu einer Kriegsmacht auf, die ernſtlich daran denken durfte, gegenüber der ruſſiſchen Okkupation der Mandſchurei, als dieſe aus einer proviſoriſchen eine dauernde zu werden ſchien, ſeine Intereſſen in China nachdrücklich zu wahren.

Kurino,
der bisherige Geſandte Japans in St. Petersburg.

Der Artikel „Die Ruſſen in der Mandſchurei“ im 6. Band des laufenden Jahrgangs unſerer „Bibliothek“ hat die Feſtſetzung der Ruſſen in Nordoſtchina ausführlich geſchildert. Wir rekapitulieren hier das Wichtigſte in aller Kürze. Der Boxeraufſtand, der ſich auch gegen die ruſſiſchen Schutztruppen des Eiſenbahnbaus nach Port Arthur gerichtet hatte, war für Rußland ein willkommener Vorwand, ſich ſelbſt auf Liaotung und in Port Arthur feſtzuſetzen. Port Arthur, gegenüber von Weihaiwei und Tſchifu an der Straße von Tſchili gelegen, die den Golf von Korea mit dem Golf von Tſchili verbindet, hatte Rußland der chineſiſchen Regierung abgepachtet. Öſtlich von Port Arthur, dem ſtarken Kriegshafen, legte es an der eisfreien Bucht

Der russische Krie

hafen Port Arthur.

von Talienwan, die es gleichfalls China abpachtete, der Westküste von Korea gegenüber die Hafenstadt Dalny an. Als Rußland im vorigen Jahre den Eisenbahnverkehr auf der Mandschurischen Bahn im Anschluß an die große Sibirische Bahn eröffnete, wurde Dalny zum Mittelpunkt eines regelmäßigen Dampferverkehrs nach den wichtigsten Häfen von Korea, Japan und China, den wiederum Rußland allein ins Leben gerufen hatte.

Alle diese Fortschritte Rußlands in der Mandschurei, denen die auf unbestimmte Zeit verlängerte militärische Okkupation Deckung gewährte, verstärkten den Ingrimm Japans. War das der Schutz der „Integrität" Chinas, wegen deren es 1896 auf Liaotung hatte verzichten müssen? Es übersah, daß es Rußland klugerweise verstanden hatte, China zum Mitunternehmer der Mandschurischen Eisenbahn und zum Schutzherrn der Chinesischen Ostbahngesellschaft zu machen, die auch jene Schiffahrtslinien ins Leben rief.

Und wie Japan beobachtete auch Großbritannien das Vorgehen der Russen in der Mandschurei. Von allen Staaten Europas hatte es lange Zeit den stärksten Einfluß in China besessen. Am 30. Januar 1902 schlossen Großbritannien und Japan den Allianzvertrag, welcher bestimmte, daß Großbritannien zur Unterstützung Japans einzugreifen habe, wenn sich in den Streit Japans mit einer anderen Macht ein Dritter tätlich einmengen sollte. Eine ähnliche Bestimmung soll der französisch-russische Allianzvertrag enthalten: Frankreich ist zur Unterstützung Rußlands nur dann verpflichtet, wenn dieses von zwei Mächten zugleich angegriffen wird. Nicht ohne einen gewissen Rückhalt in Europa ist Japan also mit seinen Forderungen an Rußland herangetreten, die den Ausbruch des Krieges zur Folge hatten. Aber es fühlte sich, nachdem es noch die beiden

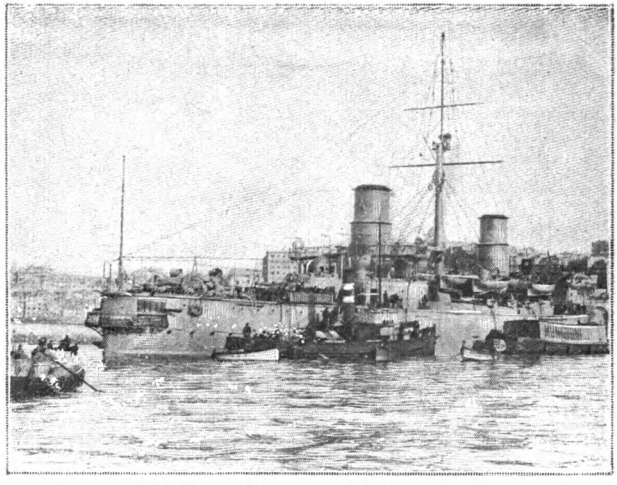
großen Panzerſchiffe erworben hatte, die in Genua für die Argentiniſche Republik gebaut worden waren, dem

Japaniſche Flüchtlinge aus der Mandſchurei auf dem Weg nach Korea.

ihm unvermeidlich erſcheinenden Waffengang mit Rußland auch ohne fremde Hilfe gewachſen.

Gar ſo klein iſt ja das japaniſche Inſelreich nicht. Es iſt beträchtlich größer als Großbritannien und Ir-

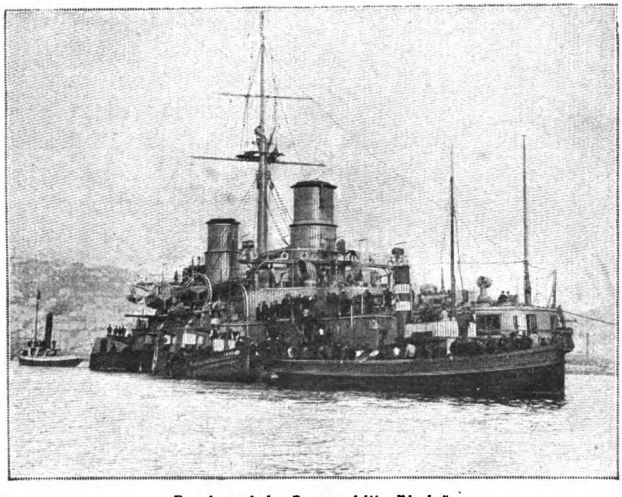
land; dieſe haben zuſammen 314,339 Quadratkilometer Flächeninhalt, Japan aber 417,412 Quadratkilometer. Was wollen freilich dieſe Größenverhältniſſe beſagen neben den 22,479,568 Quadratkilometer, die das ruſſiſche Reich umfaßt? Dieſe Überlegenheit Rußlands wird aber weſentlich abgeſchwächt, ſobald man die Ein-



Das japaniſche Panzerſchiff „Kasuga“.

wohnerſchaft in Betracht zieht. Das kleine Japan iſt ſehr viel dichter bewohnt als das große Rußland; Japan hat 44 Millionen Einwohner, während Rußland 129 Millionen zählt. In Japan kommen auf den Quadratkilometer 113 Einwohner, in Rußland nur 6. Da Rußland ferner zu einem großen Teil aus Eroberungen beſteht, die ſtreng militäriſch regiert werden, ſo kann es niemals ſeine ganze Armee und ſeine ganze Flotte gegen *einen* Feind in Aktion treten laſſen. So günſtig es auch für Rußland im jetzigen Kriege iſt,

daß es von seiten Deutschlands auf zuverlässige Neutralität rechnen darf, völlig von Truppen entblößen kann es Polen doch nicht. Die Völker des Kaukasus, die Nomadenstämme und die Gefangenenkolonien Sibiriens, die mittelasiatischen Grenzländer bedürfen andauernd der militärischen Überwachung. Mit diesen



Das japanische Panzerschiff „Nissin".

Verhältnissen hat Japan gerechnet, wobei es noch den zwischen Rußland und England in Bezug auf Tibet bestehenden Konflikt in besondere Rechnung ziehen konnte.

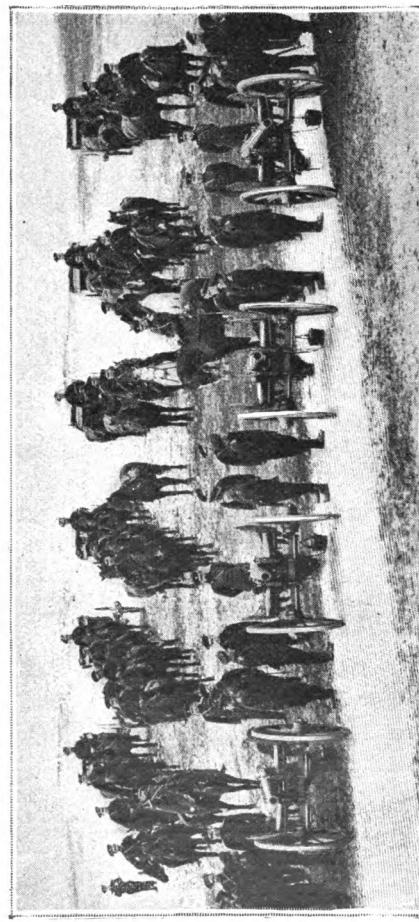
In der Tat hatte in der ersten Zeit des Krieges Rußland weder zu Wasser noch zu Lande den japanischen Kräften eine Übermacht entgegenzustellen. Japan verfügt über ein Heer von rund 200,000 Mann mit 7500 Offizieren, das durch die Reserven noch wesentlich verstärkt wird, sowie über eine Landwehr von 200,000 Mann. Bei Beginn des Krieges verfügte der „Vize-

König von Russisch-Ostasien" Admiral Alexejeff über eine für den Krieg verfügbare Truppenmacht von rund 150,000 Mann, welche freilich seitdem durch fortwährende Truppennachschübe aus Rußland eine täglich wachsende Verstärkung erfahren hat. Seine Besatzungen entlang der Mandschurischen Bahn und an der Grenze des eigentlichen China, der die Reichshauptstadt Peking so nahe liegt, kann Rußland freilich nicht schwächen, es muß sie vielmehr, namentlich im Süden, auch wesentlich verstärken.

Wichtiger aber in diesem Krieg sind die beiderseitigen Kräfte zur See. Japan ist ein Inselreich, Korea eine Halbinsel, die beiden Stützpunkte der russischen Kriegführung sind die beiden starkbefestigten Kriegshäfen Port Arthur, am Südende der Halbinsel Liaotung, und Wladiwostok in einer Bucht zwischen dem Nordrand von Korea und der Südspitze der russischen Küstenprovinz, die östlich von der russischen Amurprovinz und der nördlichen Mandschurei am Japanischen Meere sich hinstreckt. Während zwischen Port Arthur und dem Hafen Tschemulpo auf Korea, dessen Hauptstadt Söul etwas tiefer im Lande liegt, die Bai von Korea als Teil des Gelben Meeres sich ausdehnt, liegt Wladiwostok auf gleicher Höhe mit dem japanischen Meerkanal, der bei Hakodate die beiden Hauptinseln Japans, Jesso und Nippon, scheidet. Auf letzterer finden sich im Osten, am Stillen Ozean, Tokio und Yokohama, während die wichtige japanische Hafenstadt Nagasaki auf der Insel Kiuschiu, südlich von Korea, an der Straße von Korea liegt.

Bei Beginn des Krieges hatte Rußland in diesen Gewässern, vornehmlich in den Häfen von Port Arthur und Wladiwostok, 7 große Panzerschiffe, 4 Panzerkreuzer, 10 geschützte Kreuzer, 2 gepanzerte Kanonen-

boote, 5 ungepanzerte Kanonenboote, 2 ungeschützte Kreuzer, 20 Torpedoboote, 32 Torpedozerstörer. Die japanische Flotte, deren Schiffe zur größeren Hälfte ganz neu und mit den neuesten Vervollkommnungen des Geschützwesens ausgestattet sind, bestand aus 9 Panzerschiffen, 6 Panzerkreuzern, 17 geschützten Kreuzern, 3 ungeschützten Kreuzern, 70 Torpedobooten und 19 Torpedozerstörern. Die in Genua für 37 Millionen gekauften Panzer, welche die Namen „Kasuga" und „Nissin" erhielten, waren bereits unterwegs. Am 16. Februar erschienen sie in den Gewässern des Gelben Meeres.

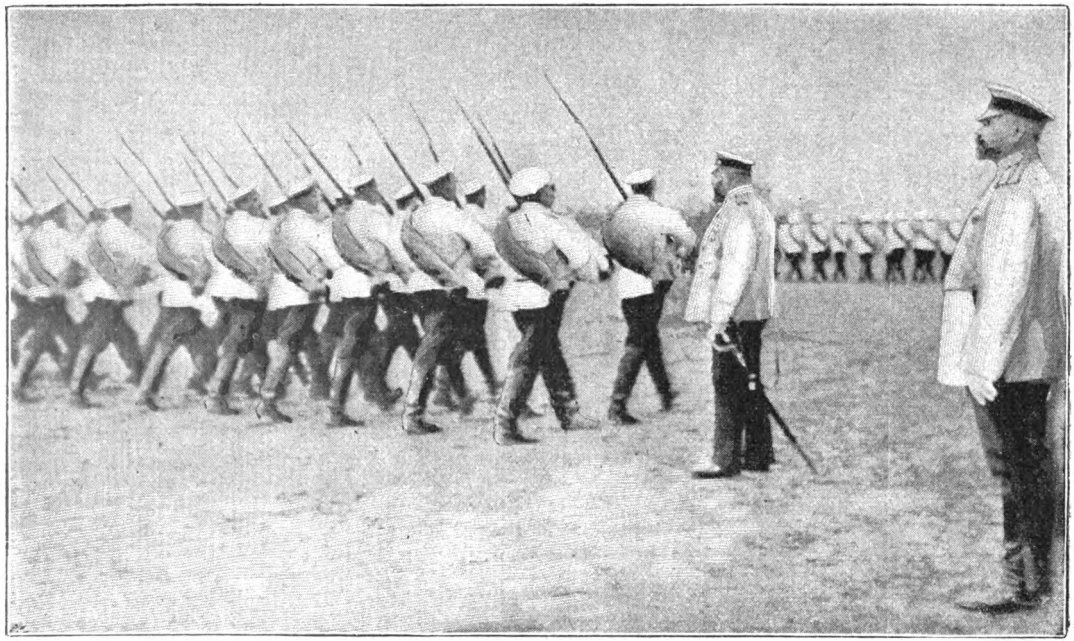


Russische Feldartillerie in Gefechtsstellung.

Die Anfänge des Krieges haben denn auch einen

rein maritimen Charakter getragen. Zwei Seetreffen haben ihn eröffnet, das vor Port Arthur und das vor Tschemulpo, die beide sehr günstig für Japan ausgefallen sind. Rußland ließ sich überraschen, weil der Statthalter Alexejeff die Abberufung des japanischen Gesandten in St. Petersburg, Kurino, offenbar nicht in ihrer ganzen Bedeutung erfaßte. Daß der Abbruch der Verhandlungen den Krieg bedeute, darüber ließ der Sinn der Erklärung, die Kurino dem Zaren überreichte, doch keinen Zweifel! Durch den nächtlichen Torpedoangriff der Japaner auf die russische Flotte vor Port Arthur wurden sogleich drei der besten russischen Schiffe für längere Zeit außer Gefecht gesetzt, denn die Verletzungen, die sie erhielten, erfordern größere Reparaturen. Das Seegefecht bei Tschemulpo brachte noch am selben Tage, am Vormittag des 9. Februar, Rußland um zwei weitere Schiffe, den Kreuzer „Warjag" und das Kanonenboot „Korejetz", und diese kamen zum Sinken.

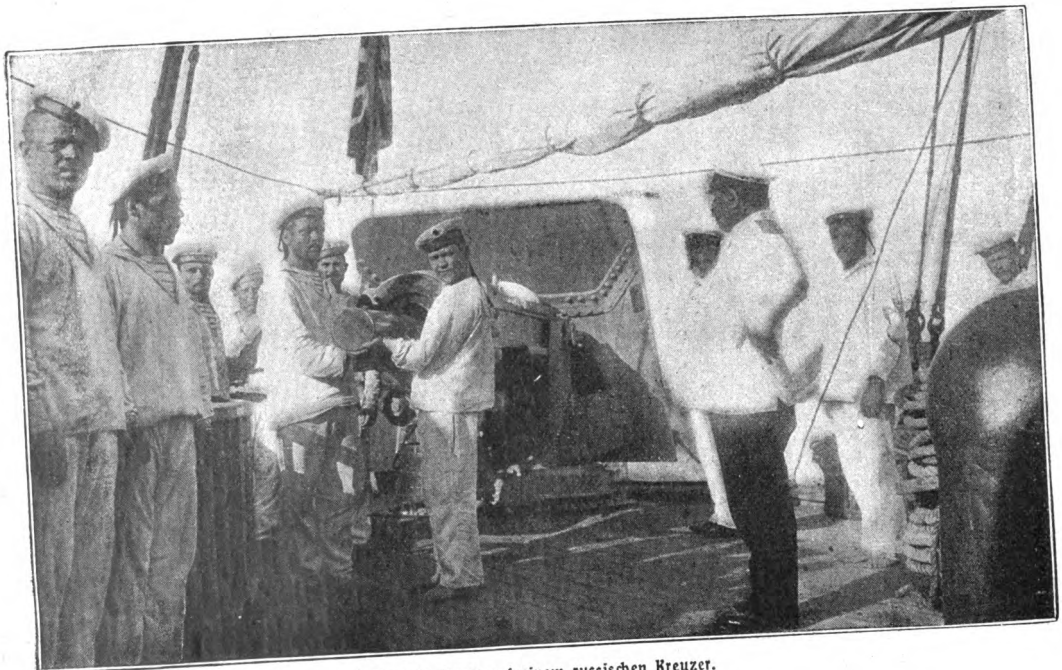
Durch diesen Sieg wurde den Japanern aber auch ein Erfolg zu Lande ermöglicht. Das Geschwader, das vor Tschemulpo mit den drei russischen Kriegsschiffen in Kampf geriet, geleitete drei Transportdampfer mit 2500 Mann japanischer Truppen, und diese wurden denn auch auf Korea sicher gelandet. Den weiteren Truppentransporten von Japan nach Korea stand, nachdem das russische Hauptgeschwader an den Hafen von Port Arthur gebunden war, während das aus Wladiwostok ausgelaufene in einen schweren Sturm geriet, der die Schiffe tagelang festhielt, nichts mehr im Wege. Offenbar hat Japan nach einem kühnen, aber wohlüberlegten und genau vorbereiteten Plane gehandelt, der für die strategische Begabung des japanischen Kriegsministers Teraoutschi spricht, dem als Marineminister Admiral Yamamoto zur Seite steht.



Der Statthalter Alexejeff besichtigt frischangekommene Truppen.

Daß der Statthalter Alexejeff seine Flotte in Port Arthur überraschen ließ, während er und die Besatzung zu Ehren der Gemahlin des Admirals Stark ein Fest begingen, wird diesem dauernd zum Nachteil gereichen. Admiral Alexejeff gilt für eine sehr energische Persönlichkeit, scheint aber mehr Diplomat als praktischer Seemann zu sein. 1875 begleitete er den Großfürsten Alexei Alexandrowitsch auf dessen Seereisen im Mittelländischen Meer und im Atlantischen Ozean. 1883 bis 1893 war er Marineattaché bei der russischen Botschaft in Paris. Während des japanisch-chinesischen Krieges befehligte er das Geschwader im Stillen Ozean. Seine große Geschicklichkeit im Verkehr mit der Diplomatie Ostasiens bewährte er bei der Besetzung von Port Arthur und Talienwan. Neuerdings wurde er dem russischen Marinegeneralstabschef attachiert, und seine Anstellung als „Vizekönig von Russisch-Ostasien" erfolgte schon unter dem Gesichtspunkt der Möglichkeit des Krieges mit Japan.

Port Arthur, das ihm freilich keine seiner Würde entsprechende Unterkunft bot, ist eine Seefestung allerersten Ranges. Zu diesem Rang wurde der Hafenplatz durch die Befestigungsanlagen erhoben, welche die chinesische Regierung unter Leitung des früheren preußischen Offiziers v. Hannecken ausführen ließ. Am 21. November 1894 gelang es den Japanern aber doch, durch einen kombinierten Land- und Seeangriff die Festung zu erobern. Inzwischen haben die Russen die alten zerstörten Befestigungen durch neue ersetzt, die ganz anders angelegt wurden. Es wurden auf der „Solotoi Gora" eine Reihe starker Werke so aufgeführt, daß sie sowohl die Stadt als auch das an der östlichen Hafeneinfahrt gelegene, für zehn bis zwölf Kriegsschiffe Raum bietende Bassin gegen einen feindlichen Angriff



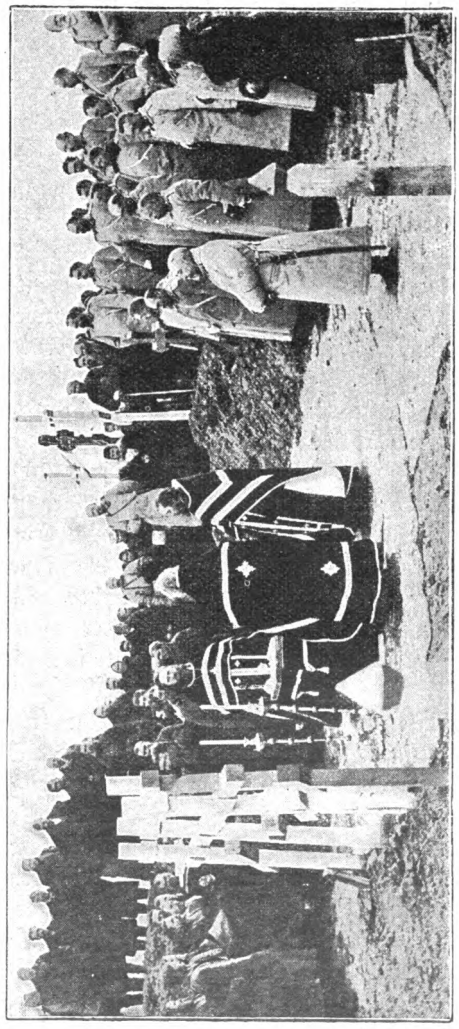
Geschützdienst auf einem russischen Kreuzer.

schützen. Diese Befestigungsanlagen, die heute nahezu, aber doch nicht ganz vollendet sind, umfassen in der Hauptsache drei große Forts, von denen das erste mit acht 32-Zentimeter- und sechs 15-Zentimetergeschützen, das zweite mit elf 32-Zentimeter- und achtundzwanzig 15-Zentimetergeschützen und das dritte mit zwölf 32-Zentimeter- und zweiundfünfzig 10-Zentimetergeschützen bestückt ist. Ferner ist in Port Arthur ein gewaltiges Trockendock für die Reparatur von Kriegsschiffen größter Art gebaut worden, und ein zweites Dock von noch größeren Dimensionen geht der Vollendung entgegen. Vor dem Ausbruch des Krieges wurden in Port Arthur große Verpflegungsvorräte aufgehäuft, und die Garnison, die im vorigen Jahre 14,000 Mann stark war, ist noch verstärkt worden. Der Hafen besteht aus dem geräumigen Westhafen und dem kleineren Osthafen, um den sich die überaus schmutzige und unwirtliche Stadt gruppiert. Mit dem Meere verbindet den Hafen ein Kanal von etwas über einen Kilometer Länge und einem Drittelkilometer Breite, dessen beide hügelige Ufer mit Forts bewehrt sind.

Während es ausgemacht ist, daß die notorische Friedensliebe des Zaren Nikolaus II. den Krieg mit Japan zu vermeiden bestrebt war, scheint der Kaiser von Japan die Begeisterung seines Volkes für den Krieg mit Rußland zu teilen. Es wäre falsch, aus den Gesichtszügen, die uns sein Bildnis erkennen läßt, auf sein Temperament schließen zu wollen, da in Japan die Kunst, seine Gefühle zu beherrschen und ihren Ausdruck zu verschleiern, allgemein geübt und gerade in den höchsten Gesellschaftskreisen wie am Kaiserhofe virtuos entwickelt ist. Daß Kaiser Mutsuhito sich mit Feuereifer für alle Einzelheiten der Vorbereitung des Krieges interessiert hat und jetzt an allen Bewegungen

des Heeres und der Flotte ebenſolchen Anteil nimmt, iſt vielfach verſichert worden.

Dies Intereſſe des Kaiſers, der am 3. November 1852 zur Welt kam und ſchon am 13. Februar 1867 auf den Thron der Mikados gelangte, iſt begreiflich genug, da der Ausfall des Krieges in den Augen ſeines Volkes auch entſcheiden wird, ob die völlige Umgeſtaltung des japaniſchen Staatsweſens nach eu-

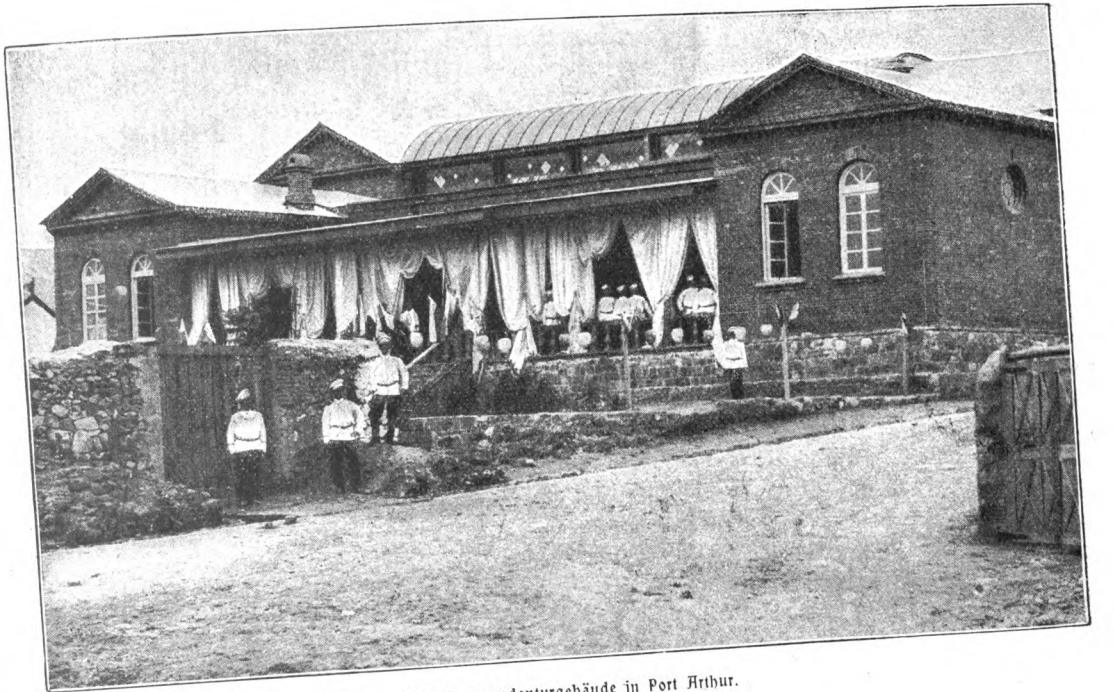


Begräbnis gefallener Russen an der koreanischen Grenze.

ropäischem Muster, die sich unter seiner Regierung vollzog, Bestand haben soll oder nicht. Vor Mutsuhitos Regierung war die Würde des Mikados die des geistlichen Oberhauptes der Japaner, während die Schogune oder kaiserlichen Statthalter die weltliche Herrschaft so gut wie ganz an sich gerissen hatten. Mutsuhito konnte 1867 beide Würden und Gewalten in seiner Person vereinigen. Im nächsten Jahre begannen schon die Reformen, und während die Fremden bis in die Fünfzigerjahre des 19. Jahrhunderts hinein von Japan abgesperrt waren, bis Amerika Wandel schaffte, berief man jetzt die Europäer ins Land, um auf allen möglichen Gebieten als Berater und Instruktoren zu wirken. Das alte Feudalsystem fiel, und Japan wurde ein bureaukratischer Beamtenstaat mit zentralisierter Regierung und monarchischer Spitze. 1890 erhielt es eine Repräsentativverfassung; am 29. November wurde das erste japanische Parlament feierlich eröffnet.

Natürlich gibt es in Japan große Parteien, die sich all diesen Reformen gegenüber teils skeptisch, teils feindselig verhalten haben. Der alte Haß gegen die Fremden war in diesen Volkskreisen nie zur Ruhe gekommen; der jetzige Zar, der als Thronfolger auf seiner Reise um die Welt nach Japan kam, wäre diesem Fremdenhaß beinahe zum Opfer gefallen. Die Eifersucht auf Rußland hat leider die Abneigung gegen die weiße Rasse neuerdings auch in den Volksschichten neu angefacht, die noch vor einem Jahrzehnt in der Nachahmung der europäischen Kultur ihren höchsten Stolz sahen. Nicht aus Übermut hat Kaiser Mutsuhito den Russen den Krieg erklärt, sondern als Vollstrecker des leidenschaftlich sich äußernden Willens seiner Nation.

Schon seit 1868 ist der Kaiser von Japan mit Haruko, der Tochter des zum Uradel Japans gehörigen



Das Kommandanturgebäude in Port Arthur.

Itſchiſcho Taduko, vermählt. Doch blieb dem Paare Kinderſegen verſagt. Die kaiſerlichen Prinzen und Prinzeſſinnen am Hof von Tokio ſtammen von den

Mutsuhito, Kaiſer von Japan.

Nebenfrauen des Mikado, deren Sprößlinge nach Landesſitte thronberechtigt ſind. Dem Throne am nächſten ſtehen die Kinder, die dem Kaiſer Janagiwara, ebenfalls eine Dame aus altadligem Geblüt, ſchenkte, vor allem der am 31. Auguſt 1879 geborene Kronprinz

Yoschhito Harunomiya. Das Leben des Kaisers ist nicht üppig und prunkvoll; er ist ernsten Charakters und fleißig. In der Wahl seiner obersten Ratgeber,

Haruko, Kaiserin von Japan.

der Ito, Yamagata u. s. w., hat er sich als einsichtsvollen, klugen Regenten bewährt. Von dem Betrag seiner Zivilliste, zwei Millionen Dollars jährlich, wird ein erheblicher Teil für Wohltätigkeitszwecke und patriotische Unternehmen verwandt. Den schnellen Ausbau

der japanischen Marine hat er durch das von ihm gegebene Beispiel persönlicher Opferwilligkeit gefördert.

Die Besetzung von Korea durch japanische Truppen hat nach den ersten siegreichen Vorstößen der Flotte schnelle Fortschritte gemacht. Außer in Tschemulpo wurden auch in Masampho, Fusan und anderen koreanischen Küstenpunkten japanische Truppen ohne Zwischenfall gelandet. Der Aufmarsch der Japaner vollzog sich teils nördlich von Söul, teils südlich von dem Grenzfluß Yalu, an welch letzterem die russischen Truppen verschiedene feste Stellungen einnahmen. Dagegen verlegte der Statthalter Alexejeff sein Hauptquartier nach Charbin, dem Knotenpunkt der Eisenbahnen in der nördlichen Mandschurei, und auch hier, sowie in der Nähe von Wladiwostok, vollzog sich eine starke Konzentration russischer Truppen.

Im Gipsverband.

Ein Nachtbild aus der Krankenstube. Von Joh. Stavi.

(Nachdruck verboten.)

Er erwachte mit einem jähen Ruck. Es war ihm, als habe ihn jemand beim Namen gerufen. „Erwin — Erwin Gebhardt!“ — Aber es war alles ſtill und dunkel um ihn her. Das einzige, was er hörte, war von der anderen Wand her, wo das Bett ſeiner Frau ſtand, deren leiſes Atmen, das einzige, was er ſah, das ſonderbar verſchobene Abbild des Schlafzimmerfenſters mit langgezogenen hellen Scheiben und dunklem Kreuz, das von dem Lichte der vor dem Hauſe brennenden Straßenlaterne an die Stubendecke gezeichnet wurde.

Er ſah ſtarr zu dieſem ſchemenhaften Fenſter hinauf, lauſchte geſpannt auf das leiſe Atmen und blieb auf dem Rücken liegen, ohne ſich zu rühren. Er konnte ja ſeine Lage auch gar nicht verändern, das erlaubte ſein verbundener Arm nicht, der ſchwer und ſtarr und wuchtig zu ſeiner Rechten lag, wie eine tote Laſt, wie eine ſteinerne Treppenſtufe etwa, an die er feſtgeſchmiedet war. Den Kopf hätte er allenfalls zur Seite drehen können. Aber das mochte er nicht. Er hatte das häß-

liche Gefühl, daß etwas auf ihn lauere, ein in der Finsternis kauerndes, unheimliches Scheusal, ein Gespenst, dessen grünlich flimmernden Glotzaugen er begegnen müsse, sowie er den Kopf wende und ins Dunkle sehe.

Er wußte sehr wohl, was sich seiner Phantasie in diesem unheimlichen Wesen verkörperte: der Fieberwahn, das Delirium. Es lauerte auf eine Lücke in seinen Gedanken, auf eine unbewachte Stelle, von der aus es Besitz ergreifen konnte von seinem Hirn und darin Verwirrung anrichten. Ein wenig hatte es schon Gewalt über ihn, woher sollte sonst die sonderbare Vorstellung von dem grünäugigen Gespenst kommen? Aber er wollte sich nicht unterkriegen lassen! Er haßte diesen Zustand so sehr, wenn die Gedanken durcheinander taumelten wie Trunkenbolde auf dem Heimwege vom Wirtshaus, und vor den schaudernden Augen allerlei gräßlicher Spuk auftauchte. Dann schrie er am Ende auch wieder auf wie neulich und weckte seine arme Frau. Nein, er wollte nicht phantasieren! Zusammennehmen wollte er sich. Wenn er seinen Geist beschäftigte, wenn er nachdachte, unermüdlich, scharf, logisch, dann fand der Fieberwahn keine Stelle, wo er sich einschleichen konnte.

Zunächst beschäftigte er sich mit der Frage, warum es so dunkel sei im Zimmer. War die kleine Ampel mit der rosafarbigen Tulpe ausgegangen oder ausgelöscht worden?

Ausgegangen war sie wohl nicht. Das Dienstmädchen hatte sie ja gestern erst mit Petroleum gefüllt und den Docht nachgesehen. Folglich war sie ausgelöscht worden. Von wem? Nun, von seiner Frau natürlich. Als sie ihn so fest schlafen sah, hatte sie wohl das Licht ausgedreht, damit ihn der Schein, so

sanft er war, nicht störe, und hatte sich, todmüde, wie sie war, in den Kleidern auf ihr Bett gelegt. Sie konnte sich das erlauben, die liebe, gute kleine Frau, denn sie durfte sich auf ihr selbst im Schlafe nicht ruhendes Pflichtgefühl verlassen. Sowie ihr Kranker sich nur regte, schnellte sie auch schon vom Lager empor. Das wußte sie.

Das süße Geschöpf! Und wie wenig verdiente er diese Aufopferung!

Eine große Träne drang heiß und feucht in Erwins Auge empor. Die gesunde Linke fuhr hastig danach, um sie noch im Hervorquellen zu zerdrücken. Er war unwillig über sich selbst, unwillig und erschrocken. Was fiel ihm denn ein, sich so aufzuregen? Das schwächte ihn ja, und dann phantasierte er sicher. Da ... da war es schon, das peinigende Durstgefühl, von dem er so genau wußte, daß es das anschleichende Fieber verkündete! Heiliger Gott, jetzt einen Schluck Limonade ... oder auch bloß gewöhnliches, kühles Wasser! Die Karaffe stand in Griffweite zu seiner Linken auf einem Tritt neben dem Bett, und das Glas stand daneben, das wußte er. Aber allein konnte er sich doch nicht eingießen, da er nur die Linke gebrauchen konnte und außerdem den Kopf nicht wenden durfte, des lauernden Dings wegen. Er hätte also seine Frau anrufen müssen. Und da wollte er sich schön hüten. Die Arme war vielleicht eben erst eingeschlafen. Nachdenken, den Geist anspannen, dann würde das Fieber vielleicht ferngehalten, und der Durst verlor sich wohl auch.

Aber nichts Aufregendes! Ja nicht. —

Wie spät mochte es wohl sein? Das war doch gewiß ein unverfängliches Problem.

Er horchte. Er war nun schon ein erfahrener

Kranker und kannte die Stimmen, die charakteristischen Geräusche der einzelnen Nachtzeiten. Fünf war's noch nicht. Um fünf wurde die Laterne vor dem Hause ausgelöscht, und das schiefgezogene Fenster an der Zimmerdecke verschwand. Eins war jedenfalls längst vorüber. Es war so still auf der Straße, und bis gegen eins war es da unten ziemlich lebhaft von bierselig und in lautem Gespräch heimwärts tappenden Zechern. Also eins durch und noch nicht fünf. Hm ... eine etwas lückenhafte Zeitbestimmung. Aber augenblicklich war nichts Näheres herauszubekommen. Man mußte eben warten, bis entweder die Uhren schlugen oder eines der Geräusche sich meldete, aus dem man so ungefähr die Nachtstunde bestimmen konnte. Gegen zwei kam der Wächter durch die Straße. Man kannte ihn an dem schweren Tritt, den ein leises Klirren von Schlüsseln begleitete. Um halb drei fuhr immer ein Wagen in scharfem Trabe am Hause vorbei, der ein eigentümlich helles, hartes Rasseln hatte, wohl ein Schlächterwagen oder eine Grünkramkarre, die nach der Markthalle fuhr, die Ware für den Tag zu holen. Kurz nach drei Uhr krähte irgendwo in der Ferne, wahrscheinlich im Hofe einer Sanitätsmolkerei, ein Hahn, der ungeübten Stimme nach ein ganz junges Tier.

Die Augen immer fest auf den Lichtschein an der Stubendecke gerichtet, lauschte und lauerte nun der Kranke. Aber nichts wollte sich regen, nichts, gar nichts. Es war wie verhext. Nein, als ob die Zeit still stünde. Dem Wartenden wurde die Stirne feucht von der ungeduldigen Anspannung aller Sinne.

Endlich, nach einer wahren Ewigkeit, hob nebenan im Speisezimmer die Uhr aus. Der Kranke hielt den Atem an vor Spannung. Jetzt schnurrte es endlich,

und dann ertönte die etwas heisere, gleichsam eingerostete metallene Stimme der alten englischen Uhr, und sie zählte die Stunden auf, gleichmütig, wie gelangweilt.

Sie tat das Geschäft ja auch schon seit über hundert Jahren.

Eins — zwei — drei — vier!

Vier Uhr also! Darum hatte man so endlos warten müssen. Die Stunde zwischen drei und vier war die stillste der ganzen Nacht.

Der Kranke fühlte auf einmal, daß seine Gedanken sich verwirren wollten, daß seine Sinne schwankten. Verzweifelt kämpfte er gegen die Schwäche an. Das dumme Warten hatte ihn offenbar zu sehr angestrengt. Denken! Denken! An etwas denken, was ihn lebhaft beschäftigte, ihn anregte.

Er wollte an seine Sünde denken, für die er hier lag und in Schmerzen büßte. Aber aufregen lassen wollte er sich nicht. Den Übermenschen wollte er zu spielen versuchen, der jenseits von Gut und Böse steht und die Reue nicht kennt; sich selber Herz und Sinn mit kühler, sicherer Ruhe prüfen wollte er, mit der Ruhe des Arztes, der einen ihm völlig fremden Kranken untersucht. — Hm ... eigentlich war wohl Baby die Schuld, das kleine Mädel, das der Klapperstorch neulich gebracht hatte. Oho — neulich? Das war bald ein Jahr, in drei Wochen hatte Baby Geburtstag. — Wie doch die Zeit verging! So lange schon unterwühlte dieser zerstörende Einfluß seine Ehe — — —

Jawohl, zerstörender Einfluß! Er liebte sein Kind, gewiß, aber er wußte vorläufig nichts anzufangen damit. Später, wenn die junge Seele sich regte und sich zu entfalten begann — das war was anderes. Aber er war nun einmal kein Säuglingsvater. Es gab Männer, die tagelang an dem Korbwagen stehen konn-

ten, in dem die Bescherung Herrn Adebars ruhte, und das häubchenumrahmte, wablige, ausdrucksarme kleine Gesicht mit freudeglänzenden Augen immerfort anstarren. Verzog sich das Gesichtchen in der Tiefe des Kinderwagens einmal, so wußte sich solcher Mustervater vor Entzücken nicht zu fassen. Er zog ein Bein hoch und rieb sich die Hände und kriegte feuchte Augen. Er hatte ja Babys erstes Lachen erhascht!

Solche Selbsttäuschung war nun nicht sein Fall. Er wußte ganz genau, daß Säuglingsgrimassen viel seltener das Erwachen der Seele als das Leibkneifen anzeigen, an dem die süßen kleinen Wesen so viel leiden. Ihm war der Kinderwagen eine ziemlich uninteressante Sache, die überdies, bei all der geradezu übertriebenen Pflege, die Baby genoß, nach saurer Milch und allerlei dumpfen, schwer zu erklärenden Gerüchen nicht eben anziehend duftete. Er hielt sich lieber an seine Frau als an das Kind. Er wollte bei ihr sitzen, bei seiner Elsie, und mit ihr plaudern, sie, wie früher, auf den Knieen schaukeln, in ihrem weichen, goldigen Haare wühlen, sie küssen und herzen.

Damit fand er nun bei Elsie so gar keine Gegenliebe. Sie lächelte ihn so sonderbar an, zärtlich-dankbar-zerstreut, wenn er zu ihr kam, und redete von Baby. „Du Lieber! — Aber horch, weint Baby nicht?“ — „Baby muß jetzt seine Mahlzeit haben.“ — „Ich bin so besorgt um das Kind, es zieht seit gestern so oft die Beinchen an den Leib.“

Es war mit der hübschen jungen Frau einfach nichts mehr anzufangen. Sie liebte ihren Mann, ihren schönen, berühmten Erwin, immer noch, sicherlich, jetzt erst recht, aber von Baby war sie geradezu besessen. Und die Besessenheit ließ der Liebe keine Zeit, zum Vorschein zu kommen und sich zu betätigen.

Das Hauptübel war, daß Elsie ihr Kleines so ganz und gar selber pflegte. Das war doch eigentlich Unfug, Mode der Großmutters Zeiten. Wozu gab es denn so unzählige Kinderfrauen in Berlin, die doch alle Stellung finden und leben wollten? Und Ammen. Hm ... solche Person war freilich nicht immer eine angenehme Hausgenossin, anspruchsvoll und frech. Aber es gab ja so schöne Erfindungen! Soxhlet, Nestle, Mellin, Kufeke und wie sie alle hießen. In der Hand einer erfahrenen älteren Kinderfrau leisteten die geradezu Märchenhaftes im Aufpäppeln rosiger, kräftig gedeihender Kinder. Und die Eltern wurden dabei so wenig belästigt. Elsie aber wollte von „älteren erfahrenen Personen" nichts wissen und von Surrogaten erst recht nichts. Von denen behauptete sie, sie wären geradezu ungesund. So tat sie alles allein, spielte Babys Sklavin und entfremdete sich dem Gatten. Denn — alles mit Maßen. Eine junge Mutter, die ihr Kind am Busen wiegt, gab gewiß ein entzückendes Bild. Wenn die Mutter so reine, sanfte Züge hatte wie Elsie, und so goldiges, seidenweiches, ein wenig gekräuseltes Haar, und ein Sonnenstrahl streifte gerade ihren Scheitel und wob, in dem goldigen Haar flirrend, eine Art Heiligenschein darum, dann konnte das Bild einen geradezu madonnenhaften Eindruck machen.

Wer aber mochte ein Heiligenbild, und wenn es das schönste wäre, immerzu ansehen, den ganzen Tag?

Er konnte das jedenfalls nicht. Er nahm sachte wieder seine Junggesellengewohnheiten an. Erst suchte er die alten Stammtische öfter und öfter auf, zechte, schwatzte sich in Gesprächen über Kunst, Politik und Philosophie fest und versuchte seine früheren Skatkünste aufs neue; bald besuchte er auch Gesellschaften ohne seine Frau. Die Freunde preßten ihn ja dazu. Man

riß sich allenthalben um ihn, und wer ihn mitbrachte, war eines holdseligen Dankeslächelns der Hausfrau gewiß. Wurde er in den Gesellschaften nach seiner Frau gefragt, so versicherte er mit dem strahlenden Lächeln eines glücklichen Gatten und Vaters: „Meine Frau ist ganz Mutter. Sie hat das Ausgehen verschworen, bis Baby achtzehn Monate alt ist.“ Und dann stürzte er sich in ein angeregtes Gespräch mit irgend einer reizenden Nachbarin, um sich von dem Übermaß seines Glückes zu erholen.

Das war wohl der Anfang gewesen, dieses Behagen am Umgang mit fremden, hübschen, meistens sehr gefallsüchtigen Weibern. Jetzt sah er's ein, auf dem Krankenlager, in der Stille der Nacht. Damals aber, im Glanze des elektrischen Lichts, unter dem Rauschen der seidenen Roben, dem feinen Klingen der Sektgläser, dem vielstimmigen Plaudern und Lachen taumelte er seinem Schicksal arglos und ahnungslos entgegen.

Das Schicksal hieß Frau Rechtsanwalt Steinert.

Er hatte das sonderbare Paar schon früher oberflächlich gekannt, die schöne Frau mit dem stolzen Wuchs und den kleinen, rundlichen, komischen Mann, dem die Glatze rückwärts unter dem Rande des Zylinderhuts schalkhaft hervorsah, als spiele sie das Kinderspiel „Guck-guck — da-da“, und dessen Augen unter den buschigen Brauen beständig wütend hervorstarrten. Der Herr Rechtsanwalt sah durch diesen Blick beständig aus, als laufe er herum und suche einen, den er zum Duell fordern könne. Es hieß übrigens von ihm, er sei ein richtiger Othello, und von ihr, sie gebe seiner Eifersucht reichlichen Grund und Nahrung.

Vor etwa vier Wochen, bei einem Souper, das Kommerzienrat Sieber anläßlich des Geburtstages seiner

Frau gab, war Erwin Gebhardt diesen Leuten wieder begegnet. Frau Steinert war sogar seine Tischdame, und er machte die Entdeckung, daß die Frau Rechtsanwalt wirklich ein süperbes Weib war. Wie er im Laufe des Tischgesprächs erfuhr, hatte auch sie ein Kindchen zu Hause, sogar ein noch jüngeres, als sein Baby war. Aber zur Gluckhenne war sie darum nicht geworden. Im Gegenteil, sie schien jetzt schöner und lebenslustiger als früher. An dem Kleinen zu Hause taten Soxhletapparat und die „ältere erfahrene Person" ihr Bestes, und die Mutter strahlte auf Festen und genoß ihr Leben.

Ihrem berühmten Tischherrn kam die schöne Frau an jenem Abende auf die schmeichelhafteste Weise entgegen. Sie erzählte ihm, daß sie alle seine Klavierkompositionen zu zwei und vier Händen besitze und die Sachen leidenschaftlich gern spiele. Sie erkundigte sich, ob das Gerücht, er schreibe jetzt eine Oper, die Wahrheit melde, und schürzte, als er verneinte, die stolz geschwungenen roten Lippen so schmollend, als sei sie in einer lieben persönlichen Hoffnung enttäuscht worden. Und während ihr Mund so verbindlich und verehrungsvoll lächelte und dazu von der Kunst sprach, von der Kunst im allgemeinen und von Erwin Gebhardts Kunst im besonderen, redeten ihre heißen, dunklen, lockenden Augen von ... von etwas anderem.

Erwin Gebhardt war noch immer arglos und ahnungslos. Die Nähe der schönen Frau, die deutlich fühlbare Sympathie, die sie ihm entgegenbrachte, wirkte auf ihn wie eine laue, linde, parfümierte Flut, die ihn wohlig umspülte. Er plätscherte behaglich in dieser Wonne, ohne sich klar darüber zu werden, daß er an einem gefährlichen Anfang stand, der sehr leicht zu einem bösen Ende führen konnte. Er war eben achtund-

zwanzig Jahre alt und Künstler. Solchen Leuten ist Frauenschönheit die liebste Augenweide, silbernes Frauenlachen die lieblichste Musik.

Aus jener Gesellschaft kam Gebhardt in der behaglichsten Stimmung nach Hause. Er fühlte sich so ausgefüllt, so von innen heraus durchwärmt, fast wie in seiner Bräutigamszeit. Er empfand es kaum mehr, daß seine Frau ihn so vernachlässigte, er hatte ja seinen Flirt.

Flirt! Ein wunderliches Wort für eine wunderliche Sache. —

Der Kranke unterbrach seine Selbstschau, um über eine Definition dieser wunderlichen Sache nachzusinnen. Flirt — das war ja wohl so eine Art seelischer Jongleurkunst, eine Kunst, mit haarscharf schneidenden Schwertern und glühenden Kohlen recht elegant Fangball zu spielen, ohne sich zu verwunden, ohne sich zu versengen. Man traf die stille Verabredung, nichts ernst zu nehmen, und spielte Liebe. Die Leidenschaft wurde in Scherzen und Selbstironie gleichsam frappiert wie der Champagner im Eis. Die verwegensten Schmeicheleien wurden gewagt, aber immer in einer spielerischen, geistreich glitzernden Form, die dem anderen erlaubte, alles für Scherz zu nehmen ... oder so zu tun, als nähme er's dafür.

Sie trafen sich nun öfter und öfter in befreundeten Häusern, Erwin Gebhardt und Frau Rechtsanwalt Steinert, und wenn sie sich trafen, flirteten sie. Ihm ging's allmählich mit dieser künstlich abgekühlten Liebe wie mit dem auf Eis gesetzten Champagner. Während man das Zeug schlürfte, kühlte es so schön, und hinterher machte es einem so heiß!

Bald tauchte das schöne Sirenengesicht der Frau Steinert vor Erwin Gebhardt allenthalben auf, während

er mit seiner Elsie redete, über Baby natürlich, auf einsamen Spaziergängen im Tiergarten, sogar am Schreibtisch, mitten in der heißesten Arbeit. Jetzt eben hatte er's wieder vor sich. Neigte sie sich nicht da oben aus dem hellen Fenster an der Stubendecke und sah auf ihn hernieder mit rätselhaftem Blick, ein übermütiges Lächeln um die vollen Lippen? —

Es kam, wie's kommen mußte. Scheinbar ganz absichtslos verriet die schöne Frau ihrem Courmacher eines Abends, daß sie den nächsten Nachmittag Einkäufe machen wolle und danach bei Telschow am Potsdamer Platz eine Tasse Kaffee trinken werde, so zwischen drei und vier. Natürlich war Erwin ganz zufällig um die nämliche Zeit in der Konditorei. Man traf sich, begrüßte sich, tat sehr erstaunt ... und die Augen sagten sehr beredt das Gegenteil von dem, was die Lippen sprachen.

Gebhardt begleitete die Frau Rechtsanwalt auf ihren weiteren Gängen; das verstand sich ja von selber. Als alles besorgt war, war man wieder einer Erfrischung bedürftig.

„Wie wär's, gnädige Frau, mit ein paar Austern und einem Glase Sekt?"

Die gnädige Frau zögerte erst, dann machte ihr der Einfall Spaß. Man trat, nachdem man sich vorsichtig nach allen Seiten umgesehen hatte, in eine jener Weinstuben, in deren lauschigen, durch dicke Vorhänge gegen fremde Blicke verhüllten Nischen es sich zu zweien so kosig sitzt. Die köstlichen Schaltiere schmeckten so gut, der Champagner war so kalt und machte so heiß ...

Ein flüchtiger, streifender Kuß — —

Da wallte der rote Vorhang stürmisch und wurde zur Seite gerissen. Herr Steinert stand da, den unvermeidlichen Zylinder auf der Glatze, und starrte

wütender als je unter den buschigen Brauen hervor. Hinter ihm verlegene und neugierige Kellnergesichter. Im nächsten Augenblick riß der kleine dicke Herr seine wie erstarrt dasitzende Frau mit brutalem Griff von ihrem Stuhle empor, während er Gebhardt anfauchte: „Sie werden mir das büßen!“

Dann verschwanden die beiden.

Nun kamen die feierlichen Besuche sehr korrekt blickender Herren im schwarzen Rock, Elsies erstaunte, traurige, angstvolle Blicke, die dann, als die Ärmste offenbar irgendwie erfahren hatte, um was es sich handelte, auf einmal kalt und starr und in sich gekehrt waren. Das Ende war die Fahrt hinaus ins Freie, in den Grunewald. Draußen wieder die schwarz gekleideten, wichtig blickenden Herren, allerlei steife, unheimliche und dabei doch mit einem leisen Anhauch von Lächerlichkeit behaftete Zeremonien, und schließlich stand Gebhardt mit hinaufgeschlagenem Frackkragen da, in Seitwärtsstellung, die rechte Schulter nach vorne, hatte eine Pistole in der Hand und sollte auf den wütend blickenden dicken kleinen Rechtsanwalt schießen, der in fünfzehn Schritten Entfernung in der nämlichen verrenkten Stellung Posto gefaßt, auch eine Pistole in der Hand hatte und zum Dank für das Hinschießen herschießen wollte.

Die Schüsse krachten. Erwin fühlte einen Schlag auf den rechten Oberarm wie von einem schweren Knüttel, gleich darauf einen wütenden Schmerz. Durch den blauen Rauch sah er noch, daß sein Gegner drüben offenbar unverletzt auf den Beinen stand, dann fingen die seinigen an zu wanken. Er brach zusammen.

Der Arm war zerschossen. Ob der jemals wieder so heil wurde, daß Erwin Klavier spielen konnte? Sicher nicht. Er blieb wohl steif. . . .

Dem Kranken traten die Tränen in die Augen bei diesem Gedanken. Bald flossen sie nicht um den zerschmetterten Arm allein. Elsie! Er liebte sie so unendlich, trotz jener frevelhaften Dummheit, und er hatte sie verloren, ohne Gnade verloren. Er kannte sie ja so genau. Sie pflegte ihn jetzt wie eine barmherzige Schwester, weil ihr Pflichtgefühl ihr nicht gestattete, ihn auf dem Krankenlager zu verlassen, aber verziehen hatte sie ihm den schmählichen Treubruch nicht. Nie würde sie das tun. Sowie er außer Gefahr war, fand er eines Morgens einen Zettel auf seiner Bettdecke: „Ich bin mit Baby zu meinen Eltern gefahren. Das weitere durch den Justizrat. Adieu."

Der Kranke biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten, um nicht laut aufzuschreien in seinem wütenden, herzzerfleischenden Weh. Alles verloren, alles, alles! Sein geliebtes Weib, sein Kind, seine vergötterte, angebetete Kunst, die Achtung aller guten Menschen. Alles verscherzt, verspielt, in die Gosse geworfen. Und wofür? Für ein blödsinniges Getändel mit einem herzlosen und charakterlosen Weibe, für ein Nippen an einem parfümierten Giftkelch.

Erwins Brust flog keuchend, auf seiner Stirn perlte kalter Schweiß, seine Zähne klapperten leise aufeinander.

Da hob die Uhr im Nebenzimmer wieder aus, schnurrte langgedehnt wie eine schläfrige metallene Katze und schlug.

Mechanisch zählte er mit: eins — zwei — drei — vier — fünf! Als der letzte Schlag verhallt war, verschwand plötzlich das helle Fenster an der Decke. Fahles, dunkes Grau erfüllte das Zimmer. Oben, gegen die Decke zu war es fast schwarze Finsternis, unten helle Dämmerung.

Der Kranke fühlte sich auf einmal beruhigt, ruhig

und müde, so müde! Ihm war, als wäre dieses fahle, düstere, kalte Grau nicht bloß draußen vor seinen Augen, sondern auch in ihm, in seinem Kopfe, in seinem Herzen und hätte die Gedanken und die Erinnerungsbilder verschluckt, die eben noch so lebendig gewesen waren und ihn so gequält hatten. Nun dachte er nichts mehr und fühlte nichts mehr. Stumpfsinnig lag er da, starrte auf die Wand, an welcher der helle Stein langsam höher kroch, und ließ die Tränen von seinen Wimpern und Wangen trocknen, zu träge und apathisch, sie wegzuwischen.

Und der hellgraue Schein stieg höher und höher. Jetzt hatte er die Decke erreicht. Das ganze Zimmer war von kühlem, farblosem Zwielicht erfüllt. Und dann strömte es auf einmal rot herein, sieghaft, jubelnd, lodernd, als stünde draußen am Himmel eine ungeheure purpurne Rose in hellen Flammen und würfe ihren Glutschein ins Krankenzimmer: das Morgenrot.

Erwin zuckte zusammen wie ein Erwachender, und er hatte doch gar nicht geschlafen. Mit seinem Gesichte ging eine merkwürdige Veränderung vor sich. Erst sah er eine Weile mit großen, erstaunten Augen vor sich hin, dann glitt ein unendlich glückseliges Lächeln über sein blasses Gesicht.

Er wandte den Kopf zur Seite. Da leuchtete das Goldhaar seiner Frau zu ihm herüber, wie der Kopf eines schlafenden Engels ruhte ihr Haupt auf dem schneeigen Kissen. Sie war völlig angezogen. Das weißwollene, ein wenig phantastisch geschnittene Hauskleid hatte sie an, in dem er sie so gerne sah. Er konnte nicht an sich halten, so sehr ihr Schlaf ihm leid tat. Zärtlich rief er: „Elsie!"

Sie fuhr empor, stand im nächsten Augenblick schon an seinem Bette und neigte sich mit zärtlichem Blick über ihn. „Du Lieber — wie geht dir's?"

„Gut, meine Elsie ... jetzt gut!"

Sie beugte sich tiefer herab, wohl um ihn zu küssen. Aber ehe ihre Lippen die seinen berührt hatten, richtete sie sich rasch wieder empor. Ein entzücktes Lächeln auf den weichen Zügen, lauschte sie ins Nebenzimmer hinüber. Da horchte auch er. Sie hatte recht, die junge Mutter. Es regte sich drüben. Erst ein leises, gurrendes Lallen, an das traumhafte Zwitschern eines Geleges junger, eben ausgekrochener Vögel im Nest erinnernd, dann ein heller Schrei. Das war aber kein kreischender Protest gegen irgend ein Mißbehagen. Eher klang's wie ein Jauchzen und zugleich wie ein Lockruf.

„Baby ist wach!" jubelte Elsie. „Es ruft Mama! — Es will Papa auch guten Morgen sagen."

Wie der Wind flog sie davon. Gleich darauf war sie wieder da, das Kind auf dem Arm. Das war eine richtige kleine Putte. Ein süßes rundes Gesichtchen mit schlafroten Backen und großen runden Blauaugen, die zappeligen Ärmchen und Beinchen rosig und kosig, rund und prall.

„Guten Morgen, Papa!" rief Elsie mit hoher Stimme und hielt das Kind dem Kranken hin. Das Kleine krähte vor Vergnügen und zauste mit beiden Patschhänden in Gebhardts dunklen, jetzt freilich ein wenig verwirrten Künstlerlocken. Er schloß die Augen und ließ sich's wohlig gefallen.

Indessen hatte Frau Elsie das Gesicht ihres Gatten im immer heller werdenden Morgenlicht prüfend angesehen. Jetzt rief sie erschrocken aus: „Heiliger Gott, Erwin — mir scheint, du hast geweint?"

Er öffnete die Augen wieder und sah lächelnd zu ihr auf, tief in ihre besorgten Augen. „Ich? Das könnte höchstens im Schlafe gewesen sein," log er.

Was sollte er ihr sagen? Sollte er ihr gestehen, daß er jetzt nur darum so überglücklich war, weil er doch deliriert hatte, trotz seines standhaften Ankämpfens gegen die Sinnesverwirrung? Bis zu dem Rendezvous bei Telschow waren seine Gedanken bei der Wahrheit geblieben. Dann waren sie unmerklich zu fieberischen Wahnvorstellungen geworden und hatten ihm vorgegaukelt, was alles hätte kommen können und müssen, hätte ihn nicht, als er eben hastig den Potsdamer Platz überquerte, eine Frau Steinert in der Konditorei aufzusuchen, eine Droschke niedergestoßen und ihm den Arm entzwei gefahren, der jetzt im Gipsverband lag. Wozu dem in seiner Liebe seligen jungen Weibe sagen, auf welchen Abgrund ihr Erwin, ihr Gatte, der Vater ihres Kindes losgetaumelt war? Wozu ihr sagen, daß sie den rücksichtslosen Kutscher jener Droschke segnen mußte, statt ihn zu verwünschen, weil er durch sein brutales Drauflosfahren quer über den menschenwimmelnden Platz von ihr und ihrem Kinde, von ihrem Manne selber unermeßliches Unglück abgewendet hatte? Solches Geständnis hätte in ihre lieben blauen Augen Tränen gelockt, das schöne Vertrauen in ihrem Herzen für immer vergiftet.

Erwin Gebhardt legte lieber schweigend die gesunde Linke auf das zart behaarte Köpfchen seiner kleinen Tochter und schwor sich selber einen stillen, großen, feierlichen Eid. Dann zog er, den Arm um Elsies Taille schlingend, Mutter und Kind an sein Herz und küßte beide zärtlich wieder und wieder.

— — — — — — — — — — — —

Die Freunde des berühmten jungen Komponisten Erwin Gebhardt bekamen allen Anlaß, über den Mann den Kopf zu schütteln. Er ließ den Droschkenkutscher, der ihn, wie man ganz genau wußte, aus grober Fahr-

läſſigkeit überfahren hatte, durch ſeinen eigenen Rechtsanwalt vor Gericht verteidigen und ſagte ſelber ſo günſtig für den Mann aus, daß er bloß zu einer Geldſtrafe verurteilt wurde, die Gebhardt dann noch für ihn bezahlte.

Als ſein Arm wieder völlig heil war, ging der wunderliche Menſch nur ganz ſelten aus. Den halben Tag ſaß er am Klavier, phantaſierte und komponierte, die anderen Stunden brachte er im Kinderzimmer zu, hockte mit ausgebreiteten Armen auf dem linoleumbedeckten Boden und brachte ſeinem Töchterchen das Laufen bei.

Das tat Erwin Gebhardt, der ſo wenig „kinderlieb" war. So lebte der Salonmenſch, der vor kurzem noch jeden Abend den Frack anhatte und der pikanten Frau Steinert ſo nachdrücklich den Hof machte!

Man kam ſchließlich dahin überein, daß dieſe Künſtler eben ein verrücktes Volk ſeien, bei dem man ſich über die tollſten Einfälle und die plötzlichſten Sinnesänderungen nicht wundern dürfe.

Aus der Silvretta
und den Lechtaler Alpen.

Alpine Wanderskizzen von Isolde Weisser.

Mit 4 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

1. Piz Buin.

Du zauberisch hehre Gebirgsnatur!
O könnt' ich dich schildern so sonnig hell,
So frisch wie der sprudelnde Silberquell!
Erstarke, mein Geist an des Lichts Azur!

Wie lockend ist sie, die weiße, firnumgürtete Silvretta, mit ihren blauschimmernden Eisbrüchen, den dunklen, ins Äthermeer ragenden Felsenhäuptern! Als ich sie zum ersten Male erblickte von der nahen Heimspitze aus, da zog es mich gar mächtig zu ihr hin, und der Wunsch ließ mich nicht los, von einem ihrer stolzen Riesen herab einen Blick in die innersten Heiligtümer ihrer Eispaläste zu werfen. Ich dachte nicht daran, daß hierzu mehr gehört als guter Wille, und an einem glänzenden Septembertag wanderte ich durch das schöne, heitere Montavonertal an der schäumenden Ill empor, ihrem Ursprung entgegen. Gleich dem Bach, der sich von der Heimat des ewigen Eises weg nach dem Tal des Lebens sehnt, so hatte es mich aus dem Gewühl der Stadt getrieben, der dumpfen Luft

zu entrinnen, und selbst das lieblich gebettete Örtchen Gaschurn vermochte nicht, meine Schritte zu hemmen, rastlos ging ich weiter im glühenden Sonnenbrand. Bald war Parthenen erreicht, dessen ernste, dunkle Felsumrahmung mich mächtig ergriff — aber da, wo die Ill schäumend und donnernd die „Cardatscha" durchbricht, wo ihre silberhellen Fluten das einsame Hochtal Groß-Vermunt durcheilen, dahin zog es mich, dorthin führte mein Weg. Im Schatten einer riesigen Tanne ließ ich mich nieder zu kurzer Rast und fühlte erst jetzt, wie müde, wie erschöpft ich war. Nachdem ich mich ein wenig gestärkt und erholt hatte, ging ich weiter und befand mich bald auf hoher Felsplatte, bei der sogenannten „Hölle", dem Wasserfall.

Mit tobendem Gebrüll wirft die Ill sich über die Klippen, schäumt hinab in den grauen, abgrundtiefen Felsenschlund — es brodelt und zischt im engen Kessel, und hoch fliegt der weiße Gischt empor. Ein Wasserschwall verdrängt den anderen, stößt ihn weg. Jetzt flammte es da unten plötzlich auf im glühendsten Farbenspiel — die Sonne zauberte Regenbogen in das schaumige Naß, es sprühte darin, als würfe die Flut Smaragden, Topase und Rubinen empor. Noch etliche Male wiederholte sich das wundersame Schauspiel, dann ward es fahl und grau in dem mächtigen Schlund, zischend schlug die Flut gegen die Felsen, überstürzte, fing sich und jagte zu Tal.

Den Lauf eines Flusses zu verfolgen, hat für mich immer einen besonderen Reiz. Wie gemahnt der Bergbach, der sich mutig allen Hindernissen entgegenwirft, an das Menschenschicksal! Voll Jugendlust und Siegesfreude schäumt die kristallklare Flut über die Felsen, ihren Lauf zu vollbringen, träge und langsam und oftmals getrübt fließt sie weiter und weiter, durch Täler

und Länder, um sich zuletzt als ein unbedeutendes Etwas im großen Weltmeer zu verlieren.

Es jauchzet die Welle, hochflieget ihr Schaum!
Es brauset und sauset der Wildbach dahin,
Er will wie der Sturmwind zum Ozean fliehn —
Wie blitzet der Wasser demantener Saum! —
Der Hochwald, er schüttelt sein Haupt wie im Traum —
Den eiligen Wandrer er sinnend belauscht!
Die Tanne muß wurzeln im felsigen Grund,
Der Stein ist ihr Wiege, das Grab ihr zur Stund'!
Ob's endlos so bleibt, ob die Rolle man tauscht?
O Dasein, wärst du gleich der Welle verrauscht! —

Oberhalb des Wasserfalls tritt ein überwältigendes Bild vor unsere Sinne. Der Groß-Litzner, die wildeste Felsgestalt der Silvretta, erhebt sich urplötzlich im Hintergrund. Blitzendes Eis umschließt seine starren Wände, sowie das benachbarte Groß-Seehorn. Ich vermochte das Auge nicht abzuwenden von dem Königsglanze des Firns. Der weiße Schmuck verleiht dem Gebirge doch den höchsten Zauber, und dieses Bild hier ist doppelt ergreifend, weil es sich so plötzlich, unerwartet erschließt und weil man zugleich dunkle Tannen und grünes Weideland sieht, während das Schneegebirge den Abschluß bildet. Es erschien mir wie ein Reich der Ideale, unerreichbar und unbetretbar, als müßte es zergehen wie Schaum, und gerade darum so lockend, Sehnsucht erweckend.

Es war ziemlich spät, als ich mein Ziel für heute, das Madlenerhaus, erreichte. Ein wunderbar schöner Abend brach herein, so klar, wie er zur Sommerszeit kaum zu beobachten sein dürfte. Scharfgezeichnet hoben sich die kühnen Felspyramiden, Zacken und Hörner der Umgebung vom tiefen Abendhimmel ab; er schmückte die starren Riesen mit seinen wärmsten Farben und

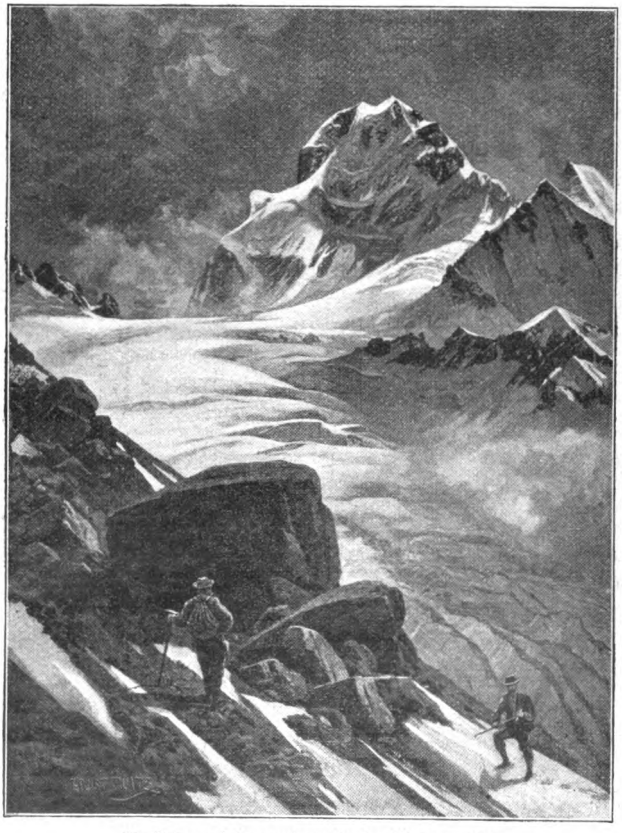
bald mit den kalten, bleichen Lichtern von Tausenden und Abertausenden von Sternen und dem milden Glanz des Vollmonds, der feierlich seine Bahn durch das Firmament beschrieb, da und dort ein kleines Schneefeld taghell erleuchtete, andere Riesen aus rabenschwarzer Nacht gespenstisch emporstarren ließ.

In der Nacht gab es eine Störung. Ein junger Mensch, der sich in der Nähe des Wasserfalls verstiegen hatte, rief um Hilfe, er war lange umhergeirrt und zuletzt in die Ill gefallen; in sehr erschöpftem Zustand wurde er vom Wirt, nicht weit von der Hütte entfernt, aufgefunden. Es dauerte etwas lange, bis die Ruhe wiederhergestellt war. Ich konnte nicht schlafen. Waren es die Gedanken an den Hilflosen, oder war ich zu sehr erschöpft? In etwas gedrückter Stimmung traf mich der hereinbrechende Morgen.

Die Aussicht von der nahen Bieler Höhe erlöste mich von dem Druck, der auf mir gelastet. Der Blick auf den Vermuntferner und das firnbeglänzte Silvrettahorn war herzbefreiend. Links starrte das Hohe Rad in steilabfallenden Wänden empor, auch der Bieltalferner und -spitze zeigten sich, Gletscherluft wehte von allen Seiten, Firnglanz lockte ringsumher. Ich nahm den Weg zur Wiesbadener Hütte (2500 Meter). Bequem und breit gebaut führt er in sanfter Steigung hoch über dem versumpften Ochsental näher und näher an den sich immer herrlicher entfaltenden Vermuntferner heran. Tief unten bricht die Ill aus einem Gletschertor ans Licht des Tages hervor; als milchige, trübe Flut zieht sie gemächlich dahin, erst später klärt sie sich und zeigt sich als wildes, ungebändigtes Kind des Hochgebirgs.

Endlich erblickt man auch den Beherrscher des riesigen Eispalastes, den massigen, aber jäh und finster

niederſchauenden Piz Buin. Ich hatte eigentlich das Hohe Rad erſteigen wollen, aber es erſchien mir jetzt



Piz Buin und Vermuntpass in der Silvrettagruppe.

ſo unbedeutend. Auf zum Piz Buin! rief es in mir. Dieſer firngepanzerte Rieſe war für mich ein Magnet, ihn zu erſteigen war längſt mein Wunſch geweſen, das

Wetter war jetzt so schön, und der Gedanke, mit dem Piz Buin den Anfang zu machen, gleich frisch ins Zeug zu gehen, erschien mir herrlich. Ich wußte zudem, daß Ignaz Lorenz, der berühmte Bergführer der Silvrettagruppe, zur Zeit als Wirt auf der Wiesbadener Hütte weilte, und mit beflügelten Schritten eilte ich weiter.

Ich kam an eine Wegtafel, der schwarze Pfeil deutet links empor: „Zum Hohen Rad!“ — und der Faden eines Zickzackwegs leitet steil in die Höhe. „Sei vernünftig, folge mir!“ schien der Wegzeiger mir zuzuflüstern, doch ich hörte nicht darauf, und bald stand ich, erhitzt vom raschen Gehen, vor der Hütte. Ich hatte Glück. Lorenz war zugegen und erklärte sich bereit, mich zu führen. Es war bereits neun Uhr, eigentlich viel zu spät für eine lange Gletscherwanderung, darum mußte unverzüglich aufgebrochen werden. Die Sonne glühte mit einer Kraft hernieder, wie man es ihr nach einem so kalten Sommer nicht mehr zugetraut hatte, und von dem Gletscher der gänzlich schneefrei war, fing es schon allenthalben an zu rieseln.

Es war eine Lust, über die nur leicht geneigte, blanke Eisfläche zu gehen. Das Seil wurde vorsichtshalber umgeknüpft, obwohl sich weder offene noch verborgene Spalten zeigten. Rasch kamen wir vorwärts. Das Eis war stellenweise so durchsichtig wie Glas, unter der oberen harten Schicht sah man kristallklare Bächlein rinnen, und das unterirdische Quillen und Sprudeln übte mächtigen Zauber auf mich aus, die Sonne ließ einzelne Eiskörner diamantengleich aufblitzen. Es war das erste Mal, daß ich einen Gletscher betrat, doch ich hatte mir von den Mühen einer solchen Wanderung andere Vorstellungen gemacht. Spielend leicht ging es dahin auf der schimmernden Bahn, und mir war, als wandle ich durch ein Märchenland, glückselig fühlte

ich mich und gehoben. Die Spannung war groß, welche Wunder ich noch erleben möchte.

Die Steigung nahm zu, und eine scharfe Luft strich über die weite Fläche. Wir standen vor einer abschüssigen Wand, eine breite Eiskluft trennte uns von ihr und mußte übersprungen werden. Der jenseitige Rand war etwas höher, es galt also hinüber- und zugleich aufwärts zu springen.

Lorenz war gleich drüben, ich holte aus, sprang ihm nach, erreichte knapp das andere Ufer — aber, o weh! rückwärts riß es mich, hinein in die Kluft. Ich wollte mich emporarbeiten, aber Lorenz hatte mich ja am Seil — rasch war geholfen. Die Wand ist mittels Stufen leicht zu erklimmen, nur bedurfte es bei mir großer Schritte und einigen Aufwand von Kraft, um hinaufzukommen. Mein Atem ging rasch und kurz. Ich mußte ein wenig ausruhen.

Das sogenannte „Wiesbadener Grätchen" war jetzt zu überklettern. Der Fels ist rauh und gut gestuft, nur einige brüchige Stellen erforderten größere Mühe und Vorsicht, jenseits muß man scharf hinab, wieder auf ein beinahe ebenes Firnfeld.

„Hier kann man sich während des Gehens erholen," dachte ich.

„Noch eine halbe Stunde, dann sind wir oben," sagte Lorenz.

Es sollte nicht sein. Eine schwere Atemnot zwang mich, fortwährend stehen zu bleiben, um Luft zu bekommen, und heftige Schmerzen im Rücken und der Herzgegend überfielen mich. Langsam schlich ich weiter. Lorenz wollte helfen, zog am Seil — es schnürte.

„Ich kann nicht mehr," war alles, was ich noch zu sagen vermochte, eine ohnmachtähnliche Schwäche warf mich nieder. Auf der Scharte zwischen dem

Großen und Kleinen Buin blieb ich, zu Tode erschöpft, liegen.

Lorenz mußte an meinem Aussehen erschrocken sein, denn er erklärte, daß er einen Herzschlag für mich befürchte, wenn wir weitergingen. Nun, es bedurfte keines Mahnworts. Ich wußte selbst am besten, wie es bei mir stand. Lorenz holte Wasser, denn ich hatte brennenden Durst. Essen mochte ich nichts. Auf dem Gletscher war es sonnig und warm, es ruhte sich hier so gut auf der weißen stillen Höhe. Der Ausblick zwischen den riesigen Abstürzen des Großen und Kleinen Buin war von unvergleichlicher Schönheit. In weiter Ferne zeigte sich der Ortler in blendender Schneepracht, die Königsspitze und dahinter einige Hochzinnen aus dem sonnigen Italien. Das kristallene Himmelsblau wob seinen Zauber um die lichten Berggestalten, sie erschienen so weich, als hätten sie alle Härten, alle Schreckniſſe abgeworfen. Unter uns starrte die weite blitzende Eiswüste, aus der ein kleiner See wie ein saphirblaues Auge heraufgrüßte — ich sah die Sonnenlichter auf dem Wasser zittern — dann fiel mein Blick wieder auf die wilden Gipfelfelsen des Piz Buin, und ich empfand meine Ohnmacht und Schwäche auf das bitterste.

Lorenz tröstete mich. Er meinte, die Erschöpfung, namentlich die Atemnot, sei zu einem guten Teil der dünnen Luft zuzuschreiben, an die ich mich erst allmählich hätte gewöhnen sollen.

In der Tat atmete ich leichter, sobald wir wieder unter 3000 Meter uns befanden. Der Abstieg ging auch besser, als ich gedacht hatte. —

Am anderen Morgen wanderte ich langsam wieder der Bieler Höhe zu. Sobald sich meine Kräfte etwas gehoben, wollte ich wiederkommen, denn so konnte ich

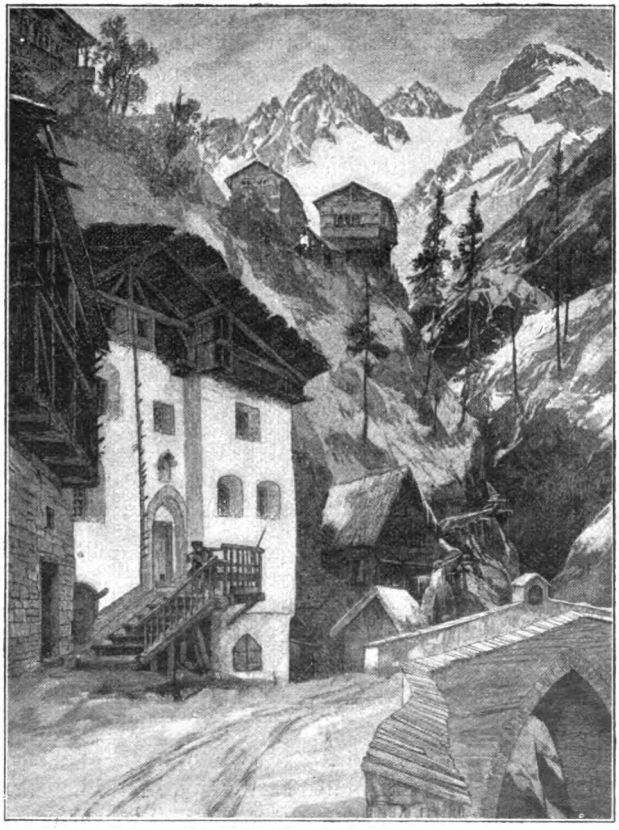
unmöglich von der Silvrettagruppe scheiden. Unterwegs wurde ich von einigen des Weges ziehenden Touristen gewarnt vor den Kreuzottern, die sich in großer Zahl in dieser Gegend aufhalten sollen. Mir kam aber keine der Schlangen zu Gesicht. An den durchsichtig klaren, türkisblauen Vermuntseen vorbei erreichte ich bald Galtür, das von hohen Bergen eingeschlossene letzte Dorf des Paznauntals.

2. Zur Augsburger Hütte.

Ziemlich jäh steigt man von Pians zu dem Dorf Grins hinan, einem äußerst malerisch gelegenen Orte, dessen altertümliche Häuser noch aus der Zeit stammen, als hier der vielbenutzte Saumpfad über den Arlberg vorüberführte. Schon hier winken die Parseierspitze und der Gatschkopf drohend hernieder. Von hier aus geht man erst über Weideland, dann über Geröll und kurzes Geschröfe, mehrmals den Bach überschreitend, der vom Grinser Ferner herabkommt, den schneebedeckten Riesen entgegen. Fast unzugänglich dünkt uns die Steinwildnis, der wir näher und näher rücken; die furchtbaren Steilwände mit den weißgrauen Zinken, von einzelnen Schneerunsen durchzogen, lassen nicht vermuten, daß hoch oben, inmitten dieser schauerlichen Öde, eine menschliche Wohnstätte Raum haben könne, bis wir auf einem abschüssigen Vorläufer des Gatschkopfs einen hellen Punkt und eine große Stange entdecken.

Ein guter Steig windet sich durch die Steinmassen, und leichter, als man denkt, wird die gastliche Augsburger Hütte erreicht. Die Umgebung ist herrlich, und auch solche, die sich keine weiteren Mühen auferlegen wollen, finden hier reichen Genuß und Lohn für die kleine Anstrengung. Weit dringt der Blick hinüber zu

blitzenden Firnen und hinab auf ſamtgrüne Raſen, die lieblichen Talgründe von Grins und Pians, wo



Partie aus Grins.

wohl gebettet und behütet von tannendunklen Höhen und nackten Felſenmauern der blaugrüne Fluß friedlich dahinzieht, bis ſich ſein ſchimmerndes Band zwiſchen

duftigen Bergen verliert. Wie leicht atmet es sich auf stiller, wolkenumbrauter Höhe! Die Mühsal des Steigens verringert sich, je höher wir klimmen; je tiefer die menschlichen Wohnstätten vor unseren Augen versinken, um so höher und freier fühlt sich der Geist. Die Seele, befreit vom Druck der Alltagsqual, labt sich am Quell des Lichts, und gleich den Silberwolken möchte sie weiter und weiter dringen zu den fernsten Fernen, zu den azurnen, kristallklaren Höhen.

In ungeheuren Steinmassen, jäh abfallend, baut sich der Gatschkopf empor, und nur durch die guten, reichlich mit roten Strichen versehenen Steiganlagen ist es dem einigermaßen trittsicheren und schwindelfreien Wanderer möglich, ohne die Hilfe eines Führers den Gipfel dieses Steinkolosses gefahrlos zu erreichen. Doch ist es nötig, stets strenge auf die Markierung zu achten, denn durch die große Verkürzung verliert und verschiebt sich die leichte Anstiegslinie in dem Chaos von Blöcken und Rinnen, namentlich beim Abstieg; ich mußte oftmals stehen bleiben, mich rechts und links umschauen, bis ich hoch über mir die Fortsetzung des über hohe Felsstufen führenden Zickzackwegs erkannte.

Fahle Nebenzacken starren uns jäh entgegen und zwischenhindurch gleitet der Blick ins Bodenlose — tiefer stehende Felszähne in wunderbar düsterer Färbung und greller Sonnenbeleuchtung übten großen Zauber auf mich aus, leider aber gestattete die Zeit keinen Aufenthalt, denn finstere Wolken zogen sich rings zusammen, schon flatterten da und dort weiße Nebelschwaden empor, und diesen grausamen Feinden der Alleingeher mochte ich mich nicht stellen, mich nicht von ihren gespenstigen Armen erhaschen lassen.

Rastlos stieg ich weiter, zuletzt unterhalb des Grates über einen abschüssigen, brüchigen Schutthang, wo

plötzlich ein so heftiger Windstoß erfolgte, daß ich mich fast nicht zu halten vermochte und Mühe hatte, vorwärts zu kommen. In wenigen Minuten war das Ziel erreicht. Der Sturm raste in wildem Jubel über die einsamen Klippen — seine Wucht drohte einen hinabzuwerfen, und seine eisige Kälte machte die Glieder erstarren. Doch bei allen Schauern, die mich kleines Menschenkind erfaßten ob solcher Sprache der Natur, hätte ich, gleich dem Sturmwind, in heller Siegesfreude aufjauchzen mögen, daß ich dies stolze Ziel erreicht, daß ich hier stehen durfte vor einem Bilde von solcher Größe, von so überwältigender Macht!

Unmittelbar, finster und abweisend, starrt die dunkle Felsgestalt der Parseierspitze in die Lüfte empor, und der Königin zu Füßen liegt der blendend weiße Mantel des Grinser Ferners gebreitet — von keiner Seite, keinem Berggipfel aus zeigt sie sich so gewaltig, so in ihrer ganzen Herrlichkeit, wie hier aus nächster Nähe.

Sie selbst zu ersteigen, lockte es mich nicht, ihr Anblick würde das Auge dann nicht mehr erfreuen, und er ist doch das Schönste, ist unaussprechlich erhaben! — Immer und immer wieder bannte diese steinerne Riesenburg meinen Blick. Den Zauber erhöhten die eilenden Wolken, düstere Schatten verbreitend, die goldenen Sonnenlichter auf weißgrauen Kalkschrofen, der Wechsel der Farben und das Geheul des Sturmes.

Die nackten, jäh emporgerichteten Steinkolosse der Lechtaler Berge mit ihren interessanten und kühnen Formen laden ein, sie näher kennen zu lernen, doch nur wer Mut, Geschicklichkeit und Kraft in hohem Maße besitzt, dürfte Aussicht auf Erfolg haben — diese wilden Türme und Zacken ergeben sich sicher nicht so leicht.

Aus dem Bereich der steinernen Öde hinweg gleitet

der Blick hinüber zu der weißen, ſtillen Firnenwelt, den ausgedehnten Gletſchern der Pitztaler, Ötztaler und

Die Augsburger Hütte mit der Parſeierſpitze.

Stubaier Berge. In wunderbarer Schneepracht erhebt ſich die Wildſpitze ins blaue Äthermeer, das kühne Felsgebilde der Hohen Geige. Firnglanz umfließt uns

aus nah und fern, so weit das Auge reicht. Die schneeige Silvretta mit dem hohen Zackenkamm des Fluchthorns glänzt herüber, in nächster Nähe ragt der eisübergossene Riffler empor, auch der Pateriol erhebt sein schiefes, Tücke verratendes Felshaupt in die Lüfte — und aus der Ferne, in verklärendem Duft und weichen Linien, grüßt wieder der riesige Silberscheitel des Ortler.

3. Hohes Rad und Ochsenkopf.

Die glanzvollen Septembertage hatten jäh ihr Ende gefunden. Regen, Kälte, Schnee erinnerten schmerzlich an den Winter, der Nebel hing unbarmherzig bis in die Täler herab, und den bergsehnsüchtigen Touristen war fast alle Hoffnung auf neue Freuden geraubt.

Endlich zerstoben die Wolken, lachte wieder die Sonne. Aber die Bergriesen gleißten kalt und dräuend herab in ihrem weißen, starren Wintermantel. Wer ihnen jetzt noch zu nahen wagte, der zog aus zu doppeltem Kampf, denn alles, was Menschenhand dort oben gebahnt und zugänglich gemacht hatte, war jetzt verweht, versunken, das riesige Bahrtuch darüber gezogen — lose, trügerisch. Ein leichter Tritt, und die Decke bricht, der Fuß versinkt, die weiße Masse gewinnt Leben, stäubt herab.

Ich machte mich nochmals auf den Weg nach Galtür, der Perle des Paznauntales, wo die Gletscherberge von Graubünden, Vorarlberg und Tirol zusammenstoßen und einen so imposanten Talschluß bilden. Ich bat Ignaz Lorenz, mich auf das Hohe Rad zu führen. An frostklarem Morgen schritten wir in das Bieltal hinein. Lorenz erzählte, daß er in der Jugend, als er hier die Schafe gehütet, oft Kreuzottern zu Dutzenden getötet und mit der schönen, glänzenden

Haut Pfeifen überzogen habe. Es soll übrigens selten vorkommen, daß ein Stück Vieh oder ein Hirte gebissen wird, weil die Schlangen sehr scheu seien und aus dem Wege gingen.

Von der Vieler Höhe zweigt man links ab zum Hohen Rad, der Wegzeiger stak tief im Schnee, und unsere Arbeit begann. Ein steiler Vorberg mußte erklommen werden; über dessen Rücken entlang kommt man in ein Tal, das ehemals ein Gletscher ausgefüllt hatte, das jetzt aus einem Chaos von Geröll besteht und recht mühsam zu begehen ist. Gewaltige Schneemassen bedeckten die Steinwildnis, wir mußten die oft lose übereinander getürmten Blöcke teils überklettern, teils uns zwischen ihnen hindurchwinden. Der lockere, nicht tragfähige Schnee füllte alle Löcher und Zwischenräume aus, so daß man oft fürchten mußte, ins Leere zu treten, denn zwischen dem einen und anderen Block ging es oft metertief hinab — es waren Fußfallen von besonders tückischer Art. Ich wunderte mich im stillen über die Sicherheit des Führers, mit der er das Labyrinth durchkletterte und sich nie täuschte, jeden Stein schien er zu kennen, jeden gefahrvollen Schritt wußte er zu meiden; ab und zu ließ sich an einem besonders hoch aus dem Schnee hervorragenden Felsen ein roter Strich entdecken, wir befanden uns also auf dem richtigen Weg. Ich bemerkte, wie Lorenz die Steilwand zu unserer Rechten aufmerksam im Auge behielt — plötzlich knatterte eine mit Schneestaub vermischte Steinsalve dort herab, die Sonne hatte ihr Zerstörungswerk begonnen, es galt behutsam zu sein. Endlich war die Blockwüste überwunden, und wir hatten einen steilen Sattel zu erklimmen, eine ermüdende Schneetreterei — und bald standen wir am Fuße der sich scharf emporziehenden Gipfelpyramide unseres Berges.

Diese Felsen mögen in aperem Zustand unschwer zu erklettern sein, aber jetzt waren sie es nicht, wenigstens nicht für mich. Die Platten waren glatt, oft halb entblößt vom Schnee, oft so trügerisch bedeckt, daß man wieder fürchten mußte, durch die Decke hindurch in die Luft zu treten. Hervorstehende Zähne und Blöcke, die als Griffe dienen sollten, waren mit Glatteis überzogen, und meine halberstarrten Hände glitten von ihnen ab, oftmals vergebens nach einer Stütze suchend.

Eine volle Stunde nahm diese letzte Kletterei in Anspruch, was sonst die Sache einer Viertelstunde sein soll.

Der schlanke Gipfel war erreicht. Welch eine Fülle von Licht! Losgerissen von der Welt kam ich mir vor, auf steinerne Klippen versetzt, umwallt von blendendem Firnenmeer. Gletscher reiht sich an Gletscher, blitzendes Eis umstarrt rings all die wilden Zacken und Hörner der Silvretta, keine grünen Almen, keine Spur von Leben mehr begrüßt uns hier — nur Eis, Schnee, Stein.

Todesstille herrscht über dem einsamen Reich — man fühlt sich umweht vom Geist der Hochgebirgsnatur — die beste Huldigung ist schweigen, stille genießen, das Auge versenken in all die herrlichen Bilder der Nähe und Ferne, und wenn er gesättigt ist vom wilden Gefunkel der Gletscher, eilt der Blick empor zu kühner Bergeszinne, oder er durchdringt die azurne, lichte Ferne, wo die Umrisse immer zarter werden, nur noch wie gehaucht erscheinen, im Äther verschwimmen. —

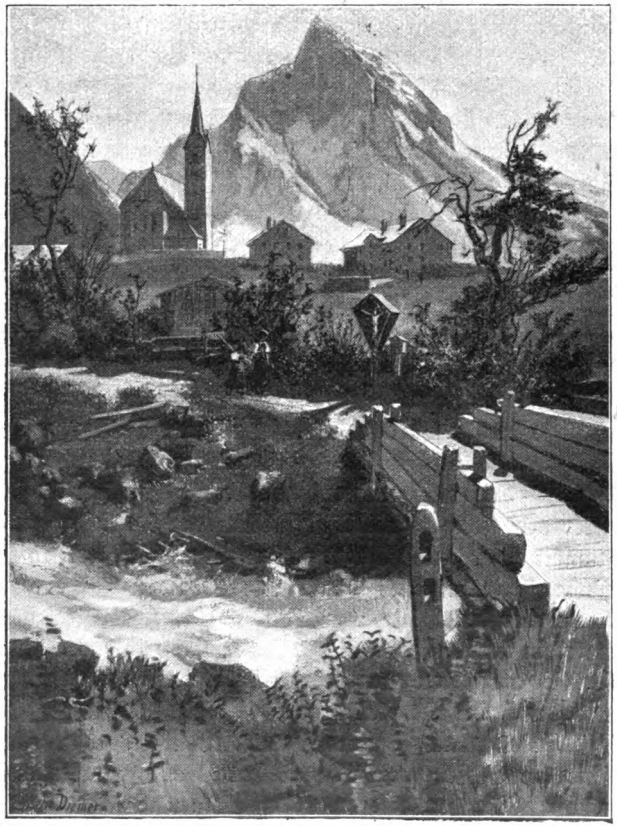
Ein Berggipfel, der hoch genug und so gestellt ist, daß er freie Ausschau gewährt und doch von stolzeren Nachbarn überragt wird, ist stets das dankbarste Ziel. Das Hohe Rad besitzt diese Vorzüge in vollem Maße, es gewährt einen Einblick in die Silvrettagruppe, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Die Gruppierung der einzelnen Gipfel ist ganz besonders anziehend.

In nächster Nähe, unmittelbar zu Füßen, liegt der gewaltige Vermuntferner ausgebreitet, die blauen Eiszacken funkeln im Sonnenlicht, und die Eiswüste dehnt sich und wächst empor zu stolzerer Höhe als die, welche jetzt unser Fuß betritt. Hoch und hehr entringt sich der Piz Buin den eisigen Banden, sein Silberscheitel taucht ins reinste Himmelsblau, und die Trabanten, Signalhorn, Eckhorn und Silvrettahorn, umgeben den Gebieter in ehrfurchtsvoller Würde. Der schwarze, jetzt mit blendendem Neuschnee überdeckte Riesenturm des Groß-Litzner mit der Pyramide des Groß-Seehorns und seinen Gletschern ist ein überwältigender Anblick. Scheint nicht die Zackenkrone des Fluchthorns das Firmament zu berühren? So hoch, so kühn ragt sie empor ins Reich der Lüfte! Auch der Vieltalferner umflutet uns, gleich dem Vermuntgletscher, in seiner ganzen Pracht — es ist nicht aufzuzählen, was alles Auge und Sinn gefangen nimmt, all das Gefunkel und Durcheinanderwogen von Licht und Farben.

Die Ferne darf nicht vergessen werden vor den gewaltigen Bildern der Nähe — sie ist so weich, so licht, rundet das Ganze und verleiht ihm den Zauber der Poesie. Die edle Form der Scesaplana ist deutlich erkennbar, sowie die himmelstürmende Zimbaspitze; dem fernsten Hintergrunde entragen, fast durchsichtig erscheinend, einige Gipfel der Glarner Alpen. Im Norden grüßt aus blauem Duft die freistehende Rote Wand, der schönste Berg des Bregenzer Waldgebirges, und weiter östlich die Ferwallgruppe mit dem kühnen Patériol und dem herrlichen Felsbau der Kuchen- und Küchelspitze.

Mehr als eine Stunde war es uns, dank der wärmenden Sonne, vergönnt, auf unserem hohen Thron zu verweilen — jetzt drängte die Zeit uns zum Abstieg. Ich mußte vorausgehen. Lorenz hatte mich zur Vorsicht

an das Seil genommen. Es ging aber besser, als wir gedacht hatten. Über die allzu hohen Felsstufen ließ



Galtür im Paznauntal.

ich mich sitzend herab, eine nicht elegante, aber sichere Methode. Sobald wir die Gipfelfelsen hinter uns hatten, ging es auf der anderen Seite des Berges der

Wiesbadener Hütte zu, teils auf gutem Weg, teils wieder über ein ausgedehntes Schneefeld. Zu Füßen des steilen Abhanges, den wir hinabstiegen, lag ein dunkler, smaragdgrüner See, in dessen klarer Flut sich Fels und Firn spiegelten. Im Angesicht des Vieltalferners wandert man sorglos weiter, und jetzt genießt man noch einmal die von oben geschauten Bilder: den Vermuntferner, den Groß-Litzner und alle die Hörner und Zacken und blitzenden Firne.

Wir waren bei der Hütte angelangt. Recht behaglich kam es mir vor, da die vielen Besucher, die ehedem dort aus und ein gegangen, auseinander gestoben waren; bald verbreitete sich angenehme Wärme im Gastzimmer, und Lorenz lieferte den Beweis, daß er nicht nur trefflich zu führen verstand, sondern auch sehr gute, einladend aussehende Ochsenaugen backen konnte. Die Hütte war bereits dem Verkehr gesperrt, aber der reichliche Vorrat an Proviant noch nicht zu Tal gebracht.

Das dunkle Firmament, gestickt mit dem funkelnden Heer der Sterne, wölbte sich über dem Gletscher, verstummt war das Gurgeln der Schmelzwasser, kalte Ruhe gebreitet über das starre Gefilde. Ich stand lange vor der Hütte, den Zauber dieser Hochgebirgsnacht in mich aufzunehmen. Ich wollte noch eine leichte Partie ausführen und dann über den Jamtalferner und durch das Jamtal nach Galtür zurückkehren.

Der Ochsenkopf ward, nachdem ich Lorenz verschiedene Gipfel vorgeschlagen hatte, als Ziel für den nächsten Tag auserkoren. Im Grauen der Nacht erhob ich mich, man konnte aber nicht aufbrechen, bevor der Morgen dämmerte, der vielen Spalten wegen, die jetzt alle Gletscher durchfurchten, oftmals mit lockerem Neuschnee trügerisch bedeckt.

Allmählich verblaßten die Sterne, aber der klaren

Nacht folgte nicht der erwartete glänzende Morgen. Im Norden und Osten lagerten graue, undurchdringliche Wolkenschichten, einzelne Fetzen lösten sich ab und strichen um den Fuß des Piz Buin, krochen langsam in die Höhe — da erschimmerte der Riese in rosigem Licht, die Schleier sanken vor der Nähe des strahlenden Tagesgestirns, und im Süden blaute der Himmel in milder Klarheit. Es war bitter kalt. Das Gletscherseil schlug klirrend auf das Eis, und bei jedem Tritt ächzte die gefrorene Decke; der Fuß brach dennoch oftmals ein und stak dann recht unsanft in der harten, kalten Zwinge, aus der er mit Mühe wieder befreit werden mußte.

Ziemlich nahe am Rand des Gletschers gelangt man in mäßiger Steigung an den Fuß des sich jäh aus dem Firn erhebenden Felsmassivs des Ochsenkopfs. Lorenz hieb jetzt Stufen, und so war es nicht schwer, den steilen Sattel emporzuklimmen. Diesmal war der Schnee unser Freund, er war von kompakter, guter Beschaffenheit und polsterte die rauhen Felsen aus, der Fuß fand immer guten Halt, es war eine Lust zu steigen.

Schon flutete die Sonne über den leicht gangbaren, wie mit Diamanten besäten Schneegrat — zuletzt galt es noch eine kleine Felspartie zu überwinden, die leichte Kletterei war jedoch nicht zu vergleichen mit den Mühen, die uns das Hohe Rad gemacht hatte. Wir waren früh am Ziel, hatten kaum zwei Stunden gebraucht zur Wanderung.

Noch verhüllten die nächtlichen Unholde den größten Teil der Aussicht, aber nur um die Bilder, von denen sich uns bald eines um das andere erschloß, noch glänzender zu gestalten, den Eindruck und die Spannung zu steigern. Die Wolken — es waren leichte Morgennebel — gereichten den Bergriesen nur zum Schmuck, sie zu beobachten, ihr Steigen und Sinken und sanftes Verschweben, in Duft zerfließen war zauberhaft schön.

In dunklen, wilden Felsmassen starrt als nächster Nachbar der unseren Standpunkt etwas überragende Tirolerkopf empor, sich in scharfen, zerrissenen Grat mit kleineren Zacken verlierend. Zu Füßen blitzt der Vermunt- und Jamtalferner in blendender, unabsehbarer Weiße. Jede leichte Wölbung war von einem Spaltennetz durchzogen, auch breitere Klüfte öffneten drohend ihren dunklen Rachen. Dort mußten wir hinab, aber Lorenz kennt jede offene und versteckte Spalte und weiß überall Rat.

Jetzt entstieg den Schleiern der Nacht uns gerade gegenüber das Fluchthorn kühn und gewaltig, Zacken um Zacken — immer lichter, immer reiner brach der Firnglanz durch das graue Gespinste der wallenden Nebel, sie sanken tief, immer tiefer — und in ganzer Glorie, vom weißen Mantel umflossen und vom funkelnden Gletschermeer prangte der stolzeste Riese, die Krone der Silvretta, vor uns im leuchtenden Himmelsblau! Daneben trieb noch ein loses Heer zerflatternder Wölkchen sein Spiel, dann trat die Zahnspitze, ein graues, zerfressenes Felsgerüste, aus dem Rahmen und einige dunkle, kühn zugespitzte Türme und Nadeln. Sie alle umschließt der starre Firn wie ein Silberband. In weiter Ferne sah man den Eisbruch des Piz Linschanna in der Sonne schimmern.

Doch nun zu dem idealsten, schönsten Bilde. Zwischen dem dunklen, sich scharf vom Luftraum abhebenden Steinbau des Piz Buin und der Jamtalfernerspitze öffnete sich uns ein wunderbarer Ausblick. Völlig abgeschlossen, ein Bild für sich, erglänzte eine Reihe schneeiger Gipfel, so weiß, so hoch und doch so mild — überirdisch möchte ich sagen: die Berninagruppe. Die Riesen des herrlichen Schweizerlandes waren umhaucht vom weichen, matten Dämmerglanz der Ferne,

und der Morgenhimmel darüber vom lichtesten Blau erschien so durchsichtig, daß das Auge glaubte, die Unendlichkeit durchdringen zu können. Den Piz Bernina streifend, verweilte mein Blick mit Wehmut auf dem zweigipfligen Piz Rosegg, die warme und erhebende Schilderung Purtschellers*) von diesen Bergen fiel mir ein und des kühnen Mannes Fahrten. Ich sah im Geist seine hohe, schlanke Gestalt so lebensvoll vor mir wie einst. Die Berge prangen in alter Herrlichkeit, und der Meister des Hochgebirgs, der treueste Kämpfer für die Schönheit der Alpen, liegt tief unter der kühlen Erde! Doch wenn irgendwo das Verlorene zu finden ist — hier oben, auf den weißen stillen Höhen waltet sein Geist! —

Wir stiegen oder glitten vielmehr zum Jamtalferner hinab. Die Sonne hatte mittlerweile den Schnee so erweicht, daß es mir vorkam, als wolle der ganze, in einen gewaltigen Brei aufgelöste Berg mit uns und unter uns hinabfließen. Ich war froh, als der Gletscher erreicht war, und ich wieder einen Boden unter den Füßen fühlte, der zwar ebenfalls sehr nachgiebig war, aber doch immerhin ein Boden genannt werden konnte. Auf sicherer Bahn, nur dann und wann eine graue, eingesunkene Stelle überspringend, schritten wir den Gletscher hinab, immer das herrliche Fluchthorn vor Augen.

Solche Wanderung, so sorglos, so sicher und mühelos wie diese, bietet doch den höchsten Genuß. Ich zähle sie zu dem Schönsten, was mir in der kurzen Zeit meiner alpinen Unternehmungen beschieden wurde, in der Erinnerung wird sie ewig in mir fortleben.

*) Über Fels und Firn. Bergwanderungen von Ludwig Purtscheller. Herausgegeben von H. Heß.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Taſchenſpielerſtückchen. — Der franzöſiſche Taſchenſpieler Robert Houdin kam im Jahre 1819 nach Rom und wurde dort aufgefordert, ſeine Künſte auch vor dem Papſte Pius VII. zu zeigen. Er dachte nach, etwas recht wunderbar Ausſehendes vorzuführen, und dabei kam ihm ein ſonderbarer Zufall zu Hilfe. Am Tage vor der Vorſtellung befand er ſich bei einem Uhrmacher, als ein Diener des Kardinals L. mit der Frage erſchien, ob die Uhr ſeines Herrn bereits ausgebeſſert ſei.

„Ich werde ſie noch vor dem Abend Sr. Eminenz ſelbſt überbringen," antwortete der Uhrmacher, der dann Houdin erzählte, der Kardinal ſchätze dieſes Kunſtwerk auf mehr denn zehntauſend Franken, weil es von Breguet und, wie er glaubte, einzig in ſeiner Art ſei. „Aber darin irrt ſich der Herr, denn erſt vor zwei Tagen war ein junger Venezianer bei mir, der mir eine Uhr, jener des Kardinals ganz gleich, für tauſend Franken zum Kaufe anbot."

Das griff der Taſchenſpieler ſofort auf; er fragte, ob der junge Mann wohl aufzufinden ſei, und bat den Uhrmacher, der dies bejahte, die Uhr für ihn um den Preis von tauſend Franken, aber ſofort, zu kaufen, auch das Wappen des Kardinals darauf zu gravieren, ſo daß ſie der Uhr dieſes Kirchenfürſten ganz gleich werde, und — über die Sache zu ſchweigen.

Alles geschah, wie verabredet; Houdin gab seine Vorstellung vor dem Papste, der sich dafür interessierte, und zum Schlusse sollte dann das vorbereitete Hauptkunststück folgen. Die Hauptsache dabei war, den Kardinal L. zu veranlassen, seine kostbare Uhr dem Taschenspieler zu übergeben. Dieser bat also um eine Uhr, und es wurden ihm viele angeboten, die er aber zurückwies, weil sie nichts Eigentümliches hätten; er brauche eine ungewöhnlich große Uhr. So erhielt er die des Kardinals, der sich endlich veranlaßt sah, die seinige hinzugeben. Der Taschenspieler bewunderte sie über die Maßen, ließ sie aber dabei auf den Boden fallen. Ein Entsetzensschrei erscholl, der Kardinal selbst erblaßte und erklärte, dies sei ein sehr schlechter Spaß. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Houdin trat auf die Uhr, zertrat sie und reichte dann die Stücke umher, um die Anwesenden zu überzeugen, daß er wirklich die Uhr des Kardinals vollständig zertrümmert habe.

Aber nun kam die Hauptschwierigkeit. Der Taschenspieler hatte natürlich die dazu erkaufte Uhr zerbrochen, und die wirkliche Uhr des Kardinals sollte nun in die Tasche des Papstes praktiziert werden. Pius VII. mußte also veranlaßt werden, von seinem Platze aufzustehen und zu dem Künstler zu kommen. Dieser ließ sich einen großen Mörser bringen und zerstampfte die Überreste der Uhr darin mit großem Eifer. Plötzlich ließ er in dem Mörser etwas explodieren und eine rötliche Flamme herausschlagen. Dabei blickte er fortwährend aufmerksam in den Mörser und erzählte von Wunderdingen, die er da sehe. Aus Ehrfurcht vor dem Papste wagte niemand aufzustehen, so neugierig auch alle waren. Endlich erhob sich der Papst und trat zu dem Zauberer. Mehrere andere Herren folgten. „Ich sehe nichts," erklärte Pius VII. lächelnd, und während er nochmals in den Mörser sah, und der Taschenspieler versicherte, das Rätsel werde sich bald lösen, praktizierte er dem Papst die Uhr des Kardinals glücklich in die Tasche.

Das Experiment ging nun weiter, die Uhrreste wurden geschmolzen, und die Metallklümpchen wurden herumgereicht.

„Jetzt werde ich daraus die Uhr wiederherstellen," verkündigte der Künstler, „und die Umwandlung mag in der Tasche derjenigen Person stattfinden, von der man am wenigsten ein Einverständnis mit mir wird voraussetzen können."

„Was würden Sie sagen, Herr Zauberer," sprach jetzt heiter der Papst, „wenn ich verlangte, es solle das in meiner Tasche geschehen?"

„Ew. Heiligkeit haben nur zu befehlen!"

Houdin zeigte das Metallklümpchen nochmals, ließ es dann auf die Weise der Taschenspieler verschwinden und — die Uhr des Kardinals fand sich wohlbehalten in der Tasche des Papstes, der am nächsten Tage dem Künstler eine mit Diamanten besetzte Tabatiere zum Geschenk machte. C. T.

Neue Erfindungen: I. Reform-Kochkiste „Hausschatz". — Das Garkochen der Speisen in einer isolierten sogenannten Kochkiste ist schon lange bekannt, da Speisen, auf 100 Grad erhitzt, auch bei 80 Grad garkochen, und die Gerichte, auf dieser Temperatur erhalten, weit saftiger und kräftiger bleiben als auf offenem Feuer.

In Baden ist die Kochkiste durch den Badischen Frauenverein zu Ehren gekommen und hat in ganz kurzer Zeit die weiteste Verbreitung daselbst gefunden. „Koche ohne Feuer" in einer Kochkiste, bedeutet eine Kohlen- oder Gaserspарnis bis zu 75 Prozent, weil die Speisen nur angekocht werden; es bedeutet aber auch eine Zeiterspарnis, da das lästige Überwachen der Speisen am Herde fortfällt.

Ein Anbrennen, Überkochen, Einkochen und Verkochen ist unmöglich, auch entsteht kein Gewichtsverlust, zum Beispiel bei Abkochen von Schinken, Rauchfleisch u. s. w. Gargekochte Kartoffeln halten sich stundenlang frisch und heiß, auch sind Braten, Suppen u. s. w. viel saftiger und kräftiger als solche auf offenem Feuer hergestellte.

Die Speisen werden in derselben Zeit gar wie auf Gas- oder Herdfeuer, doch schadet es den Speisen nicht, wenn sie bedeutend längere Zeit darin verbleiben müssen.

Dieſer Vorzug ermöglicht es der Hausfrau, die Mittagsmahlzeit ſtets pünktlich herzuſtellen.

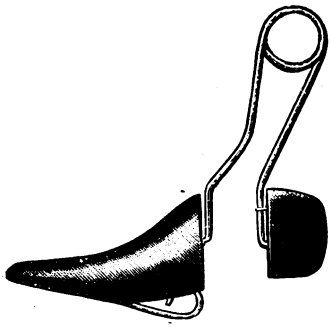
In der Reform-Kochkiſte „Hausſchatz“ iſt die Kochgrube mit einer unverbrennbaren Aſbeſtpappe ausgelegt, wodurch eine größere Wirkung beim Kochen erzielt und gleichzeitig eine Erweiterung der Kochgrube verhindert

Reformkochkiste „Hausschatz“.

wird. Die Kochkiſten mit zwei Töpfen werden auch mit geteiltem Deckel geliefert; dies ermöglicht, daß jeder Topf einzeln benutzbar iſt, das heißt einzeln heraus- und hineingeſetzt werden kann. Je gefüllter der Topf, und je größer die Maſſe iſt, um ſo beſſer hält die Hitze. Reis iſt zum Beiſpiel nach drei Viertelſtunden vollſtändig gar, Braten geraten vorzüglich in einer ſolchen Kochkiſte.

Die Kisten eignen sich für große und kleine Haushaltungen und werden für jede Personenzahl geliefert. Die Kochschule des Frauenerwerbsvereins in Bremen benutzt eine Kochkiste, worin für 36 Personen Suppe, Gemüse u. s. w. unter allseitiger größter Zufriedenheit gekocht wird. P. R.

II. Ein neuer Stiefelspanner. — Nach dem System der Hosenspanner, die in unzähligen Haushaltungen bereits regelmäßig ihren Dienst versehen, ist der Stiefelspanner erfunden worden, der den Zweck hat, den Schuhen und Stiefeln die ursprüngliche schöne Form zu erhalten. Unsere Abbildung zeigt das Modell „L'embauchoir Cook", das von Cook & Co., 23 Rue Auber, Paris, hergestellt wird und wirklich seinen Zweck in vorzüglicher Weise erfüllt. Man wird natürlich bei einer Bestellung dafür sorgen müssen, daß die Leisten zu der Größe des Schuhwerks passen. Ein Paar des „Embauchoirs" kostet 3½ Franken.



Stiefelspanner von Cook & Co.

Zur Geschichte des Selterswassers. — Erquickliches und zuträgliches Selterswasser ist ein vortreffliches Getränk, das natürliche wie auch das künstliche. Das natürliche aus der Originalquelle bei Niederselters im Nassauischen mag aber doch wohl dem künstlichen noch vorzuziehen sein, sintemalen die geheime Weisheit der Natur sich wohl am besten auf die richtige chemische Zusammensetzung versteht.

Dieser hochberühmte Sauerbrunnen wurde zufällig entdeckt im Jahre 1606 und blieb während fast zweier Jahrhunderte im Besitze der Dorfgemeinde Niederselters, welche aber leider lange Zeit keinen sonderlichen Nutzen davon zog, denn sie verpachtete den Brunnen an einen braven Bauersmann, der nahe bei der Quelle wohnte, für einen Dicktaler jährlich.

Der Pächter machte aber trotz der so äußerst geringfügigen Pachtsumme doch keine guten Geschäfte. Sein einziger regelmäßiger Kunde war ein kurmainzischer Rittmeister, der sich am Brunnen gesund trank und dafür monatlich einen Groschen bezahlte. Andere Leute, welche bei gelegentlichen Besuchen das wohltätig wirkende Mineralwasser an der Quelle tranken, spendeten wohl hie und da eine kleine Kupfermünze, meistens aber dankten sie mit dem billigeren Segenswunsch: „Gott lohn' es!" — wenn nämlich der Pächter gerade dabei war. Aber selbst diesen billigen Wortdank ersparten sie, wenn der Pächter, anderwärts mit Feldarbeit beschäftigt, nicht am Platze war, also überhaupt weder Dankesworte noch Kupfermünzen einkassieren konnte.

Der Rittmeister mit dem verdorbenen Magen, der gesund geworden war, verließ die Gegend, um in den Krieg zu ziehen. Er versprach zwar, später wieder kommen zu wollen zu einer Nachkur, erschien aber nicht mehr, wahrscheinlich weil er in irgend einer der blutigen Schlachten des Dreißigjährigen Krieges ums Leben kam. Den Verlust dieses einzigen guten Kunden mit dem Monatsgroschen vermochte der unglückliche Pächter nicht zu verschmerzen, denn nun, so scheint es, wurde es ihm gar zu schwierig, den einen Taler Pachtgeld aufzubringen. Er wünschte deshalb vom Pachtkontrakt zurückzutreten; die eigensinnige Dorfgemeinde ließ sich aber nicht darauf ein, sondern bestand auf ihrem Schein. Um also doch loszukommen, verschüttete der Pächter heimlich bei Nachtzeit den Brunnen und behauptete nachher, es sei durch ein Naturereignis geschehen. Das Gegenteil konnte man ihm nicht beweisen, und so erreichte er richtig seinen Zweck.

Einige Jahre lang blieb die Quelle verschüttet; dann brach sie plötzlich wieder hervor. Möglicherweise halfen Menschenhände dabei nach, denn auf die vortrefflichen Eigenschaften des Wassers war man, nachdem auch gelehrte Mediziner darüber geschrieben, allgemach etwas aufmerksamer geworden, und vermutlich hauptsächlich aus diesem Grunde gelang es der wackeren Dorfgemeinde, den Brunnen

nunmehr für drei Taler jährlich zu verpachten. Dabei blieb es längere Zeit, bis endlich das herrliche Mineralwasser immer mehr zu Ehren und Ansehen gelangte, und der Brunnen alljährlich von vielen Menschen besucht wurde. Auswärtige, die nicht selbst an Ort und Stelle kommen konnten, hörten davon und trugen Verlangen nach dem erquicklichen und der Gesundheit förderlichen Labsal, was zur Folge hatte, daß zuerst Hunderte, dann Tausende, danach Zehntausende, alsdann Hunderttausende, schließlich Millionen Krüge, mit dem echten guten Selterswasser gefüllt, alljährlich zum Versand gelangten.

Der Brunnen wurde dadurch zu einer wahren Goldquelle für die Dorfgemeinde Niederselters und später für die Regierung des Herzogtums Nassau, welche im Jahre 1803 die Quelle käuflich erwarb und bald nachher für siebzigtausend Taler jährlich verpachtete — ein gewaltiger Unterschied gegen früher, als das Pachtgeld nur einen einzigen Taler betragen hatte. J. O. S.

Das Barfußgehen auf Kriegsschiffen. — Auf den Kriegsschiffen gehen die Matrosen fast immer barfuß, und selbst an den Sonntagen, wo sie Schuhe tragen, machen sie nach dem Gottesdienste von dieser Wohltat Gebrauch. Es gibt auch Gründe genug, welche dafür sprechen. Zunächst begegnet man da einem merkwürdigen Umstande, daß nämlich die Matrosen aller Nationen eitler auf einen kleinen Fuß sind, als es irgend eine Modedame nur sein kann. Dieser Eigentümlichkeit verdankt auch der Schnitt der Matrosenhose seine Entstehung, welche möglichst lang und unten am Fuße weit ist, damit nur eine kleine Fußspitze hervorschaut. Bliebe es nun bei diesem Hosenschnitt, der übrigens bei der deutschen Marine untersagt ist, so würde wohl niemand die Matrosen in diesem Vergnügen stören, aber es bleibt nicht dabei, sondern der Stiefel muß auch so eng sein, daß der Fuß ohne Strumpf kaum hineingeht, und der hohe, weit vorgeschobene Hacken oder Absatz tut das übrige. Die Folgen dieser Eitelkeit zeigen sich besonders nach einem längeren Hafenaufenthalt, wo die Matrosen ihre Urlaubs-

gänge an Land in eigenem Schuhwerk machen: sie bestehen in Verkrümmungen der Zehen, erschreckend großen Hühneraugen und kranken Füßen.

Der Hauptgrund, warum die Matrosen barfuß gehen, bleibt aber das Gepolter, welches ein stetes Schuhtragen im Schiffe veranlassen würde. Jedes Schiff ist ein riesengroßer Schallboden, in welchem Hunderte von Menschen fortwährend in Bewegung sind, dessen Verbindungstreppen zwischen den einzelnen Stockwerken nie leer werden; würde nun die ganze Besatzung eines Kriegsschiffes Schuhe oder Stiefel tragen, so entstünde dadurch Tag und Nacht ein nie endendes Gepolter, welches menschliche Nerven auf die Dauer nicht ertragen könnten.

Und am freien Nachmittage, wenn das brennende Pfeifchen dampft, und die Mannschaft sich bei dem Bleiplattenspiele vergnügt, würde dieses seinen höchsten Reiz verlieren, wenn die Spieler beschuht wären. Mit kreisrunden Bleiplatten wird in ein mit Kreide gezogenes und in verschiedene Abteilungen geteiltes Geviert geworfen. Die Abteilungen haben verschiedene Zahlen, und zwei Gruppen spielen, wie beim Kegeln, gegeneinander. Das Charakteristische an diesem Spiele ist, daß die Gewinner den Verlierern, je nach der Höhe des Gewinnes, eine gewisse Zahl von Schlägen auf die nackten Fußsohlen austeilen. Wenn diese Bastonade beginnt, dann strömen von allen Seiten Zuschauer herbei, weil sich dabei die ergötzlichsten Szenen abspielen, und dieses Gaudium würde ausbleiben, wenn die Spieler beschuht oder bestiefelt wären. C. T.

Der Nutzen der Pflanzengeselligkeit. — Wer schon einmal in seinem Garten den Samen von Pflanzen, seien es Astern, Stiefmütterchen oder auch die Kohlarten, ausgesät hat, wird die Beobachtung gemacht haben, daß die Keimpflänzchen dort, wo sie dicht beisammen stehen, gut gedeihen, während vereinzelt stehende Pflänzchen, deren Samen zufällig etwas weiter flog, sich nur kümmerlich entwickeln und nicht recht vorwärts wollen. Diese Erscheinung ist um so befremdlicher, als die vereinzelt wachsenden Pflänzchen doch

viel mehr Licht und Luft erhalten als diejenigen, welche in dichten Gruppen zusammengedrängt sind. Die einzelnen Pflänzchen müßten daher eigentlich um so besser gedeihen.

Der Grund für das umgekehrte Verhalten liegt in erster Linie in den Wurzelverhältnissen. Bekanntlich sondern die Wurzeln Säuren aus, welche die Nährstoffe des Bodens auflösen und so umsetzen, daß sie von den Wurzeln aufgesaugt und im Pflanzenkörper verarbeitet werden können. Nun hat aber ein jedes junge Pflänzchen nur wenige, feine Würzelchen, und daher ist auch die Tätigkeit der Wurzeln, soweit sie sich auf die Auflösung und Umsetzung der Nährstoffe des Bodens erstreckt, nur beschränkt. Es können deshalb dem Pflänzchen auch nur geringe Mengen von Nährstoffen zugeführt werden. Wenn dagegen viele kleine Pflänzchen zusammen auf einem Fleck wachsen, so durchziehen auch viele feine Würzelchen den Erdboden, die alle Säuren absondern, und diese größere Zufuhr von Säure zersetzt nun die Nährstoffe des Bodens schnell und auf zahlreichen Punkten, so daß jetzt auch von jedem einzelnen Pflänzchen beträchtlichere Nährstoffmengen aufgesaugt werden, als wenn es allein steht und der gemeinsamen Unterstützung der Wurzeln der übrigen Pflänzchen entbehrt. Im ersten Falle wird daher auch der Pflanzenkörper über reichliche Nährstoffe und Baustoffe verfügen und freudig wachsen, in letzterem aber nur auf schmale Kost gesetzt sein und sich bloß dürftig entwickeln.

Dazu tritt noch ein anderer Umstand. Die Pflanzen sind zwar zu ihrem Wachstum auf Licht und Luft angewiesen, aber allzuviel wirkt auch hier, besonders was das Licht anbelangt, schädlich. Die jungen Pflänzchen besitzen noch ein äußerst zartes Gewebe, das durch eine zu starke Besonnung leicht versengt wird und leidet. Sehr starke Besonnung läßt außerdem das Wasser aus dem Pflanzenkörper schnell verdunsten, so daß zum Ersatz wieder eine größere Flüssigkeitszufuhr aus dem Boden nötig ist. Fehlt diese, so welken die Pflänzchen. Stehen die Pflänzchen dicht beisammen, so beschatten sie sich gegenseitig, werden daher

auch durch kräftigere Besonnung nicht allzusehr beeinträchtigt und ausgetrocknet und beschatten obendrein noch den Boden, so daß dieser seine Feuchtigkeit länger behält. Alle diese Vorteile gibt es für ein vereinzelt stehendes Pflänzchen nicht.

Da eine zu kräftige Besonnung den jungen Pflänzchen nicht dienlich ist, so pflegen sie die Gärtner auch künstlich zu beschatten. Selbst die unausgesetzte Umflutung durch die Luftströmungen ist den jungen Pflänzchen nicht zuträglich. Jeder Lufthauch und noch mehr der Wind bewegt und erschüttert das Pflänzchen. Diese Erschütterung setzt sich bis zu den Wurzeln fort, die dadurch gelockert und vom Boden, den sie mit den Wurzelhärchen umspinnen, losgerissen werden. Die Wurzelhärchen müssen dann erst wieder an die Bodenteilchen anwachsen. Bevor dieses nicht geschehen ist, können sie auch nicht durch ihre Säure die Nährstoffe der Bodenteilchen auflösen, und darum erfahren die Pflänzchen durch die Wurzellockerungen neue Ernährungsstörungen. Stehen die Pflänzchen dicht zusammen, so schützen und stützen sie sich gegenseitig gegen die Windstöße, so daß sie durch sie nur wenig bewegt und erschüttert werden. Ein vereinzeltes Pflänzchen dagegen schwankt bei jedem Lufthauch hin und her und kann seine Würzelchen nur schwer fest verankern.

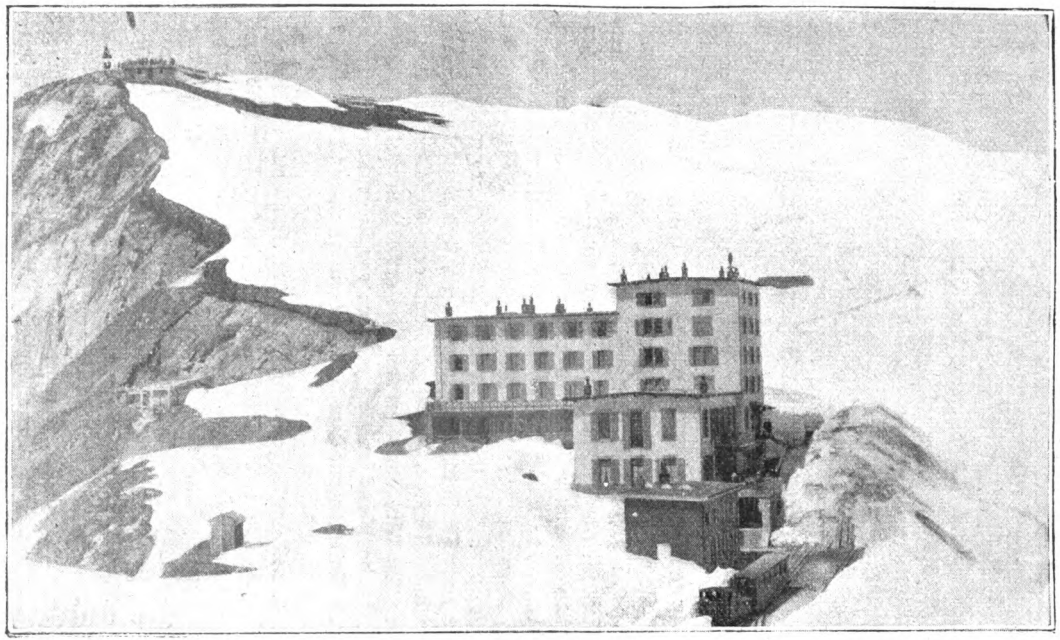
Endlich umgeben sich die dicht beieinander wachsenden Pflänzchen auch mit einer schützenden Wärmehülle. Bekanntlich atmen die Pflanzen auch und erzeugen dabei Wärme, die sie an die Luft abgeben. Zusammengedrängte Pflänzchen hüllen sich daher sozusagen in einen warmen Luftmantel ein, durch den sie vor den niedrigen Temperaturen in den kühlen Frühlingsnächten geschützt werden. Bei einem vereinzelt stehenden Pflänzchen hingegen wird die ausstrahlende Wärme durch die Luftbewegung immer von neuem sogleich fortgeführt, so daß es der nächtlichen Abkühlung wehrlos preisgegeben ist und zugleich in seinem Wachstum zurückbleibt. Erst wenn die Pflänzchen älter und größer geworden sind, reicheres Wurzelwerk angesetzt und

ein festeres Gewebe erhalten haben, größere Anforderungen an Nahrung, Licht und Luft stellen, gedeihen sie bei einer freien Lage besser, und darum müssen sie auch jetzt aus der dichten Schar einzeln verpflanzt werden, oder es müssen die überzähligen und nur hinderlichen Pflänzchen ausgezogen werden. Th. S.

Das Eisenbahnhotel auf den Rochers de Naye im Winter. — Ein von den Ärzten für Nervenleidende und Rekonvaleszenten ganz besonders empfohlener Winterkurort ist Montreux. Am nordöstlichen Ufer des Genfer Sees, gegenüber dem Einfluß der Rhone malerisch aufgebaut, erfreut es sich mit seinen großartigen, komfortabel eingerichteten Hotels einer ebenso sonnigen wie geschützten Lage. Von seinen, im Frühling in duftigem Blumenflor prangenden Geländen und Weinbergterrassen hat man die entzückendsten Aussichten über den blauleuchtenden See und sein Südufer mit den Bergen im Hintergrund.

Eine der großartigsten Aussichtswarten am ganzen See bilden aber die bereits 2045 Meter hohen Rochers de Naye, zu deren Höhe von Montreux seit einigen Jahren eine Bergbahn in zwei Strecken hinaufführt, die kurze Drahtseilbahn Montreux—Glion und die beträchtlich längere Zahnradbahn Glion—Naye. Auch Glion, 692 Meter hoch, zwischen Weinbergen in gesunder, prächtiger Lage, ist eine Fremdenstation mit verschiedenen großen Hotels in wohlgepflegten Gärten. Zur Zeit der Traubenkur sind sie überfüllt. Die Drahtseilbahn, von Riggenbach erbaut, ist 680 Meter lang und hat eine Steigung bis zu 57 Prozent. Die Fahrzeit ist neun Minuten, 21 Züge gehen täglich. Gleich am Bahnhof hat man eine prächtige Aussicht auf das obere Ende des Sees und die es umgebenden Berge, welche im Mittelgrand der Dent du Midi überragt.

Die Zahnradbahn bis zum Grand Hotel Naye unter dem Gipfel der Rochers de Naye hat eine Schienenlänge von 7,6 Kilometer und führt durch mehrere Tunnel, von denen der vorletzte 245 Meter lang ist. Die Fahrt dauert anderthalb Stunden. Auf der Südseite des Bergrückens



Das Eisenbahnhotel auf den Rochers de Naye im Winter.

erreicht man in 1100 Meter Höhe die Station Caux mit dem Grand Hotel de Caux, das in der internationalen Sportswelt einen Namen genießt wegen des herrlichen Schneegeländes, das seine Umgebung für allerlei Wintersport bietet.

Gleichen Ruf genießt das Hotel am Endpunkte der Zahnradbahn, das zehn Minuten unter dem mit einem Signal geschmückten Gipfel der Rochers de Naye liegt. Das vielgerühmte Panorama umfaßt die Berner Alpen (Wetterhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, Finsteraarhorn), die Waadtländer Alpen (Diableret, Tour de Mayen) und einen Teil der Walliser und Savoyer Alpen (Grand Combin, Dent du Midi, Aiguille d'Argentière, Aiguille Verte), sowie den ganzen Genfer See mit seinen Ufern. Auch im Winter pflegt es viel besucht zu werden. F. P.

Ein Menschenkenner. — Der amerikanische Dichter und Schriftsteller Nathaniel Hawthorne, ein ebenso scharfsinniger Menschenkenner als warmherziger Menschenfreund, wirkte in den Jahren 1853 bis 1857 als Generalkonsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika in der englischen Hafenstadt Liverpool. Die Geschäfte eines Konsuls einer großen Macht in einer Seestadt, wie Liverpool ist, sind wohl die denkbar mannigfaltigsten, die es gibt, und er muß fortwährend auf der Hut sein, damit er von dem geriebenen Volk der Seeleute, das sich tagtäglich mit den verschiedensten Wünschen und Anliegen auf dem Konsulat einfindet, nicht übers Ohr gehauen wird.

Eines Tages fand sich auf dem Konsulat ein junger Bursche von etwa fünfzehn Jahren ein, der scheu und verlegen um freie Rückbeförderung in die Heimat bat, die er, um in der Fremde sein Glück zu versuchen, heimlich verlassen habe. Der Sekretär des Konsuls, dem die Erzählung zu abenteuerlich erschien, um wahr zu sein, wies ihn barsch ab, indem er sagte, er glaube nicht, daß er ein Amerikaner sei, sondern daß er nur auf billige Art eine Freifahrt nach Amerika herausschlagen wolle. Der Junge beteuerte weinend die Wahrheit seiner Worte und bat, den

Konsul persönlich sprechen zu dürfen. Doch erst nach einer Weile verstand sich der Sekretär dazu, ihn in das Zimmer Hawthornes zu führen. Er tat es endlich mit den Worten: „Hier ist ein Bursche, der Sie persönlich zu sprechen wünscht. Er behauptet, Amerikaner zu sein, aber ich glaube, daß er lügt. Papiere besitzt er nicht."

Hawthorne wendete sich langsam dem Jungen zu, blickte ihm aufmerksam in das blasse, von Hunger und Leiden zeugende Gesicht und fragte: „Du willst also eine Freifahrt nach Amerika?"

„Ja, Herr Konsul."

„Und du behauptest, Amerikaner zu sein?"

„Ja, Herr."

„Aus welchem Staat?"

„Massachusetts."

„Aus welcher Stadt?"

„Aus Salem."

„So, so, aus Salem?" sagte sinnend der Konsul, der gerade aus dieser Stadt stammte. Dann den Jungen wohl eine Minute lang scharf anblickend, fragte er plötzlich: „Aus wessen Obstgarten pflegtest du mit deinen Kameraden die schönsten Äpfel zu mausen?"

„Aus dem Garten des alten Scimmilte Folsom," platzte der Gefragte hervor, während glühende Röte sein Gesicht übergoß.

„Ganz recht," antwortete Hawthorne lächelnd. Und zu dem Sekretär gewendet, der das seltsame Verhör staunend mitangehört hatte, sagte er: „Geben Sie ihm einen Paß; es ist alles in Ordnung, bezieht er doch seine Äpfel auf dieselbe Art und von demselben Lieferanten, von dem ich sie in meiner Jugend bezog. — Glückliche Reise, mein Junge, und grüße mir die Heimat!" W. St.

Trinkwassernot in Venedig. — Was für eine Not die armen Venezianer, obgleich mitten im Wasser gelegen, mit ihrem Trinkwasser haben! Wenn der Brunnen leidlich ausgeteuft, und sein Grund mit schwerer Marmorplatte belegt ist, muß das ohne Kalk aufgeführte Ringgemäuer mit ver-

schiedenen Erd- und Gesteinschichten umgeben werden, damit das Wasser durch sie, wie in einer Filtriermaschine, gereinigt und trinkbar gemacht werde. Bisweilen, wenn lange Dürre geherrscht hat, holt man auf Schiffen große Mengen Wasser aus den benachbarten Flüssen des Festlandes herbei, um die Brunnen zu speisen. An der Brenta sind kleine Schleusenkanäle eingerichtet, in denen das Wasser aufgedämmt und dann in die Schiffsräume gelassen wird, so daß ein solches Fahrzeug wie ein leck gewordenes aussieht, und der Fremde gar nicht begreift, warum sich die Ruderer so sehr mit dessen Fortschaffung bemühen und nicht lieber zuvörderst das Wasser ausschöpfen. Wie man versichert, wird das so herbeigeschaffte Wasser über die Straßen gegossen, um zugleich diese zu reinigen und den Brunnen Nahrung zu geben. Aus den Straßen gehen kleine Abzugskanäle bis an die untersten Brunnenbekleidungen, und das anderwärts verlaufende Wasser wird von der den Brunnen umgebenden Erde aufgesogen, in deren einzelnen Lagerungen gesäubert und auf diese Weise aus Fluß-, Regen- und Schmutzwasser zur Würde des Trinkwassers erhoben. Der Geschmack dieses Wassers ist übrigens nicht so schlecht, wie man glauben sollte, und namentlich in den Cafés, wo ihm durch zugelegtes Eis stets eine erhöhte Frische gegeben wird, ganz angenehm zu nennen. Die Wassermenge reicht aber bisweilen für Venedig und namentlich seine ärmere Bevölkerung nicht hin. In trockenen Zeiten werden nur kleine Eimerchen zugemessen.

Man hat daher schon seit Jahren versucht, auf anderem Wege das nötige Trinkwasser zu beschaffen, ist aber bei Bohrversuchen artesischer Brunnen für die beabsichtigte großartige Wasserleitung bis jetzt nicht glücklich gewesen. Die Trinkwasserbehälter, deren es hier verhältnismäßig sehr wenige gibt, sind meist eine Zierde des Platzes, auf welchem sie sich befinden Sie sind von Marmor, Bronze oder Kupfer, 2 bis 3 Fuß über dem Erdboden erhaben und bilden ein zudeckbares, vielleicht 3 Fuß weites Becken. Wie reich die Venezianer selbst diese kleinen Baustücke auszustatten ver-

mochten, haben sie an den Zisternen auf dem Hofe des Dogenpalastes gezeigt. An diesen schönen Arbeiten des kunstreichen 16. Jahrhunderts sieht man jetzt fast zu jeder Tageszeit die knapphosigen Friauler Burschen in ihren kurzen gestreiften Jacken und die buntgekleideten „Bigolante" mit ihren kleinen Kupfereimern beschäftigt, Trinkwasser heraufzuziehen. Diese Wasserträgerinnen mit dem schwarzen kleinen Mannshute auf dem dunklen, vorn kurz geschnittenen Haar, mit den sauberen Hemdärmeln, dem rotbesetzten Mieder und den bunten Röcken sehen allerliebst aus, wenn sie an schwankenden, etwas gebogenen, kurzen Holzlatten ihre gefüllten Kupfergefäße heimtragen. Wiewohl aus dem Friauler Gebiet, sind sie mit dem venezianischen Leben so lange und so enge verbunden, daß sich die alte Lagunenstadt kaum mehr ohne sie denken läßt. A. H.

Ein Aprilscherz. — Im Jahre 1745 wurde Graf Ullo von Thun wegen seines lockeren Lebens von der Kaiserin Maria Theresia aus Wien auf seine Güter verbannt. Der Graf war einer der reichsten Feudalherren Böhmens. Aber auch auf seinen Gütern setzte er mit gleichgesinnten Kavalieren sein leichtfertiges Leben fort und machte tolle Streiche in Menge. Sein tollster Streich aber war wohl ein Aprilscherz, den er im Jahre 1746 in Szene setzte.

Auf den sogenannten Tissaer Wänden der sächsisch-böhmischen Schweiz ließ Graf Ullo, dem ihm gehörenden Dorfe Tissa gegenüber, hundert Klafter trockenes Holz zu einem riesigen Scheiterhaufen auftürmen und diesen am 31. März mit Teer und Pech reichlich übergießen. Nach Mitternacht ließ er diesen Scheiterhaufen gleichzeitig an zehn verschiedenen Stellen anzünden, und bald züngelten die Flammen empor, um sich zu einer mächtigen Feuersäule zu vereinigen, die bis zum Himmel emporzulodern schien und weithin ins Böhmerland leuchtete, auf viele Meilen in der Runde die Bevölkerung alarmierend. Überall glaubte man, nach dem grellen Feuerschein urteilend, in nächster Nähe wüte eine furchtbare Feuersbrunst, und man eilte, Hilfe zu bringen. Von allen Seiten rasselten auf den Straßen die Bauern

mit ihren Spritzen dem Feuerscheine entgegen, der sie, gleich einem Irrlichte, immer weiter lockte, bis sie nach langer Fahrt endlich in Tissa ankamen. Hier aber hatte Graf Ullo alle Feuerspritzen von seinen Gütern auffahren lassen, aus denen kalte Wasserstrahlen die zur Hilfe herbeieilenden Bauern empfingen, während der Graf mit seinen Kavalieren und Damen sich über die in den April geschickten Bauern erlustigte und sie verspottete. Und so fuhren diese Leute, abgehetzt und pudelnaß, verlacht, verhöhnt und verspottet, so schnell sie konnten, mit stummem Grimm wieder ab.

Graf Ullo aber mußte es erleben, daß solche Streiche nicht immer ohne ein böses Nachspiel bleiben, und daß das Schicksal als Rächer für die Bauern eintrat. Der Sommer desselben Jahres war überaus heiß und trocken, und in den Forsten des Grafen kam am 5. September ein Brand aus, der sich blitzschnell verbreitete und ungeheure Flächen der schönsten Wälder in Asche verwandelte, ohne daß sich auch nur eine einzige fremde Hand eingefunden und gerührt hätte, um löschen zu wollen. Der Schaden war unschätzbar groß, und zu dem Schaden kam der Spott, denn bis zu seines Lebens Ende nannte man den Grafen nicht anders als „Graf Ullo Thun—ichtgut". C. T.

Verbrecher als Polizisten. — Vor einiger Zeit erschien bei einem der ersten Goldwarenhändler Londons ein Herr in der Uniform eines Polizeikommissärs und wünschte den Chef zu sprechen.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, mein Herr," sagte er, „um Sie vor einem sehr schlauen Gauner zu warnen, der dieselbe Uniform trägt wie ich und Ihnen jedenfalls bald einen Besuch machen wird. Er wird Ihnen zunächst erklären, es ginge jemand, als Polizist gekleidet, von Haus zu Haus und warne die Leute vor einem schlauen Dieb. — Dann," fuhr der Kommissär fort, indem er sich einem Seitentische näherte, auf dem mehrere wertvolle Schmuckstücke lagen, „wird er solche Sachen in die Hand nehmen, Ihnen angeblich zeigen wollen, wie der Dieb operiert und die Sachen in die Taschen stecken — so —" dabei ließ er

die Tat dem Worte folgen. „Dabei wird er Sie aber immer weiter vor dem angeblichen Polizisten warnen und dann verschwinden."

Nach diesen Worten empfahl sich der Kommissär, und der Besitzer erinnerte sich erst nach einiger Zeit an die wertvollen Gegenstände, die er hatte mitgehen heißen.

In einem anderen Falle war ein Brüsseler Kaufmann das Opfer eines ähnlichen Schwindels. Ein elegant gekleideter Herr kam in seinen Laden, kaufte etwas und bezahlte mit einer Zwanzigpfundnote, auf die man ihm das übrige Geld herausgab.

Kaum hatte er den Laden verlassen, als ein Polizist eintrat. „Der Mann, der eben hinausging, hat Ihnen wohl eine Zwanzigpfundnote gegeben?" fragte er den Kaufmann, der die Frage wahrheitsgemäß bejahte.

„Nun, dann muß ich Ihnen leider mitteilen, daß dieser Schein falsch ist," fuhr der andere fort. „Ich bin schon längere Zeit hinter ihm her, aber jetzt habe ich ihn gefaßt. Einer von meinen Leuten ist ihm gefolgt, und ich bitte Sie, mir jetzt die Banknote zu übergeben und dann nach der Polizeistation zu kommen, wo wir Ihnen den Verbrecher gegenüberstellen werden."

Arglos händigte der Kaufmann die Banknote aus, doch als er eine halbe Stunde später auf der Polizeiwache erschien, wußte man dort nicht das geringste von dem Verhafteten. Dieser sowohl, wie der Polizist und die Banknote blieben verschwunden.

Ebenso schlau handelten zwei Gauner, die eines Abends im vorigen Winter in einem Pariser Vorort auftauchten, ihre Karten in einer vornehmen Villa abgaben und der Hausfrau, der sie sich als Detektive vorstellten, ihre Mission erklärten. Man hätte amtlich erfahren, daß eine berüchtigte Einbrecherbande das Haus in jener Nacht heimsuchen wolle, und sie hätten die Absicht, die Verbrecher auf frischer Tat zu ertappen. Die Geschichte erschien durchaus glaubwürdig, und die geängstigte Hausfrau nahm den Vorschlag der Detektive nicht nur dankbar an, sondern sie suchte auch

mit ihrer Tochter in einem benachbarten Hause Unterschlupf und nahm sogar ihre drei weiblichen Dienstboten mit.

Als der Morgen dämmerte, hatten die angekündigten Einbrecher ihr Programm äußerst gewissenhaft durchgeführt und alles Wertvolle mitgehen heißen, aber die Detektive waren mit ihnen verschwunden. Erst nach einiger Zeit wurde es der guten Dame klar, daß sie wohl mit den Einbrechern identisch gewesen waren. L-n.

Zehenringe. — Zur Zeit des Direktoriums, in den Jahren 1795 bis 1799, war in Frankreich bei den eleganten Damen das griechische Kostüm Mode geworden, und sie sahen auch wirklich in dieser anmutigen Kleidung ganz reizend aus, viel schöner als in der früheren vorrevolutionären Zeit der Reifröcke, der hohen Stöckelschuhe und der noch viel höheren Haarfrisuren.

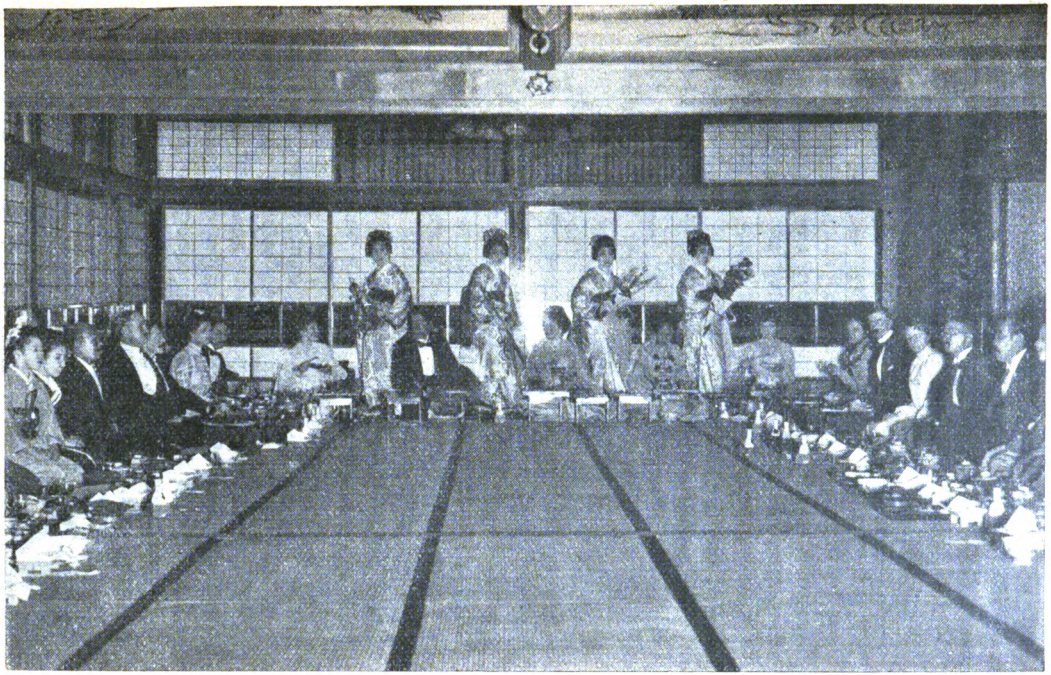
Anstatt der Stöckelschuhe trugen sie nun Sandalen an den Füßen, welch letztere in zierlichen seidenen Strümpfen staken, aus welchen vorne die großen Zehen hervorguckten, die man mit kostbaren Brillantringen schmückte. Das sah so niedlich und nobel aus, daß man bald nachher auch die anderen acht Zehen mit ähnlichen Ringen zierte, zur Freude der Pariser Juweliere, die damals fast ebensoviele Zehenringe verkauften als Fingerringe.

Die Hühneraugenoperateure hingegen waren anfangs recht unzufrieden über die neue Sandalenmode. Der unbequeme hohe Stöckelschuh der früheren Zeit, der den Damen nie eng und klein genug hatte sein können, hatte selbstverständlich viele Hühneraugenleiden veranlaßt, die seit dem Gebrauch von Sandalen nicht mehr entstehen konnten bei der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts. Es mußte dies also den erwähnten Operateuren unangenehm sein, da sie auf solche Art in Gefahr gerieten, die Hälfte ihrer gutzahlenden feinen Kundschaft zu verlieren. Da kam ihnen die tolle Zehenringmode zu Hilfe. Die Ringe an den beiden großen Zehen allein waren ja ohne sonderlichen schädlichen Einfluß gewesen, als aber alle zehn Zehen Ringe tragen mußten, entstanden dadurch allmählich Rei-

bungs- und Druckbeschwerden, und infolge davon erschienen bei den Sandalen tragenden feinen Damen die Hühneraugen in bedeutend verschlimmerter neuer Auflage.

Aber durch diese so veranlaßte Hühneraugenpeinlichkeit verschwand nach und nach die Zehenringmode wieder, bald darauf auch die Sandalenmode, ungefähr gegen Ende des Direktoriums, und später auch das ganze schöne griechische Kostüm, welches man lieber hätte beibehalten sollen, da es wirklich viel hübscher und kleidsamer war als die dann folgenden häßlichen und steifen Moden mit ihren Schnürleibern und Korsetten. Im Jahre 1800 trug nur noch eine einzige junge Dame in Paris einen Zehenring, und zwar mußte sie das tun aus einem ganz besonderen Grunde. Sie war nämlich eine Artistin ohne Arme, die mit ihren gelenkigen Füßen und Zehen allerlei merkwürdige Kunststücke ausführte, damit nähte, strickte, stickte, schrieb, zeichnete, malte, Klavier und Harmonika spielte u. s. w. Man hat ja auch in neuerer Zeit solche geschickte armlose Fußkünstler und Fußkünstlerinnen gesehen. Da sie hübsch und eine recht einträgliche Sehenswürdigkeit war, hielt ihr spekulativer Impresario um ihre — Hand hätte ich beinahe geschrieben — um ihren Fuß, wie es natürlich diesmal heißen muß, an. Sie nahm seinen Antrag an und verlobte sich mit ihm. Den Verlobungs- und späteren Trauring mußte sie an eine ihrer Zehen stecken, da sie keinen Finger hatte, an dem sie ihn hätte tragen können. J. O. Hansen.

Ein Galadiner in Japan. — Das günstige Klima, in welchem die Japaner leben, hat sie hinsichtlich der Ausstattung ihrer Wohnungen sehr bedürfnislos gemacht. Sie lieben auch keine umständlichen Mahlzeiten, und zu den kleinen, die sie nach alter Gewohnheit einnehmen, sowie zum Tee lassen sie sich mit untergeschlagenen Beinen auf die allerdings stets rein und sauber gehaltene Diele nieder. Die Teekanne steht den ganzen Tag auf dem rechteckigen Holzkohlenöfchen, dem Tschibatschi, bereit, und jeder Besuch wird mit Tee bewirtet. Eine Küche in europäischem Sinne kennt der bürgerliche Haushalt in Japan nicht. Die Jose



Ein Galadiner in Japan.

holt die Mahlzeiten aus den ambulanten Garküchen. Nur der Reis, das Hauptnahrungsmittel, wird auf dem Tschibatschi gekocht. Die anderen Gerichte, allerlei Knollengewächse, Gurkenarten, Pilze, geröstete Fische und Weichtiere, werden auf lackierten Speisebrettern über die Straße gebracht.

Gesellige Vergnügungen, die sich mit unseren Abendunterhaltungen, Bällen u. s. w. vergleichen lassen, waren bis zum Eindringen des europäischen Einflusses in das ostasiatische Inselreich den Japanern unbekannt. In neuerer Zeit, welche in Japan so viele Kulturveränderungen nach europäischem Muster sich vollziehen sah, hat sich auch in dieser Beziehung manches geändert. Unser Bild zeigt ein Galadiner im Saale des Maxleklubs in Tokio, an dem auch einige Europäer teilnehmen. Man speist zwar nach altjapanischer Weise, aber die Anwesenheit von japanischen Damen unter den Speisenden ist eine Neuerung, die gegen das alte Herkommen verstößt. Die vier „Geischas" (öffentliche Tänzerinnen und Sängerinnen) im Hintergrund bieten der Gesellschaft die landesübliche Unterhaltung. B. H.

Der gefährliche Spiritus. — Zur wünschenswerten weiteren Ausbreitung der Wissenschaften in seinem Riesenreiche stiftete Peter der Große im Jahre 1724 die kaiserliche Akademie zu St. Petersburg und stattete sie mit reichen Mitteln aus, welche später die Kaiserin Elisabeth noch bedeutend erhöhte. Eine ansehnliche Sammlung von naturwissenschaftlichen Gegenständen aller Art, viele Instrumente und eine ausgewählte kostbare Bibliothek gehörten dazu und waren in einem Gebäude der Akademie untergebracht. Im harten Winter des Jahres 1749 entstand in diesem Gebäude eine gefährliche Feuersbrunst. Soldaten aus der benachbarten Kaserne eilten rasch herbei, um sich mit kühner Verachtung der Gefahr dem Rettungswerk zu widmen, und es gelang ihrem Eifer, die meisten und wichtigsten Sachen den Flammen zu entreißen und sie in Sicherheit zu bringen.

Darunter befanden sich auch vierzig ziemlich große Glasgefäße mit Schlangen, Kröten, Molchen, Bandwürmern und anderen Tieren in Spiritus. Das heißt, als man sie nach-

her nachsah, fand man wohl die Tiere, aber nicht mehr den Spiritus.

Der Oberst ließ die Mannschaften antreten und fragte, was denn aus dem Spiritus geworden sei.

Darauf traten etwa achtzig Soldaten vor und meldeten, daß sie den Spiritus auf Befehl ihres Unteroffiziers ausgetrunken hätten.

„Ihr habt das befohlen?" wendete sich der Oberst an diesen.

„Zu Befehl," versetzte der Unteroffizier, „das habe ich getan, bin auch selbst mit gutem Beispiel vorangegangen und habe möglichst viel davon verschluckt."

„Warum denn?"

„Jenun, Spiritus ist doch sehr feuergefährlich. Die Glasgefäße samt Inhalt konnten sicherer durch Flammen und Funkenregen transportiert werden, wenn zuvor der Spiritus beseitigt würde, was sich am besten so machen ließ, daß wir ihn uns einverleibten."

Der Oberst mußte herzlich lachen.

Nachher erstattete er mündlich Bericht bei Hofe und erwähnte auch die geschilderte Seltsamkeit.

Da rief die Kaiserin Elisabeth bewundernd: „Welcher Heroismus ist das! Welcher Mut gehörte dazu, um des Rettungswerkes willen Spiritus zu trinken, in dem solch greuliches Getier befindlich war! Diese wackeren Soldaten verdienen wirklich einen Dank!"

Und sie ließ reiche Belohnungen unter die Leute austeilen.

Die braven Soldaten aber erklärten vergnügt, das sei der allerschönste Schnaps gewesen, den sie jemals getrunken hätten. F. O. H.

Die Skelettuhr. — Wohl die seltsamste und merkwürdigste Uhr, die jemals zusammengestellt wurde, befindet sich in dem Besitze eines indischen Fürsten. Nahe dem Zifferblatt befindet sich ein auf Metallstäben aufgestelltes Gong, unter dem eine Anzahl scheinbar durcheinander geworfener menschlicher Gebeine liegt. Es sind Knochen und Schädel für zwölf vollkommene Skelette vorhanden. Wenn der Zeiger die erste Stunde zeigt, klappen die zur

Bildung eines Skeletts notwendigen Knochen zusammen; das Skelett, durch kunstvolle mechanische Vorrichtungen geleitet, erhebt sich, ergreift einen Hammer und schlägt mit demselben einmal auf das Gong. Wenn dies geschehen, schreitet es zur Schädelstätte zurück und fällt auseinander. Um zwei Uhr erheben sich zwei Skelette und schlagen nacheinander auf das Gong, und so fort, bis um zwölf Uhr die gesamten Gebeine sich zu zwölf Skeletten zusammenfügen und mit ihren Hämmern der Reihe nach auf das Gong schlagen, sodann schreiten sie gemeinschaftlich zurück, um zu gleicher Zeit auseinanderzufallen. C. T.

Die letzte Zigarre. — Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trieb ein Bandit, Don Jazinto Gomez, in den nördlichen Provinzen Mexikos sein Unwesen, bis schließlich Militär gegen ihn ausgesandt wurde. Eine Abteilung unter dem Befehl des Leutnants Alfonso Herrera traf mit der Bande zusammen, und es entstand ein heftiges Gefecht.

Don Jazinto mit seinen Genossen siegte. Diejenigen Soldaten, welche nicht im Kampfe gefallen waren, befragte er höflich, ob sie sich nun seiner Bande als Mitglieder anschließen wollten, oder ob sie es vorzögen, erschossen zu werden. Alle zogen unter solchen Umständen das erstere vor, was man ihnen ja auch gerade nicht verdenken konnte.

Danach wandte Gomez sich an den Leutnant: „Nun, Don Alfonso, wie ist es mit Ihnen? Wollen Sie auch zu uns gehören?"

„Nein," versetzte Herrera.

„Ihre Weigerung macht mich untröstlich, denn dann muß ich zu meinem größten Bedauern Sie erschießen lassen."

„Wie es Ihnen beliebt."

„So hätte man es ja unfehlbar auch mit mir gemacht, wenn ich von Ihnen besiegt worden wäre, nicht wahr?"

„Das ist wohl möglich," versetzte der Leutnant. „Aber selbst wenn ich in die bedauerliche Notwendigkeit geraten wäre, Sie erschießen lassen zu müssen, dann hätte ich doch, mexikanischer Höflichkeit gemäß, zuvor noch eine Frage an Sie gerichtet."

„Welche?“

„Ob Sie vielleicht einen letzten Wunsch auf Erden hätten.“

„Ich danke für den Wink, den ich selbstverständlich beachte, indem ich Sie zu fragen mir erlaube: Haben Sie noch einen letzten Wunsch?“

„O ja! Ich habe nämlich in meinem Etui noch eine Zigarre — eine lange dicke Panatela — die möchte ich gern noch rauchen, bevor ich sterbe.“

„Dieser Wunsch, den ich verstehe, denn ich bin selbst ein leidenschaftlicher Raucher, sei Ihnen gewährt.“

„Ich danke verbindlichst für Ihre Güte.“

Danach zündete Don Herrera seine Zigarre an und rauchte in kleinen langsamen Zügen sehr gelassen, indem er dachte: „Zeit gewonnen, alles gewonnen!“ Waren doch noch mehrere Abteilungen auf der Suche.

Als er nach zwei Stunden noch nicht fertig geworden war, schien Gomez ungeduldig zu werden. „Macht etwas schneller, Don Alfonso!“ rief er.

„Geduld, Don Jazinto!“ erwiderte der Leutnant. „Stören Sie mir nicht den letzten Genuß. Ich habe Ihr Wort!“

Und er rauchte nun noch langsamer als zuvor.

Plötzlich ertönten Schüsse und wildes Geschrei. „Demonio, was bedeutet das?“ rief der Bandit.

„Es wird Kapitän Gonzalez sein mit seinen Soldaten,“ sagte Herrera ruhig. „Jetzt werden Sie bald Ihre letzte Zigarre auf Erden rauchen, Don Jazinto.“

So verhielt es sich wirklich. Fünf Minuten nachher mußte die Gomezsche Bande, da Widerstand ganz aussichtslos schien, sich der Übermacht ergeben. Die Soldaten, welche vorhin, um das Leben zu retten, so bereitwillig Räuber geworden waren, wurden nun ebenso rasch und bereitwillig wieder brave Soldaten.

Der Leutnant aber reichte gelassen das noch glimmende Endchen seiner Zigarre dem gefangenen Gomez, damit dieser sich seine letzte daran anzünde. J. O. Hansen.

Schreckenszeit im Ameisenhaufen. — Wenn wir vor einem Ameisenhaufen stehen und den Fleiß und die Ord-

nung dieser Tierchen bewundern, so denken wir gewöhnlich nicht daran, daß auch diesen betriebsamen Lebewesen Tage des Schreckens beschieden sind, welche die ganze Kolonie mit Jammer erfüllen, an denen ihre so mühsam erbaute Burg zerstört und ihnen zumeist ein kläglicher Untergang bereitet wird. Eine solche Schreckenszeit ist für jede Ameisenkolonie gekommen, wenn ein Mensch erscheint in der Absicht, sich ihrer Eier, der Ameiseneier, zu bemächtigen. Wenn der Vogelfreund seine gefiederten Gefangenen mit Ameisenpuppen füttert, die er im Laden gekauft hat, so weiß er es meistens nicht, daß jedes dieser Puppeneier vielen Ameisen das Leben gekostet hat, die doch auch in der Natur Nutzen schaffen, was leider ebensowenig allgemein bekannt ist als die Art und Weise der Gewinnung der Ameisenpuppen durch Menschenhand.

Im Sommer, wenn die Ameisenhaufen mit vielen tausend Ameisenpuppen angefüllt sind, erscheint der Sammler der Ameiseneier. Er ist meistens ein abgerissener, zerlumpt aussehender Mensch, in dessen Gesicht auch kein Zug Mitgefühl verrät. Er trägt einen Sack über dem Rücken, und über diesen, wie über seinen ganzen Körper laufen viele Ameisen ängstlich hin und her. In dem Haufen selbst, der freistehend oder an einen Baum angelehnt, hochgewölbt sich erhebt, scheint man die Anwesenheit des Räubers zu wittern, denn in Scharen kommen die Ameisen aus dem Bau, ängstlich laufen sie hin und her, sie überstürzen sich in ihrer Hast und wissen sichtlich nicht, was sie tun sollen. Endlich sind alle auf der Oberfläche des Haufens versammelt, schwarz oder rot, je nachdem sie der roten Waldameise oder der schwarzen Hügelameise angehören, wimmelt und wogt es jetzt auf dem Haufen wirr und wild durcheinander, kurz die Verwirrung und Angst dieser Tiere, deren Geschäfte sich bisher, vom Morgen bis zum Abend, wie der pünktliche Gang eines künstlichen Uhrwerks abwickelten, ist sichtbar.

Der Sammler reibt zunächst seine Hände mit Öl, meistens mit Terpentin ein, damit die scharfe Ameisensäure

nicht so fühlbar wird; dann nimmt er seine Schaufel, die er an der Seite trägt, und wirft damit den Ameisenbau, den diese Tierchen seit Jahren mit unsagbarem Fleiß und Kunstsinn erbauten, auseinander. Die Ameisen setzen sich zur Wehr, sie spritzen ihren ätzenden Saft, die Ameisensäure, gegen den Feind, aber viele unter ihnen sind schon erdrückt, verstümmelt oder unter den Trümmern ihrer Burg begraben, und die noch gesund und frei sind, denken jetzt an nichts anderes mehr als an die Rettung ihrer Brut. Jede erfaßt eine Puppe und schleppt sie fort ins Freie, in den Wald, denn das wissen diese Tierchen, in dem zerstörten Heim sind sie nicht mehr sicher. Doch der Sammler hat es jetzt ebenfalls sehr eilig, er öffnet schnell seinen Sack und stopft und scharrt alles hinein, den ganzen Ameisenhaufen mit allem, was drum und dran ist.

Der Sack wird fest zugeschnürt, der Sammler nimmt ihn auf den Rücken und sucht nun einen anderen Ameisenhaufen, bei welchem sich dasselbe tragische Schauspiel vollzieht, und so geht es fort, bis der Sack voll ist. Wer schildert den Jammer, welcher in dem Sack herrscht! Die Toten sind glücklich zu preisen, die Lebenden suchen vergeblich die Freiheit zu gewinnen, und endlich stellt sich bei ihnen zur Verzweiflung die Wut ein, der Haß der einzelnen Arten gegeneinander erwacht, sie packen sich mit ihren Zangen, die wilden roten die schwarzen, die großen die kleinen, und in des Sackes Dunkel vollzieht sich ein grauenvolles Würgen und Morden.

Der Puppenräuber kümmert sich natürlich nicht um das Ach und Weh auf seinem Rücken, er berechnet kalten Blutes den Wert seines Raubes, wozu ihm die Erfahrung einigen Anhalt gibt, denn er weiß, daß sich in einem gut besiedelten Ameisenhaufen ungefähr 25,000 Puppen befinden. Unterdessen er seine Rechnung fortsetzt und bereits das Geld blinken sieht, das ihm der Vogelhändler in der Stadt für seinen Raub zahlen wird, hält er Ausschau nach einem freien, sonnigen Platz. Dieser ist bald gefunden; er breitet auf demselben ein großes weißes Tuch aus, bedeckt den

Saum des Tuches mit grünem Laubwerk, über das er den Rand des Tuches zurückschlägt. Nun öffnet er seinen Sack und schüttet dessen ganzen Inhalt mitten auf das Tuch aus. Vorläufig hat er weiter nichts zu tun, deshalb lagert er sich in den Schatten eines Baumes und raucht seine Pfeife; denn wie er die Ameiseneier aus dem argen Wust auf dem Tuche gewinnen soll, darüber macht er sich gar keine Sorgen, dieses mühsame Geschäft besorgen jetzt die Ameisen selbst für ihn, ihren Verderber.

Sobald die noch lebenden Ameisen auf dem Tuche sich befinden, ruht aller Hader unter ihnen: sie sind der qualvollen Gefangenschaft entronnen und fühlen sich frei, deshalb laufen sie freudig hin und her und suchen sich zurechtzufinden. Dabei kommen sie an das grüne Laubwerk, welches den Rand des Tuches umsäumt, und sie wähnen, nun gerettet und im Walde zu sein. Nun denkt keine Ameise weiter an sich selbst, alle eilen sie zur Mitte des Tuches zurück, um ihre Puppen ins Waldgrün in Sicherheit zu bringen, denn deren Erhaltung steht ihnen höher als die Erhaltung des eigenen Lebens. Bei diesem Rettungswerk fragt keine Ameise danach, welches Ei sie in ihren Zangen fortschleppt, aller Zorn und Gattungshaß hört auf, jede packt das ihr zunächst liegende Ei und trägt es fort in das künstliche Gebüsch am Tuchrande, wo jede nach und nach ein Häuflein sammelt.

Der Puppensammler sieht diesem Treiben mit Gemütsruhe zu. Von Zeit zu Zeit sieht er nach, ob sich noch Eier in dem Bauwuste auf dem Tuche befinden, und sind diese so ziemlich alle weggeschleppt, dann nimmt er ein kleines Blechmaß, füllt die Eierhäuflein unter dem Laubwerke hinein und leert dieses, so oft es voll ist, in ein großes Gefäß aus. Sind alle Eier eingesammelt, dann entfernt er das Blätterwerk, und die betrogenen Ameisen, die nun keine Puppen mehr finden, laufen über das Tuch hinaus und weiter. Obgleich in einigen Stunden bettelarm geworden, beginnen die einzelnen Arten, so viele ihrer sich noch zusammenfinden, sofort den Bau eines neuen Heims, oder —

ist der Winter schon nahe — dann vergessen sie im Winterschlafe den Jammer, welcher ihnen von Menschenhand bereitet wurde.

In manchen Ländern sind die Ameisen vor einer solchen barbarischen Verfolgung durch ein Verbot geschützt, weil sie im Walde eine nutzbringende Mission haben. Jeder Forstmann weiß, daß die Ameisen, welche an den Bäumen auf und ab klettern, diese nach Insekten absuchen, welche den Bäumen gefährlich sind. Die Ameisen sind Fleischfresser und vertilgen gerne Insekten, welche Pflanzenfresser sind, und um dieses Dienstes willen, den sie dem Walde erweisen, sollte man sie schonen und schützen und den Ameisenpuppensammlern scharf auf die Finger klopfen. C. Trog.

Geistesgegenwart. — Als Sara Bernhardt noch eine ziemlich unbekannte Schauspielerin war, spielte sie eines Tages in einem Stücke, in welchem sie einen langen Monolog zu sprechen hatte. Zum Schlusse des Monologs hat ein Arzt aufzutreten, doch als sie das Stichwort gesprochen, ließ sich derselbe nicht blicken.

Da trat sie ans Fenster und fuhr fort, als ob ihr Monolog noch nicht zu Ende sei: „Ah, dort kommt ja der Doktor, das freut mich!“

Doch der Erwartete gab noch immer kein Lebenszeichen von sich.

„Aber wie langsam er geht,“ fuhr die Darstellerin fort und starrte ängstlich nach der Richtung, von der der Ersehnte kommen mußte. „Er scheint es gar nicht eilig zu haben. Jetzt bleibt er auch noch stehen und spricht mit einer Dame. Was kann er ihr denn zu sagen haben? — Na, wenigstens macht er sich jetzt auf den Weg ... Nein, noch immer nicht, jetzt spricht er mit einem Herrn. Der gute Doktor scheint die ganze Stadt zu kennen. — Na, Gott sei Dank, jetzt kommt er endlich!“

Gerade, als sie diese Worte gesprochen, trat der Doktor auf, aber von der entgegengesetzten Seite. Einen Augenblick war Sara Bernhardt starr vor Schreck, dann aber schüttelte sie dem Arzt die Hand und sagte mit größter

Seelenruhe: „Wie sind Sie nur so schnell um die Ecke gekommen, Herr Doktor?“

Die Situation war gerettet, und das Stück errang einen großen Erfolg. L—n.

Das Viergroschenschloß. — In der Nähe von Cork befindet sich das Schloß Monkstown, das im Jahre 1636 mit einem Kostenaufwand von ganzen vier Groschen gebaut wurde, wenigstens behauptet es die lokale Überlieferung. Die Sache soll sich so verhalten haben. John Archdeken, ein vornehmer Bürger von Cork, stand im Heere Philipps IV. von Spanien und folgte ihm von Schlacht zu Schlacht, von Belagerung zu Belagerung, von Niederlage zu Niederlage. Seine Frau kam inzwischen auf den lobenswerten Gedanken, ihm zum Beweise ihres klugen, sparsamen Wirtschaftens einen vornehmen Herrensitz bauen zu lassen, mit dem sie ihn bei seiner Heimkehr überraschen wollte. Die Ausführung des Planes gelang auch vollkommen nach Wunsch, und als sie nach Fertigstellung des Bauwerkes die Kosten überrechnete, ergab sich das überraschende Resultat, daß sie nicht mehr und nicht weniger als vier Groschen Baukosten anzuschreiben hatte.

Sie hatte diese Tatsache dem schlauen Einfall zu verdanken, daß sie den sämtlichen beim Bau beschäftigten Arbeitern die Bedingung stellte, sie müßten alles, was sie während der Arbeitszeit verzehrten oder sonst brauchten, aus einem von ihr für diesen Zweck unterhaltenen Laden beziehen. Sie nahm darin den Leuten nur die landläufigen Preise ab, hatte aber selber alles vorteilhaft im großen eingekauft. Die ganze Umgegend kam schließlich zu ihr, um ihren Bedarf zu decken. Das Geschäft rentierte sich so ausgezeichnet, daß die gesamten Baukosten herausgeschlagen wurden bis auf einen Rest von vier Groschen.

Es läßt sich denken, welche Lobeserhebungen diese Frau für ihr kaufmännisches Talent von dem heimkehrenden Gatten eingeheimst haben wird. Das noch heute bewohnte Schloß aber hat ihren Ruhm bis in unsere Zeit getragen. Gl. D.

Ländlich — sittlich. — Ein Forschungsreisender besuchte im Jahre 1821 Südamerika und kam auch nach der Stadt Potosi im Staate Bolivia. Auf den Bällen mußten die jüngeren Damen ohne Aufhören mit jedem trinken, der sie aufforderte. Dagegen hatten die Damen das Recht, jeden Herrn aus irgend einem Grunde zum „Tode zu verdammen". Ein also Verurteilter wurde auf einen in der Mitte des Saales aufgestellten Sessel gesetzt und gezwungen, so viele Gläser Champagner zu trinken, als Damen anwesend waren. Nach dieser „Hinrichtung" wurde der „Tote" unter rasender Musikbegleitung und ausgelassenem Gelächter der Damen aus dem Saale getragen. Nach zwei bis drei Stunden konnte er sich die Erlaubnis zum Wiedereintritt dadurch erkaufen, daß er auf das Wohl der Damen wiederum wenigstens fünf Gläser Champagner trank. Dann hatte er außerdem noch das Recht, eine der Damen ebenso zum Tode zu verurteilen, wie sie selbst ihn verurteilt hatten. Doch war die Dame nicht gehalten, mehr als zehn Gläser rasch nacheinander zu trinken. D. C.

Eine schlaue Frage. — In seinem Alter war der Dichter Boileau von einem solchen Eigennutz besessen, daß er keine Gelegenheit, ihn zu befriedigen, vorübergehen ließ. Sein komisches Epos „Das Chorpult" hatte ihm Ludwigs XIV. Gunst dermaßen gewonnen, daß dieser den Dichter zur Tafel lud. Dabei richtete Boileau die Augen starr auf eine goldene Schüssel mit Fasanen. Der König, welcher annahm, daß der Dichter Appetit auf Fasanen habe, lächelte und sagte einem Diener, man solle die Schüssel dem Dichter reichen.

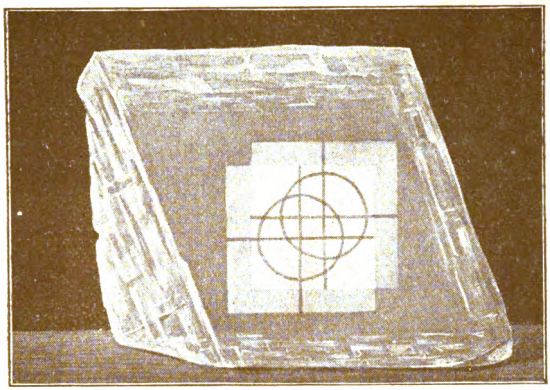
„Sire," rief der Schlaukopf, „die Fasanen auch?"

Der König verstand und sagte: „Ja, und die Fasanen auch."

Nach beendeter Mahlzeit trug Boileau die goldene Schüssel vergnügt nach Hause. J. W.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Theodor Freund in Stuttgart, in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Doppelspat.

Schätze der Erde.

Entstehung, Gewinnung und Verwertung der interessantesten Stoffe aus allen Gebieten der Natur.

Ein Handbuch für jedermann, insbesondere für die reifere Jugend. Von **Dr. Richard Blochmann.**

Mit vier Tondruckbildern und zahlreichen Textillustrationen.

Elegant gebunden 6 Mark.

Dem großen Kreise der Naturfreunde aller Stände, insbesondere auch unserer heranwachsenden Jugend, ist dieses Buch gewidmet. In unserer Zeit, in welcher die Naturwissenschaften zu hoher Blüte gediehen sind und deren Kenntnis für jedermann von großem praktischen Wert ist, gewinnt alles das, was Mutter Natur uns schenkt, was sie im endlosen Kreislauf der Dinge hervorbringt, erhöhtes Interesse. Unser Buch „Schätze der Erde" beantwortet die wichtigsten der vielen Fragen, die sich dem die Natur aufmerksam betrachtenden Menschen entgegendrängen. Die Vielseitigkeit der Gebilde aus der toten Natur und aus dem Reiche des Lebens, deren geheimnisvoller Aufbau, die ungeheure Zahl der Produkte, welche die schaffende Hand des Menschen der Erde abgerungen, ihre Gewinnung und Verwendung im Dienste der Kultur führt das Buch in gemeinverständlicher, fesselnder Weise in Wort und Bild vor. Es ist **ein ausserordentlich nützliches und wertvolles Buch,** das in allen Kreisen, nicht zum mindesten auch in denen der Schule, lebhaften Beifall findet.

Baumwollsamen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 867 C
WILSON
ANNEX